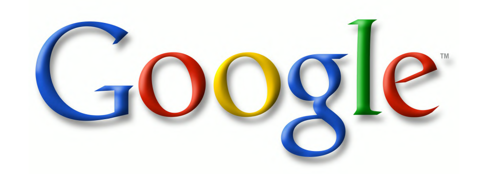
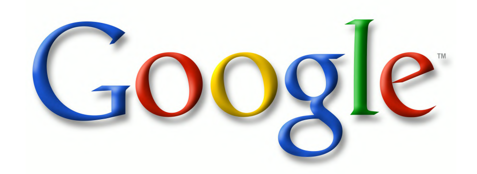
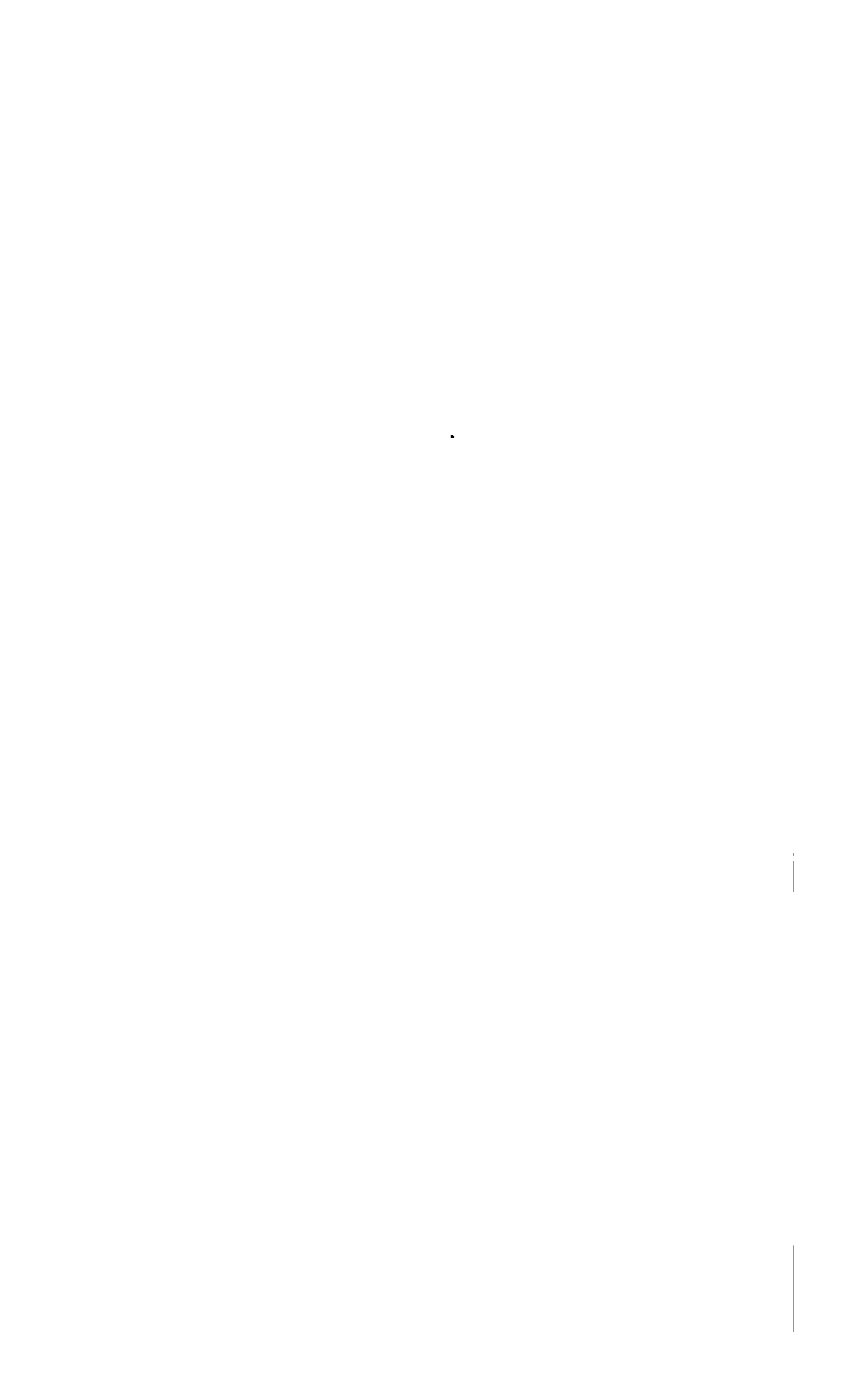










Künstlerroman.

Erster Band.



Künstlerroman.

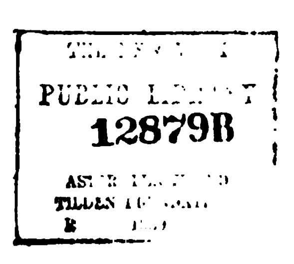
Von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

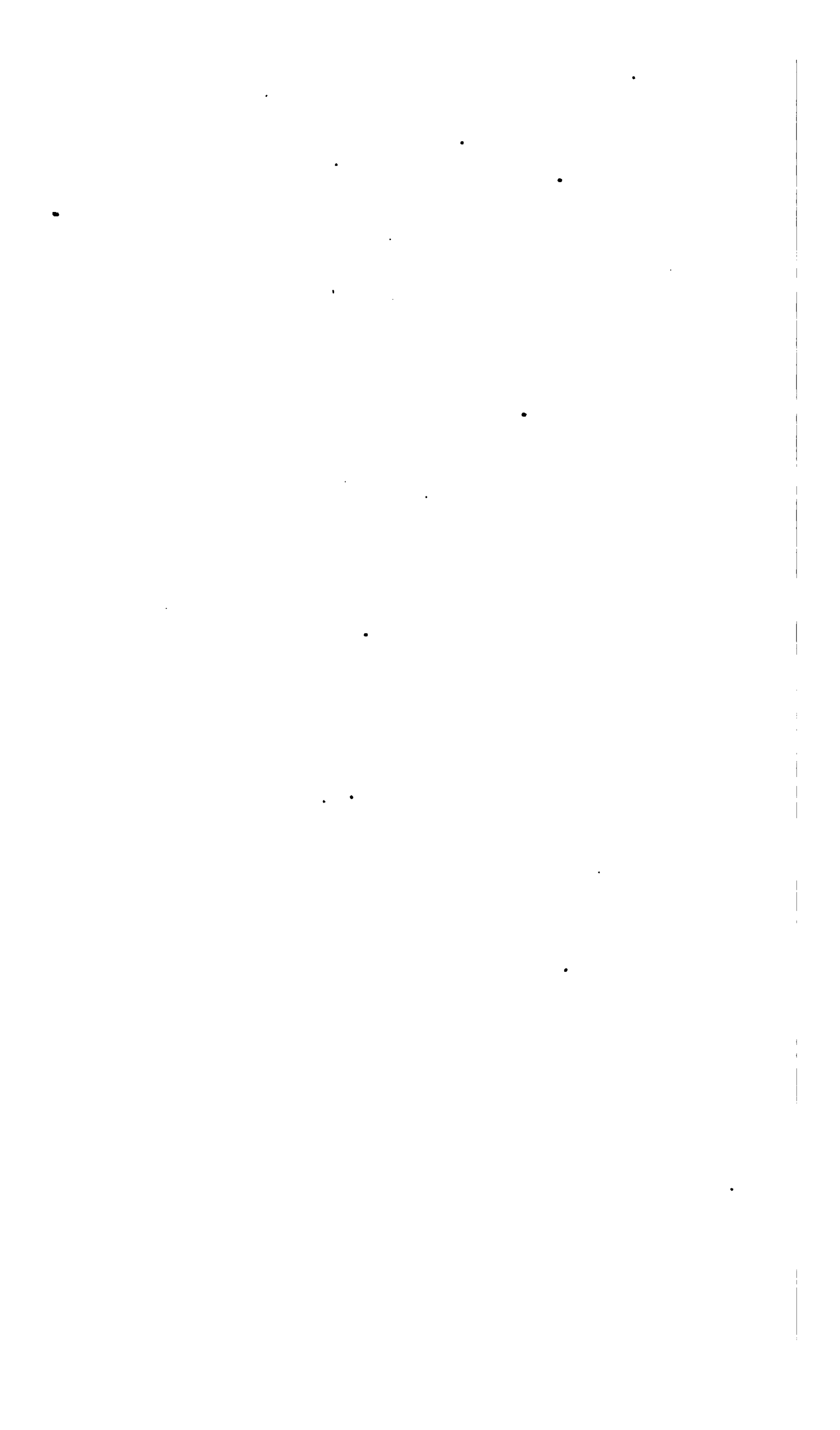


Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

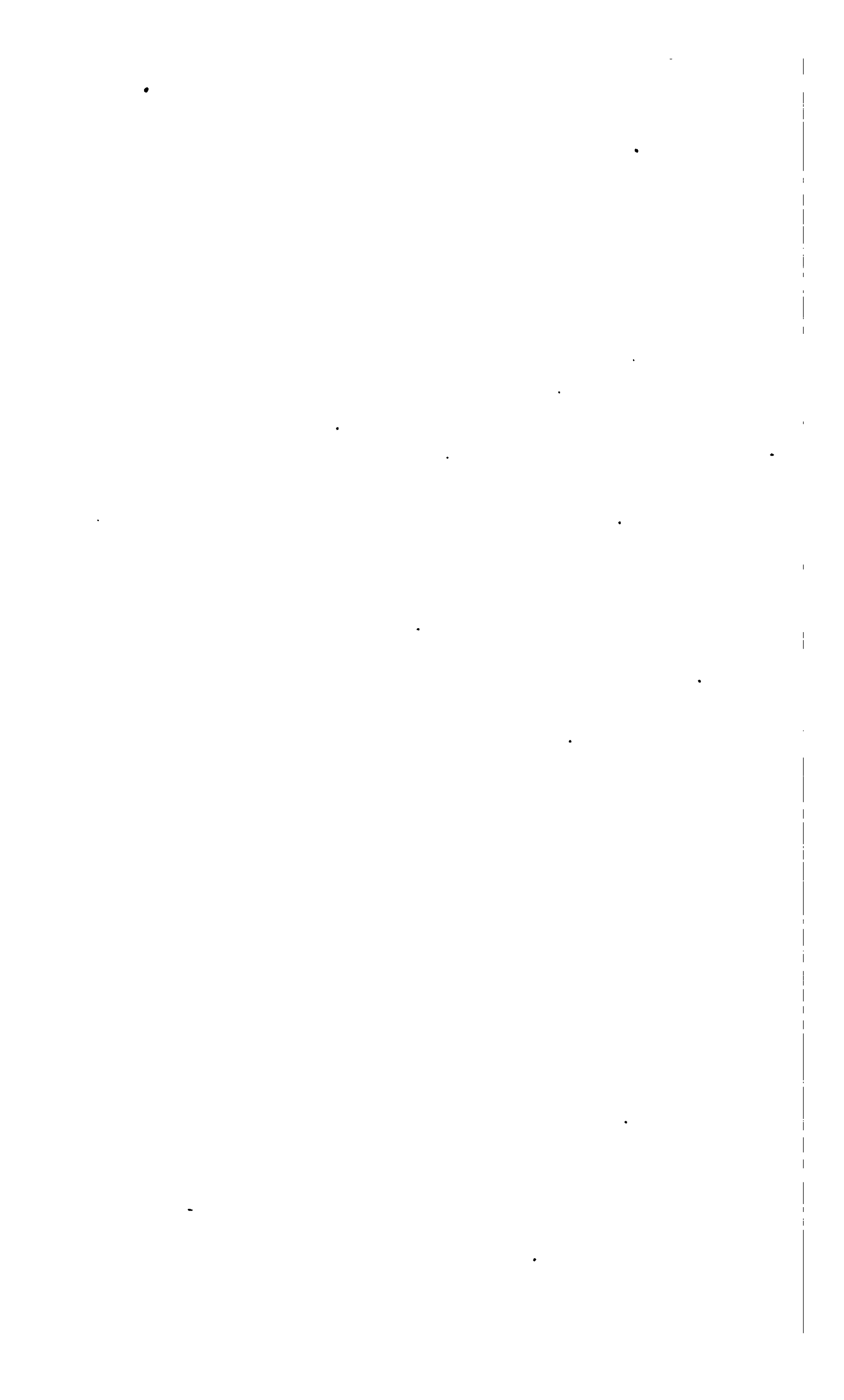


Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt.



Künstlerroman.



I.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher.

Es ist ein sonniger Frühlingstag, der Himmel tiefblau und fast ganz klar, wobei die einzelnen leichten Wölkchen, die hingehaucht im Aether schwimmen, wie eine angenehme Unterbrechung desselben, wie eine wohlthuende Verzierung erscheinen. Was wir unter diesem heiter lächelnden, von Sonnenstrahlen durchblitzten, weiten, glänzenden Gewölbe von der jungfräulich blühenden Erde sehen, innerhalb unseres engen Horizontes nämlich, zeigt uns dieselbe als ein lustiges Spiegelbild — ja, wahrhaftig, und je mehr beide sich anlachen, desto vergnügter und glückseliger wird ihr Aussehen, es scheint eine wechselseitige Steigerung Statt zu finden. Dabei schielt die Sonne unaussprechlich neugierig durch die dichten Zweige benachbarter Parkbäume, wo es ihr nur möglich ist, und auch ihre Strahlen scheinen behaglich zu lächeln wie Himmel und Erde — ja, wenn wir den Dreien eine Zeitlang unbefangen zuschauen und so deutlich sehen, wie ihre Heiterkeit zuzunehmen scheint, erwarten wir, die Betheiligten in einem der nächsten Augenblicke in ein ungeheures Lachen der Glückseligkeit ausbrechen zu hören, in das aber

auch wir und gewiß auch Du, geneigter Leser, aus vollem Herzen mit einstimmen würdest, wenn Du um Dich siehst und es zu fühlen vermagst, wie wunderbar schön dieser Frühlingsmorgen ist.

Rings um uns her hat die Natur Laubmassen und Blüthen mit der Verschwendung ausgebreitet, die wir allerdings an ihr gewohnt sind, die aber doch wieder in jedem Frühjahre aufs Neue unser freudiges und gerechtes Erstaunen erregen. Und mit welch' wunderbarem Geschick und welch unnachahmlicher Grazie ist das alles arrangirt, trotz der Millionen Blätter eines einzigen Baumes doch nirgends eine Ueberladung, nirgends eine ungefällige Form! Und wie malerisch ist dafür gesorgt, daß das im Frühjahre etwas einförmige, helle Grün durch farbige Blüthen angenehm unterbrochen und gemildert wird, und in dieser Unterbrechung wieder welcher Reichthum: die stolze Kastanie mit ihren Blüthenkerzen, einem Weihnachtsbaume zu vergleichen, sich langsam bewegend im Morgenwinde und alsdann Milliarden weißer Blätter von sich streuend; die luftige Kirsche mit weißen Sternen besäet; der Birnbaum mit aufstrebenden Zweigen, lichtgrün und schneeweiß gemischt; der sanfte Apfelbaum in jungfräulich bräutlicher Demuth mit niederhängenden Zweigen, rosig angestrahlt, wie erröthend vor seiner eigenen Pracht — und dazu das lustige Volk der kleinen Gesträuche und Gebüsche mit sammtartigen, saftig grünen Blättern, mit Blüthen in den verschiedensten Farben betupft, und ihren heiteren, bunt gefiederten Bewohnern: wie behende schlüpfen die Vögel hindurch, halten dann plötzlich still auf einem ihnen passend dünkenden Zweige, um ihre lustige Weise in den Tag hinein zu singen und um vielleicht irgend einem

benachbarten Freunde ein Zeichen zu geben. Dabei sind sie immer so eilig und scheu, und es ist so, als hätten sie beständig vergessen, hier oder da eine wichtige Mittheilung zu machen oder etwas Liegengelassenes nachzuholen.

Unabhängiger, freier, poetischer erscheint uns die Lerche, die, unbekümmert um das, was sie auf der Erde zurückläßt, wirbelnd und schmetternd gen Himmel steigt, immer höher, immer höher und dabei immer toller jubilirend, einer befreiten Seele zu vergleichen, die glücklich darüber ist, diese arme Erde verlassen zu dürfen; auch Schmetterlinge wagen sich schon hervor: dort flattert ein frühzeitiger Citronenfalter um den gefährlichen Weißdorn herum — ach, und auch die Frühlingsjagd beginnt schon, denn da sehe ich einen kleinen Knaben, der sich rasch von der Hand seiner Wärterin losreißt, um dem Schmetterlinge nachzueilen; dem Bruder folgt rasch die wenig ältere, aber schon viel verständigere kleine Schwester. Dieser eilt dann wieder die Wärterin nach, und der Wärterin, einem gesunden, ebenfalls frühlingsartig aussehenden Dienstmädchen, bemüht sich ein lebendiger Husar nachzukommen, der hier auf der etwas entfernten Promenade ganz zufällig mit ihr zusammengetroffen.

Ja, wir befinden uns in einer kleinen Entfernung von einer reichen Provinzstadt, die noch in manchen Theilen, ja, in ihrer ganzen Physiognomie das Ansehen einer Miniatur-Residenz beibehalten, was sie ehemals war; wir sind an der Grenze eines großen und schönen Parkes, in dessen Mitte ein herrschaftliches Jagdschloß sich befindet. Dort, obgleich ziemlich weit entfernt, sehen wir seine weißen Mauern zwischen den hohen Stämmen alter Bäume unter dichten Laubmassen hindurchschimmern, welche es umstehen. Von der Stadt

hören wir nur ein einförmiges, leichtes Summen und hier und da den Klang einer Glocke. Gerade vor uns hören Bäume und Sträucher mit Einem Male wie abgeschnitten auf, dort fließt tiefer, als wir uns hier befinden, der schiffbare Fluß; seinen Wasserspiegel können wir nicht sehen, und ein so eben vorüberfahrender Dampfer macht auf uns eine recht komische Wirkung, denn da der Schiffskörper für uns unsichtbar ist, so scheint uns der schwarze Kamin mit dem lang hinausquellenden Dampfe am Ufer spaziren zu gehen.

An den kleinen Weg, auf dem wir wandeln, stoßen rechts und links Gärten, große und kleine, hier parkartig angelegt, dort noch wenig verschieden von dem hinten anstoßenden Kraut- und Kartoffelfelde. Eben so verschiedenartig als die Anpflanzung dieser Grundstücke sind auch die Einzäunungen derselben, und wechseln Bretterzäune mit schönen Gittern und mit zusammengewachsenen Gehegen ab. Der Pfad, auf dem wir gehen, ist ein ziemlich kunstloser Weg, kaum eine Fahrbahn zu nennen; dafür läuft er aber auch nicht steif und gerade, sondern in einer angenehmen Schlangenlinie, ist auch nicht chaussirt, hat deßhalb keine starren Grenzpfähle, keine staubigen Steinhaufen, noch verhängnißvolle Straßengräben, sondern ist anmuthig begrenzt von grünen Sträuchern, sprießendem Grase, namentlich aber von duftigen Veilchenbüschen. Ach, und diese riechen heute Morgen so himmlisch gut, daß sie uns nicht nur die Gegenwart versüßen, sondern uns auch anmuthige Bilder der Vergangenheit hervorzaubern, wo wir unter den verschiedensten Verhältnissen selbst Veilchen pflückten oder welche geschenkt erhielten!

Noch eine kleine Biegung des Weges, und wir sind am Ziele unseres heutigen Morgenspazirganges. Ja, wir haben

heute ein Ziel, geneigter Leser, und wenn wir es auch häufig lieben, uns zwanglos in der freien Natur zu bewegen, bald rechts, bald links abzuschweifen ohne Zweck und Absicht, thun wir doch nur also, wenn wir allein sind, und würden es nicht wagen, Dich ohne ausdrückliche Erlaubniß so mit uns in der Irre herumzuführen. Vielleicht ist Dir schon das Wenige, das wir Dir zugemuthet haben, zu viel, und können wir deßhalb zu unserer Entschuldigung nur sagen, daß wir doch mit unserer Geschichte irgendwo anfangen mußten und daß wir es für passend gehalten, dieses unter Sonnenschein, frischen Lauben, Blüthen und Blumen zu thun, als in einer dumpfigen Stube.

Ein bescheidenes Gitterthor, dessen Einfassung aus einem Paar alter, irgendwo aufgefundener Säulen besteht, die mit Vasen aus gebranntem Thone und von eleganter Form gekrönt sind, läßt uns in einen kleinen Garten treten, der eben so wie die ganze Umgebung von grünen Blättern und Blüthen strotzt. Er ist übrigens mit wenig Kunst angelegt: die Mitte nimmt ein halbrunder Rasenplatz ein, um den rechts und links breite Sandwege nach dem hinteren Theile des Gartens führen, wo sich ein ziemlich einfaches Gebäude aus röthlichen Backsteinen erhebt. Dieses Gebäude hat eine eben so eigenthümliche Form, daß wir ihm gleich ansehen, es sei zu einem ganz besonderen Zwecke erbaut. Nach dem Garten zu hat es nur oben im Kniestocke des Daches ein paar schmale Fenster, und würde deßhalb die uns zugekehrte Form sehr roh und kahl aussehen, wenn sich nicht an die Mauer desselben unten ein Gewächshaus anlehnte, durch dessen Scheiben wir die zierlichen Blätter fremder Pflanzen erblicken. Was uns auf dieser Südseite des Hauses allein

verräth, daß eine künstlerische Hand thätig war, ist der ziemlich hohe und breite Eingang in dieses Gebäude, denn auch hier, wie draußen am Gitterthore, sehen wir ein Paar cannelirte Säulenüberreste, verwandt mit Capitälen, die, obgleich sehr zerstört, immer noch ihre ehemalige zierliche Form verrathen. Oben über dem Eingange ist ein altes Marmorrelief eingemauert, das Haupt der Meduse vorstellend, und alles dieses, Säulen, Capitäle und Relief, sind anscheinend auf ungezwungene Art mit Epheu umrankt, der aber in seiner geschickten Anordnung eine helfende Hand verräth. Neben der Thür lehnt eine griechische Amphore, ein Gefäß, welches in wunderbar eleganter Gestalt unser Auge entzückt und die es uns so begreiflich macht, daß ein zweiter Epheu es ebenfalls liebend umschlingt. Von oben ist die röthliche, einförmige Mauer des Gebäudes gemildert durch eine Flagge mit den bunten Farben des Künstlerwappens: roth und weiß und drei silbernen Balken im blauen Felde.

Es ist dies das Atelier eines Malers, vor dem wir stehen, und wir werden gewiß nicht unterlassen, den geneigten Leser hinein zu führen; doch müssen wir uns vorher noch einen für unsere wahrhaftige Geschichte nothwendigen kleinen Aufenthalt in dem kleinen Garten gestatten.

Der breite Sandweg, der den Rasenplatz umschließt, letzterer mit zierlichen Rosenbäumchen besetzt, ist auf seiner äußeren Seite von Gebüsch umgrenzt, welches die Enge des nicht bedeutenden Gartens verdeckt und welches, in die Ecken zurücktretend, dort ein paar kleine Lauben bildet.

Eine derselben nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; sie ist die größere, und während in der andern nur ein paar Gartenstühle stehen, bemerken wir hier einen ziemlich großen

ovalen Tisch vor einer Steinbank von antiker Form und mit zierlichen Sesseln von natürliches Holz vorstellendem Eisenguß. Auf dem Tische steht an einer Seite desselben ein Glas mit duftigen Maiblumen, daneben liegen ein Paar zusammengerollte Herrenhandschuhe und ein geöffnetes Skizzenbuch mit darauf liegendem Bleistifte; eine kaum angerauchte Cigarre scheint der Besitzer dieser Gegenstände, als er fortging, vergessen zu haben. An dem anderen Ende des Tisches sitzt ein junges Mädchen, wir hätten bald gesagt, eine junge Dame, doch würden wir mit diesem Ausdruck den geneigten Leser irre geführt haben, obgleich er, nach dem Aeußern zu urtheilen, gerechtfertigt gewesen wäre. Dieses junge Mädchen gehörte der dienenden Klasse an, sie war ein Gemisch zwischen Kammerjungfer und Gouvernante und wußte ihren runden Hut mit grünem Schleier, sowie ihre schwarzseidene Mantille so vortheilhaft zu tragen, daß, wie schon vorhin bemerkt, ein Irrthum höchst verzeihlich gewesen wäre. Sie hatte den Hut neben sich auf die Bank gelegt, auch ihre Handschuhe abgestreift und war beschäftigt, einen Haufen wohlriechenden Waldmeisters von unreinen Blättchen und allenfallsigen halb aufgegangenen Blüthen zu säubern und in eine Porcellanterrine zu werfen, bei welcher Beschäftigung sie einen Zuschauer hatte in dem Gärtner des Hauses, der ihr gegenüber am Eingange der Laube an einem Baume lehnte, während er seine beiden Hände auf ein Grabscheit stützte.

Der Gärtner war ein Mann an den vierzig Jahren, eine gesund aussehende Persönlichkeit mit heiteren Zügen, die das rothbraune Colorit der Leute dieses Gewerbes hatte.

„Wenn der Herr sehen könnte,“ sagte er lächelnd nach einer Pause, „wie Mamsell Elise es so zierlich versteht, den

Waldmeister auszusuchen, so würde er mir dieses Geschäft nicht mehr übertragen, davon bin ich fest überzeugt."

„In dem Falle," gab die Gouvernante etwas schnippisch zur Antwort, „würde der Herr wenig Maitrank zu kosten bekommen, denn Ihr wißt sehr gut, Meister Andreas, daß Unsereins zu so was keine Zeit hat; du lieber Gott, ich mache mir fast eine Sünde daraus, hier zu sitzen und Eure Arbeit zu thun, während die kleine Margarethe allein da drinnen ist."

„Allein?" fragte fast erstaunt der Gärtner; „na, da muß ich bitten, es ist da drinnen eine recht hübsche Gesellschaft bei einander, und vor allen Dingen Fräulein Margarethens Papa, da kann man doch bei Gott nicht sagen, daß sie allein sei."

Die Gouvernante warf ihre Oberlippe etwas verächtlich in die Höhe und sagte hierauf: „Allerdings ist da drinnen im Atelier eine hübsche Gesellschaft" — sie betonte das Eigenschaftswort mehr als gerade nothwendig war — „da ist zum Beispiel der Herr ....."

„Na, Mamsell Elise," gab der Gärtner in einem Tone zur Antwort, der zwischen Vorwurf und Frage die Mitte hielt.

„Der Herr," fuhr die Andere fort, „der nun allerdings einmal hier seine Beschäftigung hat, obgleich es die ganze Welt, gelinde gesagt, sonderbar finden muß, daß er sich ein Atelier erbaut hat eine halbe Stunde von der Stadt und seinem Wohnhause entfernt."

„Weil die ganze Welt nichts davon versteht," versetzte der Gärtner mit großer Entschlossenheit, indem er das Grabscheit vor sich in den Boden stieß; „der Herr braucht für

seine großen Bilder ein Atelier, für das man im Hofe bei unserem Wohnhause keinen Platz und kein Licht gefunden hätte — was braucht er nicht alles für Modelle, für die man doch Platz nothwendig hat!"

Bei dem Worte Modelle rümpfte die Kammerjungfer verächtlich ihre Nase.

„Hatten wir doch im vergangenen Herbste," fuhr Andreas achselzuckend fort, „tagelang ein Geschütz mit Bespannung im Atelier, natürlich nur mit zwei Pferden, und wie oft brauchen wir da drinnen Reiter mit Sattel und Zaum — wo wollten wir denn dergleichen Zeug in der Stadt unterbringen? Und wenn das je möglich wäre," setzte er mit einem komisch ernsten Gesichtsausdrucke hinzu, „denken Sie doch nur an die Umstände, die es gibt, Mamsell Elise, an das Gerassel, an das Gepolter und — an die Nerven!"

„Gerassel und Gepolter würden wir bei den Modellen des Herrn durchaus nicht scheuen, aber die anderen, die kein Gerassel und Gepolter machen — doch reden wir nicht davon, ein anständiges Mädchen darf darüber nicht sprechen."

„Darin haben Sie ganz und gar Unrecht: was bei uns vorkommt, darüber kann ein Mädchen reden, und wenn sie so anständig ist wie eine Prinzessin — leider Gottes, daß man nicht im Stande ist, Euch da drinnen eine andere Meinung beizubringen!"

„Allerdings, das seid Ihr nicht im Stande, ein solcher Versuch wäre sehr überflüssig; doch müßt Ihr uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen," setzte sie mit einem anmuthig sein sollenden Lächeln hinzu, „daß wir Euch sehr wenig hier außen belästigen, und hätte es der Herr nicht ausdrücklich befohlen, ja, sehr ausdrücklich, die kleine Margarethe sollte

heute Morgen zu ihm gebracht werden, so würde es Madame ganz gewiß nicht eingefallen sein, ihr Kind gerade hieher zu schicken."

„Hm, gerade hieher? Hm, und dem armen, kleinen Mädchen mit seiner schwächlichen Gesundheit thäte es so ausnehmend gut, wenn es sich hier in der freien Gottesluft herumtummeln könnte, oder wenn es da drinnen spielen dürfte mit den schönen Spielsachen, die wir hier für es haben."

„Lieber Meister Andreas," erwiderte die Kammerjungfer mit großer Würde und Weisheit, „das sind Sachen, über die wir beide wohl nicht zu entscheiden haben. Was mich anbelangt," fuhr sie mit einer excentrischen Handbewegung fort, „so behaupte ich, Madame hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht!"

„Und was mich betrifft," gab der Gärtner zur Antwort, wobei er, ihre Handbewegung parodirend, sein Grabscheit schwang, „so sage ich, mein Herr hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht — aber nichts für ungut, darum keene Feendschaft nich, wie sie in Berlin sagen, wo ich glorios meine Zeit gedient!"

Die Kammerjungfer hatte ihre Augen und ihre Finger in den duftigen Waldmeister vertieft und sagte nach einer längeren Pause, mehr wie zu sich selber, als um es dem Andern mitzutheilen: „Es ist eigentlich recht traurig, daß es so ist; mir könnte es schon recht sein, wenn es anders wäre, wenn Madame häufig hieher käme uud ihre Freude hätte an den schönen Bildern, die der Herr malt — ach, wie schade," setzte sie mit einem schwärmerischen Blicke gen Himmel hinzu, „so große Kunst, so ein wunderbares Talent und so wenig innere und äußere Haltung!"

„Was Sie da sagen, Jungfer Elise," erwiederte der Gärtner in ärgerlichem Tone, „könnte mich erzürnen, nicht gerade, weil Sie es sagen, sondern weil ich Sie kenne als das lebendige Echo unserer Madame, und weil es traurig ist, daß es so ist — glauben Sie nicht, daß es auch den Herrn tief kränken muß, wenn die ganze Stadt und alle Fremden daher laufen, um eines seiner neuen Bilder zu sehen, und man von Madame hören muß, wie ich's mit eigenen Ohren vernommen, sie thäte das Bild noch gar nicht kennen?" — Dies letztere sagte er in einer so komisch gespreizten Haltung und dabei in so scharfem Tone, daß man annehmen mußte, er copire und komme dem Originale ziemlich nahe, denn ein kurzes, aber schnell unterdrücktes Lächeln überfuhr die Züge der Kammerjungfer.

„Mich freut es nur, daß Ihr uns vermißt," sagte sie, „und zur Belohnung dafür will ich Euch anvertrauen, Meister Andreas, daß Ihr in Kurzem einen Besuch von Madame zu erwarten habt; ich sage das Euch eigentlich," fuhr sie vertraulicher fort, „um Euch einen Wink zu geben, daß man hier nichts findet, was man nicht finden soll."

Der Gärtner machte eine sehr ungeduldige Bewegung mit seinem Grabscheit; doch ließ sich die Kammerjungfer nicht in ihrer Rede stören, sondern sprach mit großer Ruhe weiter:

„Seine Hoheit der Prinz Heinrich ist hier und wird das Atelier des Herrn in Begleitung von Madame besuchen — seid also klug und anständig!"

„Ja, ich werde so klug sein," entgegnete ihr verdrießlich der Gärtner, „und darüber gar nichts reden, denn sonst wäre es möglich, daß der Herr den Garten zuschlösse, denn Besuche wie die Seiner Hoheit sind nicht das, was wir

sehnlich wünschen; und um auf Ihre Aeußerung „anständig“ zurückzukommen, so kann ich Sie versichern, daß, wenn unser Atelier von Glas wäre und mitten auf dem Marktplatze stände, so müßte die ganze Bevölkerung eine Freude daran haben, wie es bei uns zugeht. Etwas möchte ich nur wissen, wer Euch da drinnen alle die vertrackten, dummen Ideen in den Kopf setzt — der arme Herr! Ich bin nur ein geringer Gärtner, aber wenn ich denken müßte, daß alle meine Schritte so mit Mißtrauen betrachtet würden, ich thäte der Welt ein Ende laufen.“

„Und ließet Eure Frau sitzen, wenn Ihr eine hättet.“

„Ja, wenn ich eine hätte — doch so weit sind wir noch lange nicht,“ setzte er mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu; „dann brauchte ich wahrscheinlich niemals mehr zu sagen: Gott straf' mich!“

Die Kammerjungfer begnügte sich, ihre Achseln zu zucken und in einem mitleidigen Tone zu erwiedern: „Schade ist's doch um Euch, Andreas, daß Ihr hier außen so verwildert, aber wie ist das anders möglich!“

Nach diesen Worten summte sie eine wehmüthige Melodie vor sich hin, und Meister Andreas, also verabschiedet, begann mit großer Energie sein Grabscheit zu handhaben, indem er einen Haufen Kies in dem breiten Wege vertheilte.

Dazu sangen an diesem wunderbaren Frühlingsmorgen die Vögel ihre lieblichsten Weisen, Schmetterlinge flatterten von Blüthe zu Blüthe, und emsige Ameisen, sowie glänzende Käfer gingen eifrig ihren Tagesgeschäften nach.

Wir, geneigter Leser, wollen die Schwelle des Ateliers überschreiten, von der uns ein gastliches »Salve« entgegenleuchtet, und kommen auf einen Vorplatz, der im Hinter-

grunde eine Treppe hat, die in ein paar kleine Zimmer des Dachstockwerkes führt, welche der Hausherr einigen talentvollen, dürftigen Schülern unentgeldlich einzuräumen pflegte, um sie so in ihren Studien zu unterstützen. Links vom Eingange führt von diesem Vorplatze eine Thüre in das vorhin erwähnte Gewächshaus, wo zwischen Palmen und Baumfarn ein kleiner Wasserstrahl emporspringt, dessen Wände mit exotischen, wuchernden Schlingpflanzen bedeckt sind, ein saftig grünes Ensemble, das auch im Winter auf das von der Leinwand und den bunten Farben ermüdete Auge so wohlthätig und kräftigend einwirkt. Von den Wänden dieses Vorplatzes in braunrother Farbe hoben sich kleine Statuetten, die Meisterwerke Peter Vischer's von Nürnberg, auf einer Seite Trophäen, die aus Waffen der heutigen Zeit: Säbeln, Pistolen, Infanterie-Gewehren, Büchsen mit Hau-Bayonnetten, Carabinern und Lanzen, gebildet waren; in einer Ecke auf dem Fußboden befanden sich Trommeln, Kesselpauken, ein paar alte Trompeten neben dem richtigen Modelle eines kleinen Feldgeschützes; die ganze Hinterwand dieses Vorgemaches war mit einem großen Gobelin verhängt, den wir leise emporheben, um in das Atelier selbst zu gelangen.

Was die Größe dieses weiten und schönen Raumes anbelangt, so hatte Meister Andreas allerdings Recht, daß sich ein solcher Platz schwerlich im Hofe eines städtischen Wohnhauses gewinnen lasse, und es genügt wohl, um sich von der Ausdehnung desselben einen richtigen Begriff zu machen, wenn wir bestätigen, daß die Versicherung des Gärtners, hier habe schon ein Feldgeschütz, allerdings mit nur zwei Pferden Bespannung, Modell gestanden, seine vollkommene Richtigkeit hatte. Das Atelier war auch in seiner Höhe der Ausdehnung

entsprechend und hatte nur eine einzige, aber kolossale Fensteröffnung an der Nordseite, die sich nach Belieben verkleinern ließ und deren Licht man durch vorgezogene blaue und graue Vorhänge dämpfen oder spannen konnte. Die Wände hatten eine dunkle Schieferfarbe und waren trotz ihrer Höhe und Breite so mit Gegenständen aller Art bedeckt, daß gerade die Mannigfaltigkeit derselben diese Wände selbst und so auch das Gemach auf den ersten Blick nicht so groß erscheinen ließ, wie es in der That war. Hier sah man Trophäen von alten und seltenen Waffen kunstreich oder vielmehr künstlerisch geordnet, indem eine gar zu strenge Symmetrie vermieden war oder, wo eine solche doch vielleicht unbewußt entstand, gemildert wurde durch eine alte, ziemlich willkürlich herabhangende Fahne und durch leichte Drapirung buntfarbiger Schärpen, Shawls oder hellleuchtender Mäntel und Kopftücher orientalischer Völkerschaften. Dort eine andere Wand war für Gypsabgüsse der verschiedensten Arten und Zeiten bestimmt: neben einem herrlichen Torso oder einem antiken Kopfe sah man wohlgeformte Arme und Beine oder sonstige Glieder des menschlichen Körpers, allerdings winzig und fast unschön erscheinend gegen die kolossalen, edlen Formen des Alterthums, während daneben wieder Köpfe verschiedener Thiere aus der Wand hervorragten; auf einer anderen Seite sah man Farbenskizzen und Köpfe in Kreidemanier, Portraits von Bekannten oder Studien zu irgend einem Bilde. Das Meublement des Ateliers bestand durchweg aus altem Geräthe der besten Renaissancezeit, und jedes Stück war nach Material und Arbeit ausgezeichnet zu nennen. Da sah man ungeheure, kunstreich aus Holz geschnitzte Schränke, die jedes andere Zimmer über Gebühr ausgefüllt haben würden, hier

aber ganz an ihrem Platze schienen. Auf denselben bemerkte man eine Sammlung von interessanten großen Krügen und Gefäßen aus Thon und Glas, während feinere Arbeiten aus letzteren Stoffen, sowie aus Bronze und edleren Metallen auf wohlerhaltenen uralten Etagèren von den zierlichsten Formen aufgereiht standen. An der hinteren Wand, gegenüber dem Gobelin, unter dem wir hineingeschlüpft sind, befand sich ein rother Divan und vor demselben ein mächtiger Eichenholztisch mit schweren, gedrehten Füßen, um welchen Sessel standen mit hohen, reich geschnitzten Rücklehnen, deren Polsterung mit gepreßtem Leder oder altem, dickem Sammt überzogen war. Auch sonst überall in dem reichen Gemache fehlte es nicht an den mannigfaltigsten Sitzgelegenheiten: breite Armsessel, kleine, zierliche Tabourets und über einander gehäufte orientalische Kissen.

Was aber diesem ganzen Raume ein so wohlthuendes Gefühl der Behaglichkeit gab und ihm die kalten Formen einer Kunstsammlung oder Ausstellung benahm, war die ungesuchte und doch malerische Unordnung, in der eine Menge anderer Gegenstände so herumlagen oder herumstanden, daß man überzeugt war, sie seien gebraucht und eben erst aus der Hand gelegt worden: so auf dem Tische Albums mit Zeichnungen und Skizzenbücher in den mannigfaltigsten Größen, oder große Bände alter, prächtiger Werke; daneben seltene Waffen und geschnitzte Kistchen, deren halb zugeschobener Deckel ihren Inhalt sehen ließ: Zeichnungsmaterial, Papiere, Cigarren; reiche alte Stoffe in Damast und Sammt von den lebhaftesten Farben lagen nachlässig über die hohe Lehne irgend eines Stuhles geworfen, und zwischen ihren Falten hervor sah man vielleicht den reichen, kunstvoll gearbeiteten

Griff und Korb einer Toledoklinge. Links von dem breiten, rothen Divan befand sich ein geräumiger Kamin, dessen Oeffnung so hoch war, daß ein Mann mit dem Hute auf dem Kopfe darin stehen konnte. Die trotzig aussehenden Feuerhunde, welche im Winter das brennende Holz trugen, schienen sich in ihrem jetzigen Nichtsthun förmlich zu langweilen und wie das warme Wetter verhöhnend ihre langen Zungen verächtlich herauszustrecken. Neben dem Kamine stand ein Schirm von gepreßtem und vergoldetem Leder, hinter den wir uns einen Blick erlauben, uns aber darauf gern wieder freundlicheren Gegenständen zuwenden wollen: da befand sich nämlich ein Skelett und neben demselben das lebensgroße Bildniß eines schönen, nackten Mädchens, jedes mit einem einzigen kurzen Worte als Aufschrift: „Einst“ und „Jetzt“.

Gegenüber dem Fenster, im besten Lichte, war ein großes Bild auf zwei Staffeleien aufgestellt, vor dem der Herr des Ateliers mit Malen beschäftigt war. Es war dies ein großer und starker Mann, vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einem angenehmen, ausdrucksvollen Kopfe, dichtem, dunkelm, aber kurzgeschnittenem Haupthaare, mit einem vollen Barte, der auf eine nicht unangenehme Art ins Röthliche spielte. Er trug einen Morgenrock von hellbraunem Sammt, der etwas abgenützt war und hier und da Farbenspuren zeigte, während die übrige Kleidung des Künstlers ganz besonders sorgfältig war. Neben dem Bilde, ebenfalls in vollem Lichte, stand ein junges Mädchen von vollendeter, edler und wohlthuender Schönheit. Ihre vielleicht etwas zu schlanke Gestalt war in ein einfaches graues Gewand gehüllt, welches bis zu ihrem Halse reichte, über den ein dunkelvioletter Sammtstoff malerisch drapirt herabhing. Unter ihrer

Brust wurde derselbe festgehalten von ihrer feinen, weißen Hand, die hier zum Vorschein kam, während sie ungefähr drei Viertel ihres ausdrucksvollen Profils dem Maler zuwandte. Das Mädchen mochte etwas über zwanzig Jahre alt sein, war aber offenbar erst im Aufblühen begriffen; man hätte glauben sollen, ihre Entwicklung sei vielleicht durch einen allzu zarten Körperbau oder durch Krankheit in den Kinderjahren zurückgehalten worden, und darauf schien auch das marmorbleiche Colorit ihres edeln Gesichtes hinzudeuten. Ihre großen, dunkeln Augen unter hochgeschwungenen Brauen waren von einem sammtartigen Schimmer. Sie hatte ihre feinen Lippen etwas geöffnet, unter denen blendend weiße Zähne hervorblitzten.

Vor dieser interessanten jugendlichen Erscheinung, sie aufmerksam betrachtend, saß auf einem kleinen Polster am Boden ein Mädchen von vielleicht neun Jahren, sehr zartem, schmächtigem, ja fast kränklichem Aussehen. Es hatte ein blasses, eingefallenes Gesichtchen, aber mit einnehmenden Zügen, zu welchen die auffallend hellen und glänzenden Augen nicht ganz passend erschienen, wenigstens auf eine geistige Erregtheit deuteten, und die mit den müden Bewegungen seines Körpers durchaus nicht harmonirten; es hatte seine kleinen Hände über den Knieen gefaltet und blickte angelegentlich in das schöne Gesicht der jungen Dame, welche ihm, sowie der Maler seinen Blick von ihr ab und auf das Bild wandte, zuweilen mit Hand und Auge freundlich zuwinkte, worauf das kleine Mädchen eifrig mit seinem Kopfe nickte.

Neben dem Herrn des Ateliers, etwas zur Seite, doch so, daß er die junge Dame ebenfalls im Auge hatte, stand

ein anderer Künstler, ein sehr junger Mann von neunzehn oder zwanzig Jahren, eine schöne, schlanke Figur mit einem ausdrucksvollen, jugendlich schönen Gesichte, das aber in ein paar schwachen, wenn auch durchaus nicht unangenehmen Zügen den Engländer verrieth, krausem, hellblondem Haupthaare und eben solchem vollen, wenn auch noch sehr weichen Barte. Die elegante Gestalt des letzteren wurde noch durch seinen Anzug hervorgehoben, der aus einem etwas phantastischen Ueberwurfe von feinem, schwarzen Sammt bestand, aus dem ein blendend weißer, breit umgeschlagener Halskragen hervorschaute, der von einem gelbseidenen Tuche zusammengehalten war, sowie die aufgeschlitzten, weiten Aermel auch hier die tadellose Wäsche sehen ließen. In der linken Hand hielt er ein Skizzenbuch so ungezwungen und anmuthig, daß er hierin, wie mit seiner ganzen schönen Gestalt, irgend welchem Anderen zum Modell hätte dienen können.

An der Wand, unterhalb des schräg eingesetzten großen Fensters, bemerken wir, sich behaglich auf einem bequemen Lehnstuhle dehnend, einen anderen jungen Mann im sorgfältigsten Morgen-Anzuge, einen glänzend neuen Hut auf dem Kopfe, Ueberrock und Beinkleider nach dem neuesten Schnitte, feinen, hellen Handschuhen von kuhrother Farbe und zierlichen Lackstiefeln, an denen sich kleine silberne Sporen befanden. In der rechten Hand hatte er einen jener Spazierstöcke von vielleicht zwei Fuß Länge mit goldenem Knopfe, deren eigentliche Bestimmung ihrer Kürze halber wohl für alle praktischen Menschen ein unerklärliches Räthsel bleiben wird. Er hatte ein Glas ins rechte Auge geklemmt, das er durch Oeffnen desselben zuweilen fallen ließ, um es alsdann, wie durch einen Wurf, mit einer unnachahmlichen Grazie

wieder aufzufangen und an seinem Platze zu befestigen, wobei er jedes Mal eine köstliche Grimasse schnitt.

Etwas seitwärts von diesem Gaste befand sich noch ein anderer Besucher des Ateliers von ganz verschiedenem Aeußern: es war dieß ein älterer Mann von über vierzig Jahren, der einen oben etwas zugespitzten braunen Hut auf dem Kopfe trug, unter dem struppiges, grau und schwarz gemischtes Haar hervorsah, während in dem ebenfalls vollen, aber nicht sehr sorgfältig gehaltenen Barte von einem Gemisch beider Farben nicht gut die Rede mehr sein konnte, sondern hier das Grau stark vorherrschend war. Sein Anzug war ziemlich nachlässig und zeigte hier und da in nicht ganz verwischten Farbflecken seine Beschäftigung. Er saß so, daß er das Bild, mit welchem der Herr des Ateliers beschäftigt war, betrachten konnte.

Rechts von dem Eingange, zu dem wir hereingekommen sind, waren noch ein paar junge Künstler mit Zeichnen und Malen beschäftigt, doch hatten sie sich durch einen riesigen, quer vorgeschobenen Carton ein eigenes, kleines Atelier geschaffen, hinter dem hervor man auch zuweilen ein leises Plaudern oder halb unterdrücktes Auflachen hörte.

„Nun, was sagst Du zu meinem violetten Sammtmantel?“ wandte sich der Herr des Ateliers, der Maler Roderich Olfers, an den Mann mit dem spitzen, braunen Hute, während er etwas zurücktrat und sein Bild überschaute. „Du mußt zugeben, Walter, daß die sanften Töne des Violetts das grelle Unterkleid wohlthätig dämpfen.“

„Allerdings,“ erwiederte der Gefragte, nachdem er ziemlich lange auf die Antwort hatte warten lassen, in einem knurrenden Tone; „hättest Du aber das Unterkleid minder grell gemacht, so wäre es doch noch besser gewesen. Kann

man eine schönere Zusammenstimmung finden, als das anmuthige Grau des Kleides, welches Donna Conchitta trägt, mit Deinem violetten Sammtmantel? Ich werde mir diese Zusammenstellung merken und hätte große Lust, sie bei meiner heiligen Cäcilie anzuwenden. — Was meinen Sie, Lytton?"

Diese Frage galt dem jungen Manne mit der Sammtblouse, der aufschauend sagte: „Es ist ja bekannt, welch feinen Sinn Donna Conchitta für Farben hat; ich wünschte nur, sie würde darin meine Lehrmeisterin." Er sagte dieß mit einem fast schwärmerischen Tone, während er mit der feinen Hand träumerisch durch den blonden Schnurrbart strich.

„Es ist dies nicht mein Verdienst," entgegnete das junge Mädchen in gutem Deutsch, das sie aber, da sie eine Spanierin war, mit einem etwas fremd klingenden Accente aussprach; „es hätte ja den Augen des Meisters weh thun müssen, wenn ich in einem hellfarbigen Kleide gekommen wäre."

„Siehst Du, auch Conchitta gibt mir Recht, wenn ich Dein grelles Unterkleid verwerfe," meinte der ältere Mann mit dem grauen Barte.

„Verzeihen Sie, Herr Walter, nicht so ganz," versetzte das junge Mädchen bescheiden; „für eine Fürstin, die der Meister malt, paßt zu Violett wohl ein helles, mit reicher Stickerei besetztes Untergewand, womit ich aber nicht dienen konnte," setzte sie lächelnd hinzu.

„Für Deine heilige Cäcilie," sagte Roderich, während er ruhig fortmalte, „werden die beiden Farben in der That ganz passen; aber vergiß nicht, daß die Geschichte, nach der wir uns nun einmal bequemen müssen, von der Prinzessin Anna ausdrücklich erzählt: sie liebte farbige und prächtige

Gewänder und war wie zum größten Feste geschmückt, als sie an die Leiche ihres ermordeten Liebhabers trat."

„Da hätte ich der Geschichte etwas Gewalt angethan und gerade durch ein graues Untergewand symbolisch ihre späteren, trüben Tage bezeichnet; aber 's ist traurig, daß selbst Leute wie Du von unsern wälschen Nachbarn die grellen Farben nachahmen! Es ist wahr, was ich schon so oft gesagt und was ich, wenn auch als Prediger in der Wüste, in die Welt hinausschreien möchte: die deutsche Kunst ist todt!" Er nahm seinen Hut vom Kopfe, zog ein roth carrirtes Schnupftuch aus der Tasche und fuhr sich damit über seine hohe Stirne.

Lytton lächelte und Olfers sagte zu Walter: „Obgleich es noch früh am Tage ist, so würde man mit Dir doch nicht fertig, wenn wir uns auf dieses Thema einließen."

„Damit bin ich kurz, aber sehr ungenügend abgefertigt," knurrte der Andere. „Beweist mir, daß die alte, schöne deutsche Kunst, wo es noch Leute gab, die im Stande waren, einen vernünftigen Heiligen zu malen, posito einen Heiligen, der zur Andacht begeistert, nicht todt sei; nehmt doch einmal solche moderne heilige Gesichter, stellt euch davor und pfeift für euch selber einen lustigen Walzer — glaubt ihr nicht mit einiger Phantasie zu sehen, wie es in den kräftigen, lebensfrischen Gesichtern irgend einer heiligen Katharina oder Elisabeth anfängt, schelmisch aufzuleuchten, oder wie ein wohlgenährter, ausgefressener Altvater oder Apostel sein langes Gewand aufhebt und Lust hat, nach eurer Melodie zu tanzen? — Ah, sie ist todt, die deutsche Kunst!"

„Was meinen Sie zu diesen Ansichten, Baron?" wandte sich Olfers an den jungen, eleganten Mann, der auf diese

Frage, wahrscheinlich aus Verlegenheit, sein Glas fallen ließ, um es gleich darauf wieder einzufädeln, wobei er mit vieler Geistesgegenwart sagte: „Darüber soll ich meine Ansicht hören lassen, ich, ein armer Laie, ein kleiner Verehrer der großen Kunst, und vor Euch? Bei Rubens, werde mich schon hüten! Uebrigens weiß ja Herr Walter, was ich denke von jenen nach seinen Begriffen wunderbar gemalten Heiligenbildern, die mich frostig und kalt lassen, ja, ehrlich gesagt, mich langweilen wie die Sandfluren bei Jüterbogk: ich bin für das Lebendige, für das Warme und Blühende in der Kunst."

Der Baron richtete bei diesen Worten sein Augenglas auf die junge Spanierin, die ihn indessen mit ihrem ruhigen Blicke so theilnahmlos anschaute, als sei seine ganze elegante Erscheinung nur ein Nebelflecken oder ein Kohlenstrich auf der Wand.

„Gerade Ihr," fuhr Walter in eifrigem Tone fort, „und besonders Du, Roderich, Ihr hättet Euch mit Erfolg gegen die Verflachung der deutschen Kunst anstemmen sollen und müssen, aber auch Ihr huldigt dem Geschmacke der Zeit und denkt, je bunter, je besser!"

„Du bist hart gegen uns, Deine Mitgenossen," gab Roderich lächelnd zur Antwort; „aber nun bitte ich Dich, beendige endlich einmal Deine heilige Cäcilie, damit Du wenigstens durch Deine eigenen Werke die Worte Lügen straffst und uns dadurch vielleicht zur Nacheiferung aufforderst. — So, Sennorita," wandte er sich an das junge Mädchen, „ruhen Sie aus, Sie werden müde sein."

Die schöne Spanierin dankte mit einer freundlichen Neigung des Kopfes; ehe sie aber ihre Stellung veränderte,

schaute sie mit einem liebenswürdigen, fragenden Blicke nach Lytton, der aber hastig sagte: „Bitte auf mich gar keine Rücksicht zu nehmen, verehrte Sennora, ich benutze ja durch die gütige Erlaubniß meines Freundes nur die angenehme Gelegenheit, Ihr herrliches Profil zeichnen zu dürfen — schau' her, Roderich, bist Du mit meiner Skizze zufrieden?"

„Sie ist sehr hübsch," sagte der Gefragte, nachdem er das Blatt eine Zeit lang betrachtet; „und da hast Du ja auch mein kleines, liebes Mädchen skizzirt! Das gibt ein reizendes Blatt, würdig der schönsten Sammlung — sehen Sie, Conchitta!"

„O, Herr Lytton hat, wie immer, übertrieben," sagte bescheiden das junge Mädchen, als sie näher getreten war, nachdem sie ihren schweren Sammtmantel sorgfältig abgelegt; „aber Margarethe ist vortrefflich gelungen — darf ich's ihr zeigen?"

Nach bereitwilligst ertheilter Erlaubniß nahm sie rasch das Skizzenbuch, kauerte damit neben der Kleinen nieder und hielt ihr die Zeichnung mit der linken Hand vor, während sie mit dem rechten Arme ihren Hals umschlang und dabei ihr Köpfchen an die Brust drückte.

Roderich schien im Anschauen seines Bildes versunken zu sein; in Wahrheit aber schweiften seine Augen daran vorbei und ruhten mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf der rührend schönen Gruppe zu seinen Füßen. Das kleine Mädchen schmiegte sich fest an Conchitta, und wenn es auch im ersten Augenblicke die Zeichnung flüchtig betrachtet hatte, so hafteten doch gleich darauf ihre leuchtenden Augen auf dem guten Gesichte der jungen Spanierin, die ihr nun das

blonde Haar streichelte und alsdann fragte: „Freut es Dich nicht, was Herr Lytton gezeichnet?"

„O ja," gab die Kleine zur Antwort, „weil auch Du darauf bist und ich Dich gern habe, weil Du mich gern hast!"

„Wenn Du lieb bist, wie Du ja immer zu sein pflegst," fuhr Conchitta mit leiser Stimme fort, „so will ich versuchen, wenn es Herr Lytton erlaubt, Dir eine kleine Copie davon zu machen; die kannst Du alsdann zu meinem Andenken aufheben."

„Versprichst Du mir das, um auch Wort zu halten?" fragte das Mädchen mit einem eigenthümlichen, fast schelmischen Lächeln, welches sich aber fast traurig auf dem bleichen Gesichte ausnahm.

„Gewiß, Margarethe; habe ich Dir je etwas versprochen und meine Zusage nicht gehalten?"

„Ja, das hast Du, Conchitta."

„Nun, was denn?" fragte diese, in der That erstaunt. „Darauf wäre ich begierig, denn ich pflege sonst meine Versprechen zu halten!"

„Du hast mir eine Geschichte versprochen und hast gesagt, wenn Du wieder ins Atelier kämest, würdest Du sie mir erzählen, eine Geschichte, worin ein Bube vorkomme, so alt wie ich, und eine Katze mit einer Halsbinde."

„Ah," sagte Lytton lachend, der ganz dicht an die Beiden herangetreten war und, wie es schien, mit Wohlgefallen auf das fast überreiche schwarze, weiche und glänzende Haar des jungen Mädchens blickte — „ein Knabe und eine Katze mit einer Halsbinde, das sind schon so pikante Bestandtheile zu einer Geschichte, daß ich wirklich selbst darauf begierig wäre!"

„Papa, Du weißt, daß Conchitta sie mir versprochen hat — nicht wahr?"

Roderich, der nach einem Blicke auf sein Bild die Palette wieder ergriffen hatte, um noch ein paar Striche zu thun, und nun Farbe und Malstock wieder niederlegte, sagte mit einem freundlichen Blicke auf die Beiden: „Allerdings, Sennorita, versprachen Sie es ihr, und da auch ich der Ansicht Lytton's bin, daß wir nach Ihrem Programme etwas Außerordentliches zu erwarten haben, so sollten Sie Ihr Versprechen erfüllen und uns die Geschichte zum Besten geben."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich. Aber das ist eine Geschichte nur für Kinder; sie würde Ihnen wenig Vergnügen machen."

„Was mich anbelangt," meinte Lytton, „so habe ich ein so kindliches Gemüth, daß mich die Geschichte außerordentlich ansprechen wird."

„Und mich," setzte Roderich hinzu, „würde es recht sehr freuen, zu sehen, wie sich Margarethe bei dieser Erzählung amusirt, und überdies möchte ich zur Abwechslung eine halbe Stunde an dem Harnisch eines der Trabanten malen, und während dessen ruhen Sie aus und erzählen mit Bequemlichkeit."

Der junge Elegant hatte sich von seinem Sitze erhoben und trat mit einer tänzelnden Bewegung vor das junge Mädchen hin, wobei er so graziös wie möglich seinen Hut abnahm und sagte: „Sie werden mir erlauben, daß ich meine Bitte mit denen meiner Freunde vereinige. — O, es ist etwas Köstliches," rief er enthusiastisch aus, „um so ein Atelierleben, die reizendsten Bilder entstehen zu sehen, distinguirte Fremde kennen zu lernen, geistreich zu conversiren und

allerliebste Geschichtchen zu hören — erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen zum voraus die Hand küsse!"

Da er sich mit einer ausgesuchten Bewegung und so tief gegen Conchitta hinabneigte, daß sie wohl fürchten mußte, er werde im nächsten Augenblicke vor ihr knieen, so reichte sie ihm, um dies zu verhüten, ihre kleine Hand, die er einen Augenblick an seine Lippen drückte und dann mit einem Ah! der Befriedigung wieder in die Höhe schnellte.

Lytton hatte sich achselzuckend abgewandt und brummte etwas in den Bart von fader Zudringlichkeit, was der Baron übrigens nicht hörte, oder wenn er es vernahm, hatte er ein so glückliches Temperament, dergleichen Dinge nicht auf sich zu beziehen.

„Gern will ich dem Wunsche meiner kleinen Freundin willfahren," sagte Conchitta mit einem ihr eigenen, wunderbar reizenden Lächeln, wobei sich ihr an sich schon auffallend kleiner Mund aufs lieblichste zusammenzog, „und wenn ich auch auf die Nachsicht des Meisters rechne, sowie auf die Ihrige, Herr Lytton, so ist doch Herr Walter meistens so ernst gestimmt, daß ich eine förmliche Angst habe, vor ihm etwas so Unbedeutendes, was eigentlich nur für meine kleine Margarethe bestimmt ist, Preis zu geben."

„Unbesorgt," gab Walter mit einem weniger brummigen und gereizten Tone zur Antwort; „was die Anderen vertragen können, daran sterbe ich auch nicht. Ueberhaupt will ich Niemanden mit meinen Ansichten beschwerlich fallen, und wenn ich sage, die deutsche Kunst ist todt, so kann man es mir glauben oder bleiben lassen. Uebrigens wäre ich Dir sehr dankbar, Roderich, wenn Du mir einen Cognac gäbest und mir erlaubtest, meine Pfeife zu rauchen. Sennora Conchitta wird als Spa=

hierin ein wenig Tabaksdampf nicht scheuen, besonders da ich dafür mit christlicher Geduld ihre Geschichte anhören werde."

„Gewiß, Herr Wälter, geniren Sie sich gar nicht! Aber ich sehe," fuhr sie, sich lebhaft umschauend, fort, „es raucht ja Niemand — warum denn nicht?"

„Weil wir gehofft haben, Sie würden uns durch ein gutes Beispiel Erlaubniß hierzu geben," sagte der Engländer.

„Nein, nein," erwiederte Conchitta, „fangen Sie immerhin an; „vielleicht macht mir Mercedes später ein Cigarrito."

„Der Cognac ist an dem Dir bekannten Platze," sprach Roderich, während er aus einer der Ecken des Gemaches zurückkam, wo er einen Harnisch geholt, den er so vor sein Bild aufstellte, um später danach malen zu können; „wenn Du aber," fuhr er während dieser Vorbereitung fort, „noch etwas warten willst, so bekommst Du einen guten Maitrank, wozu ich den Baron eingeladen. Derselbe hat nämlich die Behauptung aufgestellt, wir hier am Rheine wüßten mit der Zubereitung dieses unseres Lieblings- und Nationalgetränkes nicht besonders umzugehen."

„Pardon! Das habe ich gerade nicht gesagt; ich bin nur der Ansicht, daß der bei uns in Berlin gezogene und rationel cultivirte Waldmeister aromatischer ist...."

„Als der in den schönen, dichten, rheinischen Wäldern?" lachte Lytton. „O, Baron, warum können Sie sich diese entsetzliche Liebe zu Ihrer Sandheimath nicht abgewöhnen?"

„Danke," gab Walter kurz zur Antwort, „ein Cognac des Morgens ist mir zuträglicher; wenn ich vor Tisch ohne denselben einen Tropfen Wein trinke, so saust es mir den

ganzen Tag im Kopfe herum.“ Damit ging er nach dem ihm wohlbekannten Schranke und zog unterwegs eine kurze, irdene, schwarz gerauchte Pfeife aus der Tasche, die er sich mit syrischem Tabak füllte, der auf einem Nebentischchen in einem irdenen Gefässe stand. Nachdem er einen Schluck Cognac genommen, brannte er seinen Pfeifenstummel an und ging behaglich, aber tüchtig dampfend, mit weiten Schritten, die Hände in den beiden Hosentaschen, durch das Atelier, wobei er in der Nähe des die Thür vertretenden Gobelins auf einen jungen Mann stieß, der eben eintrat.

Es war dies eine kurze, gedrungene Persönlichkeit, sorgfältig gekleidet, einen hellgrauen Cylinder auf dem Kopfe, den er im Atelier abnahm und unter welchem sich nun ein wahrer Wald von dichten, krausen, braunen, etwas röthlich schimmernden Haaren zeigte.

„Guten Morgen, Kohlenmüller!“ sagte Walter und wandte sich darauf vor dem Ankommenden dicht auf dem Absatze herum, um seinen Spazirgang fortzusetzen.

„Ah, bon jour, Wassermüller!“ rief Lytton, als er des Eintretenden ansichtig wurde, und Roderich setzte, freundlich mit dem Kopfe nickend, hinzu: „Wie geht's, Bergmüller?“

„Danke euch, nicht schlecht,“ erwiederte der Angeredete heiter; „ich komme so eben von der permanenten Ausstellung, wo Schüller zwei famose Zeichnungen von mir verkauft hat!“

„Ah, die beiden, die schon ziemlich lange dort hängen — die eine ist Wasser mit Nebel,“ sagte Olfers, „und ....“

„Die andere ist Nebel mit Wasser!“ brummte Walter, indem er von der andern Seite des Ateliers wieder zurückkam — „in Summa, Nebelmüller, Du bist ein glücklicher Kerl, daß Du Deine Kohlenzeichnungen am Ende doch alle

verkaufst! Aber unter uns kann ich Dir sagen, daß ich gestern die beiden betreffenden nicht schlecht empfohlen habe: es war in der Permanenten so viel herumgaffendes und, wie mir schien, kauflustiges Volk, wo ich mir denn einen Stuhl nahm, mich vor Deine Zeichnungen hinsetzte und mir den Spaß machte, sie mit lauter Stimme als ein paar ausgezeichnete Meisterwerke darzustellen."

„Nun, wenn Du das nur im Spaß gethan," gab der kleine, dicke Künstler, mit einem, wenn auch freundlichen Gesichte, doch bezeichnenden Achselzucken zur Antwort, „so muß ich Dir sagen, daß Dein Spaß mir gerade keinen Spaß macht; doch sei's drum, ich werde Dir Gleiches mit Gleichem vergelten und es eben so machen, wenn Deine heilige Cäcilie einmal lange genug in der Permanenten gehangen hat."

„Da wird sie nie hängen," gab der mit dem zugespitzten Hute zur Antwort, wobei er, seinen Spazirgang fortsetzend, mit großen Schritten ruhig an dem Anderen vorüberging; „ich arbeite nur auf Bestellung, merke Dir das."

Der Baron hatte der Begrüßung des Angekommenen mit so vielerlei Namen, sowie dem kurzen Zwiegespräche mit großen Augen zugehorcht und wandte sich jetzt fragend an Roderich, der aber auch ohne das die Beiden mit einander bekannt gemacht hätte: „Herr Maler Bergmüller, bekannt durch schöne Kohlenzeichnungen."

„In denen viel Wasser vorkommt," sagte Lytton, dem Herantretenden freundlich die Hand reichend.

„Und viel Nebel," setzte Walter hinzu, „den dieser undankbare Kerl so fein und durchsichtig macht, daß man erstaunt sein muß, wie er es mit einem so widerhaarigen Material, wie die Kohle, zu Stande bringt."

„Herr Baron Hund vom Höllensteine,“ stellte der Herr des Ateliers diesen vor.

„Ja, undankbar bist Du,“ fuhr der alte Maler fort, „daß Du meine heilige Cäcilie mit der Permanenten zusammenbringst; sie müßte sich ja vor Entsetzen überschlagen, wenn sie in so eine Farbenschachtel hineinkäme.“

„Warum bin ich undankbar?“ fragte Bergmüller.

„Weil Du mir so etwas gesagt und Du doch weißt, wie sehr ich Dich und Deine Zeichnungen schätze. Ach, es ist für ein Auge wie das meinige so wohlthuend, bei dem Schwarz und Weiß auf Deinem grauen Papier ausruhen zu können, wenn man die Augen voll Zinnober und schweinfurter Grün hat!“

„Da kommt unser Maitrank!“ rief Roderich und setzte mit einem Blicke auf Andreas, der die Bowle hereinbrachte, hinzu: „Ich hoffe, daß heute nichts daran versäumt ist; wir haben hier einen Kenner, vor dem ich gern mit Ehren bestehen möchte — wollen Sie vielleicht so gut sein, Conchitta, und die Gläser füllen? Andreas wird Ihnen Alles auf den Tisch stellen.“

„Gewiß, Meister, und Margarethe wird mir helfen.“

Damit gingen beide nach der Ecke des Gemaches, wo der Gärtner die Bowle auf einen Tisch gestellt hatte, Gläser dazu sowie einen großen, hölzernen, zierlich gearbeiteten Löffel.

„Nun?“ fragte der Herr des Ateliers, nachdem die Anwesenden, außer Walter, und ebenfalls die jungen Leute hinter dem Carton, die auf den Ruf Olfers' zum Vorschein gekommen, mit vollen Gläsern versehen worden waren und der Baron einen prüfenden Schluck gethan.

„Ich muß gestehen, dieser Maitrank ist ganz vortrefflich

— das Höchste, was ich zu seinem Lobe sagen kann, ist, daß ich bei uns in Berlin nie einen besseren getrunken."

„Damit sind wir zufrieden," rief Olfers lachend, „denn zu begehren, daß die arme Provinzstadt etwas voraus haben solle vor der Hauptstadt der Intelligenz und des feinsten Geschmackes, wäre ein unsinniges Verlangen!"

„Haben Sie auch an Ihre Schwester gedacht?" fragte Roderich mit leiser Stimme das junge Mädchen, welches sich, das kleine Mädchen an der Hand, dicht neben den Meister hingestellt hatte und bewundernd sein Bild anschaute.

„Gewiß, gewiß, und ich danke für sie; Andreas war so freundlich, an Mercedes zu denken."

„Finden Sie, Bergmüller, daß die Kräuter genug gezogen haben?"

„Für meinen Geschmack wäre ich dafür, mit dem zweiten halben Glase noch eine kleine halbe Stunde zu warten."

„Thun wir das," stimmte auch Roderich ein: „während ich an meinem Harnisch male, ruht Sennora Conchitta aus und erzählt ihre Geschichte."

Der galante Baron hatte rasch einen Sessel herbeigeschleppt, welchen er der jungen Spanierin anbot, die sich darauf niederließ und sich dann, wie sie mit liebenswürdiger Freundlichkeit sagte, so setzte, daß Lytton mit seiner Zeichnung ihres Profils fortfahren konnte. Auch das kleine Mädchen nahm seinen Platz wie vorhin ein, und Andreas reichte auf den Ruf seines Herrn Cigarren umher.

„Warte mit dem Feuer, bis Conchitta ihre Papier-Cigarre anzündet!"

„Wie kann ich das, wenn ich erzählen soll?"

„O, vortrefflich, und es macht sich reizend! Es ist auch

nicht das erste Mal, daß Sie liebenswürdig mit uns plaudern, während Ihre Hand die Cigarre hält."

„Es ist nicht lieb von Ihnen, Herr Lytton, daß Sie mich an eine kleine Schwäche erinnern, die ich aber leider zugestehen muß. — Mercedes," rief sie ihrer Schwester zu, „sei so gut, mir meine kleine Tasche zu geben!"

Nachdem die ältere Schwester Conchitta's das Verlangte gebracht und sich wieder auf ihren Sitz zurückgezogen, nahm die junge Spanierin aus einem Etui Papier und etwas feinen, geschnittenen Tabak und rollte ihr Cigarrito mit solcher Geschicklichkeit und Anmuth zwischen den feinen Fingern, daß der Baron erklärte, vor Freude außer sich zu sein, und auf Ehre versicherte, selbst in Berlin nie etwas Reizenderes gesehen zu haben. Auch Walter, der sich gerade eine Pfeife stopfte, mochte etwas Aehnliches denken, wenigstens betrachtete er mit einem eigenthümlichen Lächeln seinen ziemlich unsaubern Pfeifenstummel. Nun brannten auch die anderen Cigarren; Roderich hatte Palette und Malstock ergriffen, Lytton fing wieder an zu zeichnen, der Baron hatte sich so gesetzt, daß er voll in das Gesicht Conchitta's sah, und die jungen Leute, zu denen sich Bergmüller gesellt, ihren Carton so geschoben, daß sie jetzt vollständig mit zur Gesellschaft gehörten und in aller Gemüthlichkeit der Geschichte lauschen konnten. — Dann erzählte die junge Spanierin, wobei sie aber ausschließlich ihre Worte an das kleine Mädchen richtete:

„Spanien, wo ich geboren," sagte sie, „ist ein wunderschönes Land, meine gute Margarethe, mit sehr langen Sommermonaten, wo es in Einem fort grünt und blüht, besonders die Orangenbäume, die noch dazu das wunderbar Angenehme haben, daß ihre Blüthen zu derselben Zeit so gut riechen,

während man ihre Früchte genießen kann. Ach, und die Nächte dort sind so lind und angenehm: da spazirt man in dem sanft glänzenden Mondscheine und ruht aus unter dichten Lorbeerbüschen, während man murmelnde Springbrunnen hört und von fern her durch die stille Nacht reizende Zitherklänge ertönen!"

Mercedes hatte in ihrem Winkel die spanische Mandoline ergriffen, die neben ihrem Sitze lehnte, und ließ jetzt unverhofft, aber so richtig einfallend und so passend zu dem weichen Tone, mit dem ihre jüngere Schwester erzählte, ein paar rasche Accorde durch das hohe Gemach hallen, daß es die Zuhörer offenbar in eine gehobene Stimmung versetzte.

Lytton hatte bei den ersten Worten, welche Conchitta sprach, seine Hand mit dem Skizzenbuche niedersinken lassen und war nur noch Zuhörer, während Roderich hier und da sein Bild leicht mit dem Pinsel berührte.

»Ventecico murmurador« intonirte das junge Mädchen zum Spiele ihrer Schwester und fuhr dann heiter lächelnd fort: „So singt man in Spanien Abends auf der Straße, und wer so singt oder zuhören darf, wenn Andere singen, ist glücklich — ach ja, Spanien, wo ich geboren, ist schön!"

„Auch dahin will ich einmal reisen," sagte das kleine Mädchen in sehr bestimmtem Tone, wobei es zu seinem Vater aufblickte; es liebte es überhaupt, in seiner Phantasie fremde Länder zu besuchen.

„Dort in Spanien," fuhr Conchitta fort, „sind große, schöne Städte, wo viele Menschen bei einander wohnen. Da das aber manchem Reichen und Vornehmen unbehaglich erscheint, so haben sie sich auf ihren Ländereien prächtige Schlösser erbaut, wo sie einen großen Theil des Jahres leben.

Da aber in dieser Welt nichts von ewiger Dauer ist und Menschen vergehen wie Blumen und Blüthen, ganze Geschlechter entstehen und wieder aussterben, so kommt es in Spanien wie auch anderswo häufig vor, daß die Besitzer solcher prächtigen Schlösser sterben und verderben oder auch sonst keine Freude mehr haben an ihren ländlichen Besitzungen, und diese nun öde und verlassen sind. In der Nähe der Stadt, wo wir lebten, war auch so ein altes, prächtiges, aber verlassenes Schloß, mitten in einem See gelegen, ein mächtiges, viereckiges Gebäude mit großen Thürmen an den Ecken; wenn ich sage, verlassen, so meine ich damit, daß die Herrschaft, der es gehörte, sich nicht mehr darum zu bekümmern schien und lange, lange Jahre hindurch Keiner von ihnen mehr einen Fuß gesetzt hatte nach Castillo de Monterey ....“

„Monterey?“ fragte Olfers mit einigem Erstaunen — „das ist ja einer Ihrer eigenen Familiennamen?“

„Allerdings, wir sind mit jenem Hause verwandt,“ erwiederte Conchitta in gleichgültigem Tone und fuhr dann in ihrer Erzählung fort: „Nicht als ob die Familie ausgestorben oder sonst verdorben wäre, im Gegentheil, sie war reicher als jemals und hatte Paläste zu Madrid und Sevilla. Was sie aber veranlaßte, das Schloß nicht mehr zu besuchen, war eine Begebenheit, die ich Dir mittheilen will, meine liebe Margarethe, und die zu meiner Geschichte gehört, in der dann erst später die Katze mit der Halsbinde vorkommt.

„Verlassen war das Schloß also nur von der Herrschaft, welche in früheren Zeiten den ersten Stock bewohnt hatte, wo es eine unendliche Menge von Sälen, Zimmern und Cabinetten gab, alle gleich still, gleich düster, da die Vor-

hänge an den Fenstern heruntergelassen waren, und gleich unheimlich; lange, lange, hallende Corridore liefen vor den Zimmern her, und wenn wir Kinder — auch ich war zuweilen in dem alten Schlosse — darin herumtrippelten, so schallte es vom anderen Ende zurück, als käme von dorther ein ganzes Regiment Soldaten."

„So hast Du in dem alten Schlosse gewohnt, Conchitta?" fragte das Mädchen — „ach, das muß prächtig gewesen sein! Du durftest in den langen Gängen mit Deinen Bekannten spielen und auf dem See im Nachen fahren!"

„Gewohnt habe ich nicht dort," entgegnete die Erzählerin, „aber ich war oft in dem alten Schlosse, denn der Verwalter desselben, der unten wohnte und die weitläufigen Güter bewirthschaftete, war meinem Vater bekannt, und da durfte ich oft hinaus und auch wohl Tage lang dort bleiben. Dann spielte ich allerdings auch zuweilen in den langen Gängen des oberen Stockes, hauptsächlich aber die Knaben des Verwalters mit ihren Bekannten, denn wir Mädchen waren nicht so beherzt und fürchteten immer, etwas Schreckliches droben zu sehen, was im Zusammenhange stand mit jener Begebenheit, die ich Dir sogleich erzählen werde."

„Sie verstehen es, unsere Aufmerksamkeit zu spannen," sagte Roderich, der schon lange nicht mehr malte, sondern, an seine Staffelei gelehnt, zuhorchte.

„Ganz famos!" rief der Baron aus, indem er gegen die Spanierin leicht seine Fingerspitzen küßte; „aber nehmen Sie sich in Acht, mein Fräulein, nach Ihrem pikanten Eingange haben wir das Recht, etwas ganz Außerordentliches zu erwarten!"

Ehe Conchitta wieder begann, hörte man abermals einige

leichte Klänge der Mandoline, die leise, leise eine lustige, heitere Weise anstimmten, aber alsdann mit einem ernsten Accorde verhallten, dem Mercedes andere ähnliche folgen ließ, während ihre Schwester weitersprach, so daß es klang, als rausche der Wind durch Aeolsharfen.

„Es war ein Hochzeitsfest in dem alten Schlosse und die einzige, junge und schöne Tochter des Hauses war einem Manne vermählt worden, den sie unaussprechlich liebte. In dem großen Saale wurde geräuschvoll bankettirt, zahlreiche Gäste aus der reichen Verwandtschaft und die benachbarten Edelleute wurden geladen. Musik ertönte, Gläser klangen, Trinksprüche wurden ausgebracht, und bei dem wachsenden Lärmen der ausgelassensten Fröhlichkeit verließ die junge Braut nach einem zärtlichen Händedrucke den Platz neben ihrem Gemahl und verschwand aus dem Saale, ohne daß ihr Fortgehen gerade besonders bemerkt worden wäre. Die Diener in den Nebenzimmern sahen sie diese durchschreiten, und draußen im Gange war ihre hohe, weiße Gestalt ebenfalls bemerkt worden, wie sie ihn langsam hinabschritt gegen einen der Eckthürme des Schlosses zu, wo sich eine kleine Hauskapelle befand, die selten benutzt wurde, und wohin sie sich wahrscheinlich zu stillem Gebete zurückziehen wollte.

„Drinnen im Saale lärmende Musik, immerfort klangen die Gläser, ein heiterer Trinkspruch jagte den anderen; Stunden vergingen, die Braut kehrte nicht zurück. Da sich ihr Gemahl, dem dieses lange Ausbleiben endlich auffiel, fragend an die Mutter seiner jungen Gattin wandte, so verließ diese, ohne im geringsten besorgt zu sein, den Saal, um nach ihrer Tochter zu sehen, die sie in ihrem Zimmer zu finden hoffte, wahrscheinlich mit Aenderung ihrer Toilette

beschäftigt, denn sie hatte dem Hochzeitsmahle in vollem Brautschmucke beigewohnt, und so hatte man sie auch draußen in dem Gange gesehen, in langem, weißem Schleppkleide mit dem leichten, wallenden Schleier, den Myrthenkranz auf dem Kopfe — ja, so haben die Diener und Dienerinnen sie gesehen — zum letzten Male gesehen."

Mercedes hatte bis hieher die Erzählung ihrer Schwester melodramatisch mit ihrer Mandoline begleitet, hier hörte sie mit einem jäh abgerissenen Accorde auf.

„Ah," machte Lytton in Beziehung auf die letzten Worte der Spanierin, „zum letzten Male gesehen! — Sie scherzen, Conchitta, oder erzählen uns ein Märchen."

„Ich scherze nicht, auch erzähle ich kein Märchen: es verhielt sich so, wie ich gesagt. Es war freilich etwas ganz Unerhörtes, daß eine Braut in ihrem eigenen Schlosse verloren gehen konnte, und doch geschah dies so in Castillo de Monterey, das haben Augenzeugen ihren Kindern erzählt, und von diesen wurde es mit allen Einzelheiten an uns überliefert.

„Als die Mutter ihre Tochter nicht in deren Zimmer fand, als die Dienerinnen müßig dort saßen und behaupteten, schon lange auf ihre Herrin zu warten, als diese nun in den angränzenden Zimmern, sowie in den weiter entfernten Räumen, wo sie auch immer hätte sein können, vergeblich gesucht wurde, als die Diener in den Gängen einen Schwur abgelegt, sie hätten die weiße Gestalt nach der und der Richtung hin gehen sehen, von wo sie nicht mehr zurückgekommen, da wurde natürlich dort hinaus Alles und auf's genaueste untersucht, zuerst von der Mutter in Begleitung zahlreicher Dienerschaft und, als endlich die unerhörte und unbegreifliche

Thatsache im Banketsaale ruchbar wurde, von allen Hochzeitsgästen, den trostlosen, fast verzweifelnden Bräutigam an der Spitze.

„Auf den Treppen, auf den Gängen, in den Höfen des Schlosses, unter den Thoren, durch die man ins Freie hätte gelangen können, befand sich ein zahlreicher Dienertroß: Reitknechte, Sänftenträger, von denen, da der helle Tag schien, Niemandem die weiße Gestalt in ihrem Brautschmucke entgangen wäre — Keiner wußte etwas von ihr. Wie ich schon früher gesagt, war das Schloß rings von Wasser umgeben, auf dem heute zierlich geputzte Gondeln mit Musikbanden und zahlreichen Zuschauern schwammen; auch von daher erhielt man nicht die Idee einer befriedigenden Kunde.

„Abermals und wiederholt wurde nun das ganze Schloß durchgesucht, besonders der Theil, wohin man sie hatte gehen sehen. Dort befand sich in einem der Eckthürme die alte Hauskapelle, die aber seit langen, langen Jahren nicht nur nie mehr benutzt worden war, sondern deren schwere Thür man auch fest verschlossen und verriegelt fand. Trotzdem schrie man nach den Schlüsseln, und als diese endlich gefunden und hergebracht waren, dunkelte es bereits, so daß man hier die Untersuchung unter Fackellicht fortsetzen mußte. Ein zahlreicher Menschenstrom drang in die Kapelle und durchsuchte auch hier vergeblich jeden Winkel: da war der bestaubte, freistehende Altar, da war die reich geschnitzte Loge für die Herren und Damen des Schlosses, da waren die Bänke für die Dienerschaft, in der Ecke ein geräumiger Beichtstuhl, sonst nichts, was zum Verstecke hätte dienen können. Unbefriedigt verließ man auch die Kapelle wieder und schloß die schwere Thür hinter sich zu, ohne deßhalb die Nachforschungen zu

unterbrechen. Diese wurden vielmehr Tag und Nacht von einem Theile der Gäste fortgesetzt, während ein anderer Theil die Umgebungen des Schlosses eben so fruchtlos als unnütz durchstreifte — die unglückliche Braut war und blieb verschwunden.

„Der jammervolle, ungeheuchelte Schmerz der Eltern war kaum im Stande, den Bräutigam in der ersten Zeit zu überzeugen, daß nicht ein schändliches Spiel mit ihm getrieben werden sei, und trotz seines festen Vertrauens in die Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit seiner Schwiegereltern unterließ er, besonders aber seine Familie, es in den ersten Jahren doch nicht, sie insgeheim auf's genaueste beobachten zu lassen, um von all ihrem Thun und Lassen, ihrem Kommen und Gehen unterrichtet zu bleiben. In allem dem aber, was diese thaten, zeigte sich auch nicht das geringste Zweideutige, vielmehr hielten sich die armen Eltern in ihrem Palaste zu Madrid streng zurückgezogen, wie in einem Kloster, in tiefer Trauer nur ihrem Kummer und ihrem gränzenlosen Elende lebend."

„Und war die Verschwundene das einzige Kind der unglücklichen Eltern gewesen?" fragte Lytton.

„Nein, sie hatte noch einen jüngeren Bruder, ein schwächliches Kind, das aber noch vor den Eltern starb, worauf diese, immer noch in dem Gedanken an die verlorene Tochter und besonders darüber tief betrübt, daß durch das unerklärliche Verschwinden derselben ein Flecken auf der Ehre derselben haften geblieben sei, den sonderbaren Entschluß faßten, testamentarisch zu verfügen, daß ihr ganzes kolossales Vermögen dem Schwiegersohne oder dessen Nachkommen zufallen sollte, wenn im Laufe der Zeit die vollkommene Unschuld ihrer verlorenen Tochter nicht klar an's Tageslicht trete. Da

indeß die Familie des Bräutigams dieses Testament weder annahm noch ablehnte, so wurde das hinterlassene große Vermögen vom Staate verwaltet."

„Eine eigenthümlich harte Maßregel für die Seitenverwandten, deren es gewiß gab," meinte Baron Hund vom Höllensteine; „doch hoffe ich, daß dieses Testament angefochten wurde."

„Lassen wir die Todten und ihre Reichthümer ruhen," sagte Roderich, „und Conchitta lieber bitten, in ihrer anziehenden Geschichte fortzufahren."

Ehe aber Conchitta dieser Aufforderung Folge leistete, sagte das kleine Mädchen: „Aber es ist ja noch nichts vorgekommen von der Katze mit einer Halsbinde!"

„Das kommt noch, meine gute Margarethe, denn was ich erzählt, war nur der erste Theil meiner Geschichte."

„Gott sei Dank," meinte Lytton, „daß wir noch eine Fortsetzung haben und hoffentlich einen versöhnlichen Schluß, denn sonst wäre Ihre Novelle gar zu grausam!"

„Für die Armen, die darin mitspielten, gab es leider keinen versöhnlichen Schluß, denn ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß fast hundert Jahre vergingen, ehe sich etwas zutrug, was man als Fortsetzung jener traurigen Begebenheit ansehen konnte, und das war etwas, was ich selbst miterlebt, von dem ich also nicht nur vom Hörensagen zu erzählen brauche. Jetzt weißt Du auch, Margarethe," fuhr sie nach einem kleinen Stillschweigen fort, während dessen sie das Mädchen neben sich aufmerksam betrachtete, „warum der erste Stock des Schlosses nie mehr bewohnt war und sich hier überhaupt von der unglücklichen Familie Niemand mehr sehen ließ, nachdem alle Forschungen nach der armen Braut

vergeblich gewesen waren. Am längsten setzte der Bräutigam dieselben fort, den man nach Jahren noch an einem gewissen Tage zuweilen kommen sah, in tiefem Schmerze die Zimmer durchschreitend."

Es war eigenthümlich, daß Mercedes nach diesen Worten ihr Mandolinenspiel wieder aufnahm, und zwar in heiteren, freudigen Accorden, gleichsam eine Einleitung bildend zu dem, was ihre Schwester noch weiter erzählte.

„Der Verwalter des Schlosses, von dem ich vorhin schon sprach, hatte Kinder, drei Buben und zwei Mädchen, zu denen außer uns auch noch andere Gespielen aus der Nachbarschaft kamen, und dann ging es oft lärmend genug her in den öden Gängen des alten Schlosses. Der älteste der Knaben des Verwalters war damals zwölf Jahre alt und recht lebhaft und ausgelassen. Er, der Anführer unserer kleinen Spiele und dabei ein phantasiereicher Erfinder aller möglichen wilden Streiche, die er mit den übrigen Buben ausführte, war dabei ein gutes und freundliches Kind und der Liebling seiner Eltern. Eine eigene Stärke besaß er darin, sich oben im Schlosse im langen Gange zu verstecken, was er gern that und uns alle dann aufforderte, ihn zu suchen; doch war unser eifrigstes Bemühen, ihn zu finden, beständig vergebens, wobei er von seinem Verstecke ein so strenges Geheimniß machte und dasselbe so unbegreiflich war, daß selbst sein Vater zuweilen lachend sagte: wenn der Bube nicht im Stande ist, durch die Mauern zu schlüpfen, oder verschlossene Thüren öffnen kann, zu denen Keiner von uns einen Schlüssel hat, so treibt er wahrhaftig Hexerei. Das hörte Juan, so hieß er, mit großer Befriedigung lächelnd an, wenn wir nach unsern Spielen in der großen Küche um den

lodernden Herd saßen, wo in einem großen Kessel etwas für uns gekocht oder geschmort wurde.

„‚Ja, ja,‘ pflegte alsdann die Mutter zu sagen, indem sie ihrem Lieblinge durch das dichte Haar fuhr, ‚er treibt Hexerei; denn wenn das nicht wäre, so würde ihm unsere große schwarze Katze, die sich sonst um Niemanden bekümmert, nicht so wie ein Hund auf Schritt und Tritt folgen.‘

„‚Richtig,‘ meinte der Vater lächelnd, ‚die Katze ist es auch, welche ihm die Schlupflöcher zeigt, wo er sich verbirgt.‘

„Ah, jetzt kommt die Katze,“ sagte das kleine Mädchen, indem es sich die Hände rieb, „jetzt wird die Geschichte noch einmal so schön!“

„An einem Sonntag Nachmittag — ich werde das nie vergessen —,“ fuhr Conchitta fort, „hatten wir auch wieder Versteckens gespielt und Juan eben so wenig gefunden, wie früher; wir gaben uns auch keine rechte Mühe mehr, da wir doch wußten, wie vergeblich diese aufgewendet war, und scharten uns, wie gewöhnlich, in der Küche um das lodernde Herdfeuer, Juan erwartend.

„Aber er kam nicht — Stunde um Stunde verrann, und Juan kehrte nicht zurück.

„‚Das ist doch sonderbar,‘ sagte die besorgte Mutter, ‚wo das Kind heute bleibt;‘ und endlich stand der Vater verdrießlich auf und sagte zu uns: ‚Kommt, ich will euch suchen helfen, wir werden ihn gewiß finden — wo ging er hin, als er sich versteckte?‘

„‚Es war oben im langen Gange,‘ riefen ein paar Dutzend Stimmen durch einander, ‚wo er von uns lief und uns lachend aufforderte, ihn zu suchen.‘

„‚Und wohin wandte er sich?‘

„‚Nach dem Eckthurme, wo sich die alte Kapelle befindet!‘

„Der Vater schüttelte mit dem Kopfe, indem er sagte: ‚Das kommt von diesen ewigen Kindereien; ich habe den Buben so oft ausgefragt, wo er sich eigentlich verstecke — wenn ihm nur da droben kein Unfall widerfahren ist! Ich scheue die Gegend bei der alten Kapelle, ohne zu wissen, warum.‘“

Dies erzählte Conchitta in abgebrochenen Sätzen, wobei sie die Stimmen der Sprechenden nachahmte und so das Interesse der Zuhörer auf's höchste spannte.

„An dem Tage,“ fuhr das junge Mädchen mit einem eigenthümlich zitternden Tone fort, „trug Juan eine Halsbinde von einer grellen, rothen Farbe.“

„Ah, jetzt kommt auch die Halsbinde!“ sagte aufgeregt die kleine Margarethe.

„Was soll ich da viel erzählen und Trauriges umständlich berichten, genug, unser Suchen und das des Vaters, das der Mutter, sowie des zahlreichen Gesindes nach dem Knaben war vergebens.“

„Hören Sie auf,“ rief der Baron, indem er erschrocken aufsprang, „das ist ja eine förmliche Gespenster- oder Mördergeschichte!“

„Nein, nein, hören Sie nicht auf,“ sprach Lytton rasch und dringend, „es hat mich wahrhaftig lange nichts so sehr angesprochen, als Ihre Erzählung!“

„Man suchte den ganzen Tag, man rief Juan's Namen durch alle Theile des Schlosses, man holte einen Schlosser und ließ oben die Zimmer aufbrechen, um auch da nach ihm zu schauen, man fand nichts; man setzte diese Nachforschungen unter dem Jammer der Eltern die ganze Nacht fort, während

wir Kinder, um den armen Juan weinend, in unsern Betten lagen — vergebens.

„Am anderen Morgen kamen Leute aus der Nachbarschaft, die von dem Vorfalle gehört, um suchen zu helfen. Es wurden wiederholt alle Räume des Schlosses, alle Gewölbe und Keller durchsucht — ohne Erfolg, und ermüdet davon sowie abgespannt von Kummer und Thränen, hatten wir uns gegen Abend in die große Küche zurückgezogen, wo jetzt der Glöckner des benachbarten Dorfes, ein uralter Mann, umständlich jene schaudervolle Begebenheit nochmals berichtete, die ich vorhin erzählt: von dem unterbrochenen Hochzeitsfeste und der verschwundenen Braut.

„Da mit Einem Male öffnete sich geräuschlos die nur angelehnte Thür der Küche und herein schlich die große, schwarze Katze des Hauses, die man den ganzen Tag über nicht gesehen. Mit einem gellenden Schrei sprang die Mutter des verlorenen Knaben auf sie zu, denn die Katze trug um ihren Hals Juan's dunkelrothe Halsbinde. So scheu das Thier auch gewöhnlich gegen alle Bewohner des Hauses war, so that es doch heute außerordentlich zuthulich gegen die Frau, ließ sich von ihr auf den Schooß nehmen, schien gern zu leiden, daß die arme Mutter sie streichelte und küßte, und als deren heiße Thränen auf sie hinabfielen, schaute die Katze fast verständig zu ihr empor.

„Was war nun vor der Hand zu thun? Darüber wurde eine Zeit lang hin und her berathen. Es war als sicher anzunehmen, daß sich der Knabe in irgend einem Verstecke befand, wo ihm kein Ausweg möglich war, wohin aber die Katze auf ihren eigenen Pfaden hatte schleichen können. Diese Pfade mußten aufgefunden werden, um zu Juan zu gelangen.

Man löste die Halsbinde ab, fütterte das Thier reichlich, und darauf band ihr die Mutter mit zitternder Hand ein Stückchen Brod mit einer Schnur um den Hals, bedeckte sie mit heißen Küssen, die alle ihrem Lieblinge galten, und als der Vater sowie auch wir Kinder bereit waren, zu folgen, öffnete man die Küchenthür und ließ die Katze hinaus. Es war, als wüßte das kluge Thier, um was es sich handle, denn ziemlich langsam, so daß wir gut Schritt mit ihr halten konnten, lief sie durch den unteren Gang, am Ende desselben durch eine offen stehende kleine Pforte gegen den See hinab, der das Schloß umgab und wo gewöhnlich ein Nachen lag. Ohne diesen Nachen indessen zu beachten, wandte sie sich vor dem Thore rechts und kletterte an dem Felsen herum, auf dem einer der dicken Thürme stand, und gerade derselbe, in dem sich im ersten Stocke die alte Schloßkapelle befand. Dieser Felsen war mit Brombeerstauden und anderem Gebüsche bewachsen und von uns schon oberflächlich untersucht worden: wir wußten, daß sich hier Spalten befanden, die aber nicht groß genug waren, um auch nur die schwächlichste Gestalt eines Kindes durchzulassen.

„In eine dieser Spalten nun verlor sich die Katze, worauf der Vater eilig auf die Oeffnung zustürzte, um den Namen seines Sohnes zu rufen. Es erfolgte keine Antwort, und schon bemächtigte sich neue Angst unser Aller, als die Katze zurückkehrte ohne das Brod an ihrem Halse, doch trug sie diesmal an dem Schnürchen einen der Messingknöpfe von der Jacke des Knaben. Laut jubelnd wurde dieses Zeichen begrüßt und nun sogleich an die schwierige Arbeit gegangen, die Spalte so weit zu erweitern, daß ein Mann durchdringen konnte. Endlich gegen Morgen gelang es dem Vater, sich

nach unsäglichen Anstrengungen durch die Felsenspalte zu zwängen, die sich glücklicher Weise nach innen zu erweiterte, aber hier so abschüssig und glatt wurde, daß man sich nur mittels eines Seils hinunterlassen konnte.

„Welches Entzücken, als der Vater jetzt auch auf wiederholte Rufe eine, wenn auch schwache Antwort erhielt! Wie tief es hinabging und wohin es überhaupt ging, war ihm gleichgültig: sein armer Knabe lebte, und das war ihm genug. Bald auch und glücklich hatte er den Boden eines ziemlich tiefen Gewölbes erreicht und hielt Juan in seinen Armen, der sich hier unten befand und ihm laut weinend in die Arme fiel, um alsdann kraftlos zusammenzubrechen."

„Nun, Gott sei Dank," sagte Lytton, „Ihre Erzählung hat mich förmlich warm gemacht!"

„Und beide kommen noch glücklich aus dem tiefen Gewölbe?" fragte Margarethe.

„Gewiß, gewiß," fuhr lächelnd das junge Mädchen fort, „doch kostete es Mühe, ihn hinaufzubringen. Dafür ging es aber auch im Triumphe nach dem Schlosse zurück, wobei Vater und Mutter den Knaben abwechselnd trugen oder ihn führten oder ihn herzten und küßten. Dann wurde er gleich ins Bett gelegt, was sehr nothwendig war, denn es war bei Juan ein Fieber im Anzuge, welches noch am selben Tage aufs heftigste ausbrach. Ach, und in demselben phantasirte er von allerlei schrecklichen Dingen: wie er hinuntergestürzt sei, tief, tief hinunter, und lange bewußtlos gelegen, wie er endlich wieder zu sich gekommen und umhergetappt, um zu erfahren, wo er sei, und wie er alsdann gefunden, daß er sich nicht allein befinde, sondern daß neben ihm auf einem Steine eine schöne Dame sitze in einem seidenen Kleide, aber

mit einem Knochengesichte — o, o, o, o!" schloß Conchitta schaudernd, ein Ausruf der Erregung, den Lytton und selbst Roderich wiederholten, während die kleine Margarethe ängstlich näher rückte und die Hand des jungen Mädchens ergriff.

„Ja, ja," fuhr diese nach einer Pause, noch bleicher geworden, als sie gewöhnlich war, kopfnickend fort, während sie langsam rings um sich her schaute, „es fand sich später Alles so, wie Juan es in seinen Fieberphantasien gesagt."

„Was ergab die Untersuchung, die man doch gewiß aufs sorgfältigste leitete?" fragte Lytton und setzte hinzu: „Nachdem Sie mit Ihrer Geschichte uns so außerordentlich gespannt, dürfen wir Alle genügende Aufklärung erwarten."

„Diese Aufklärung fand sich leicht, sobald Juan wieder so gesund war, daß er Kraft genug hatte, um seine Eltern in den oberen Corridor und an die fest verschlossene und verriegelte Kapellenthür zu führen. Diese war in verschiedene Felder eingetheilt, welche durch dicke, kupferne Nägel, sowie oben und unten durch handgroße Muscheln von gleichem Metall abgegrenzt und verziert waren. Der Knabe drückte auf eine der Muscheln, und sogleich öffnete sich eines der eingesetzten Felder, daß man bequem hindurchgehen und in die mit Staub erfüllte Kapelle treten konnte. Dies war sein Versteck, das er einmal zufällig entdeckt und wo ihn natürlich die anderen Kinder nicht auffinden konnten.

„Als der Knabe zum ersten Male die Kapelle wieder betrat, blieb er schaudernd am Eingange stehen und zeigte mit der Hand auf den Altar am anderen Ende, von dem einst eine prachtvoll gestickte, jetzt aber zerfetzte Sammtdecke herabhing, wobei er sagte: ‚Da, da war es!‘ Lange war er nicht zu bewegen, vorwärts zu schreiten, und wollte auch Nieman=

den erlauben, sich dem Altare zu nähern, und erzählte dabei, oft habe er sich hier in der Kapelle versteckt, sich aber dann meistens in der Nähe der Thür gehalten. Das letzte Mal jedoch sei er aus Neugierde nach dem Altar gegangen und habe die Decke betrachten wollen, an der sich vorn, wie auch jetzt noch, etwas matt Glänzendes zeige. Dieses matt Glänzende war ein Handgriff, der in früheren Zeiten durch die Sammtumhüllung bedeckt war, jetzt aber durch ein zerfressenes Loch aus derselben hervorsah. Kaum habe er diesen Handgriff angefaßt, vielleicht auch daran gezogen, als der Boden unter seinen Füßen gewichen und er hinabgestürzt sei — —

„Und so war es," sagte Conchitta nach einem längeren Stillschweigen, tief aufathmend, „vor hundert Jahren wahrscheinlich auch jener unglücklichen Braut ergangen! sie hatte fern vom Gewühle der Gäste dort vor dem Altare gekniet und hatte, sich erhebend, jenen Handgriff angefaßt."

„Und man traf Alles so, wie es der Knabe gesagt?"

„Alles ganz genau: die Fallthür öffnete sich, wenn man an der bezeichneten Stelle zog, und als man mit Leitern von oben in das Gewölbe hinabstieg, fand man dort die schauerlichen Ueberreste jener Unglücklichen."

„Eine höchst interessante Geschichte," meinte der Baron; „ich fürchte, sie kommt mir im Traume vor, und hoffe alsdann nur," setzte er, sich galant gegen das junge Mädchen verbeugend, hinzu, „daß ein anderes, schönes Bild jene entsetzliche Erscheinung verwischen möge."

„Das Gewölbe, in dem man die Unglückliche gefunden," fuhr Conchitta mit leiser Stimme fort, „wurde sinniger Weise zu einer Kapelle umgewandelt, in deren Mitte sie nun in

einem weißen, marmornen Sarkophage ruht. Auch wurde die Oeffnung, zu der Juan's Vater hineingestiegen, zu einem Bogenfenster erweitert, durch dessen bunte Scheiben hier und da ein Strahl der Sonne und etwas von dem milden Lichte des Mondes fällt, so die schwer lastende Finsterniß verjagend, die hier unten Hunderte von Jahren geherrscht."

„In der That, ein schöner Gedanke," rief Olfers, „eine poetische Idee, dort bei dem Fenster vorbeizurudern und im bleichen Mondlichte das Fenster dieses so lang verborgenen Grabes leuchten zu sehen!"

„Und die Katze?" fragte Margarethe; „lebt sie noch?"

„Wenn sie noch lebt, ist sie wenigstens recht alt geworden," erwiederte lächelnd das junge Mädchen; „aber Juan lebt noch, und so viel ich weiß, trägt er auch zuweilen noch eine rothe Halsbinde, besonders wenn er zum Stiergefechte geht," setzte sie leise hinzu.

Walter, der mit so leichten Schritten, als es ihm nur möglich war, im Hintergrunde des Ateliers auf und ab spazirt war, und er hatte dies, um gar kein Geräusch zu machen, auf einem alten Stücke Teppich gethan, dabei auch tüchtig aus seiner alten Pfeife gedampft, nahm diese jetzt aus dem Munde und trat auf das junge Mädchen zu, wobei er ohne viele Umstände eine ihrer feinen Hände in seine knochige Rechte nahm, sie derb schüttelte und dazu in seinem gewöhnlichen, rauhen Tone sagte: „Ihnen kann es einmal nicht fehlen mit Ihrem poetischen Gemüthe und Ihrer lebendigen Auffassungsgabe: Bleistift, Pinsel oder Feder, was Sie schaffen, hat alles seinen Werth."

„Ach," antwortete das junge Mädchen, sichtlich erfreut,

„wenn Sie es mir sagen, Herr Walter, könnte es mich fast stolz machen, denn ich habe von Ihnen noch nie etwas über meine kleinen Arbeiten gehört."

„Dessen kann sich eigentlich Niemand rühmen," sagte Olfers lachend, „oder wenn er Einem was sagt, so sind es Complimente, wie wir sie vorhin hören mußten."

„Pah, Ihr," gab der alte Maler zur Antwort, wobei er seinen Hut abnahm, nachdem er seinen Pfeifenstummel wieder zwischen seine Zähne gesteckt und sich mit der rechten Hand durch das graue Haar fuhr, „was gebt Ihr auf meine Worte? Ihr seid, in Eurer Idee nämlich, fertige, gemachte Baumriesen, die kaum ein Sturmwind ein wenig auf die Seite drücken könnte — was soll gegen Euren Eigendünkel der schwache Hauch meines Mundes? Aber das da ist eine frische, lebendige Pflanze, die lustig und gedeihlich aufwächst und die noch bildungsfähig ist."

„Bedanken Sie sich, Conchitta, Walter wird ja förmlich galant, was ihm noch nie vorgekommen ist."

„Früher habe ich auch Landschaften gemalt," fuhr der alte Maler, ohne jene Einrede zu beachten, fort, wobei er seinen Bart streichelte, „und wenn es Ihnen Vergnügen macht, so kann ich Ihnen gelegentlich etwas zeigen."

„Nur um Gotteswillen nicht," rief Lytton in komisch besorgtem Tone, „um sich danach zu bilden, denn bei ihm ist der Himmel stahlfarbig, die grünen Bäume haben einen violetten Ueberzug, und wo er Sonnenlicht hingesetzt, da thut er es mit einer rasenden Verschwendung von Zinnober und Chromgelb."

Walter wandte sich achselzuckend ab und sagte: „Der Cognac unseres Freundes ist, der Himmel sei gelobt, besser

und geistiger als Deine Witze, an ihn will ich mich halten — an den Cognac nämlich."

„Und ich hätte fast unsern Maitrank vergessen," sagte Roderich; „er wird jetzt so würzig geworden sein, daß er nun vollständig den Vergleich mit einem Berliner Maitrank aushalten kann und so unser Freund zufriedengestellt ist." Er legte Palette und Pinsel neben sich auf den kleinen Schemel, wo sein Malkasten stand, und schaute freundlich nach dem jungen Mädchen hinüber, welches sich sogleich erhob und sein Schenkamt aufs Neue antrat, unterstützt von dem Baron und Bergmüller, von denen der erstere die Gläser hielt und es so einzurichten wußte, daß die kleinen Finger der Spanierin zuweilen seine Hand streiften, während der Kohlen-, Berg-, Wasser- und Nebelmüller den aufwartenden Knappen machte und dafür zum Danke mit diesen verschiedenen Namen belohnt wurde.

Die Gläser waren gefüllt und wurden von den Männern rasch geleert, während Conchitta nur leicht nippte und dann ihren Liebling, die kleine Margarethe, trinken ließ, welche sich darauf angelegentlich mit noch einigen Fragen über die Katze und die Halsbinde an sie wandte.

„Nun, was sagen Sie, Baron," rief Roderich, nachdem die Gläser noch einmal gefüllt waren, „ist unser Maitrank gut?"

„Vortrefflich, exquis, délicieux, ich habe bei uns zu Hause in Berlin keinen besseren getrunken."

„Schade, daß Sie ihn hier im Atelier genießen," nahm Lytton das Wort; „um einen Maitrank zu würdigen, muß man tief im Waldesgrün lagern, im Dufte der Blätter und Blüthen, geistig schon halb berauscht von Luft und Sonnen-

schein und vom würzigen Hauche des Waldmeisters, der rings um uns her wächst — dazu gehören schlanke Mädchengestalten und leuchtende Augen."

„Oder man muß mit der Maitrank-Bowle lagern auf der Höhe eines Berges," meinte nachsinnend Roderich, „im Schatten einer riesigen Kastanie, hinter uns das große Gemäuer einer ehrwürdigen Ruine, zu unsern Füßen die Schlangenwindungen des alten Vaters Rhein, golbig angestrahlt vom Abendsonnenschein."

„Ach ja, Du hast Recht," rief Lytton, indem er sein Glas hoch emporhob, „einem solchen Orte gebe ich auch fast vor Waldesdunkel den Vorzug; man muß den göttlichen Rhein sehen, um seine Gaben recht genießen zu können.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben,"

setzte er mit lauttönender, kräftiger Stimme ein,

„Gesegnet sei der Rhein."

Und als er wiederholte: „Gesegnet sei der Rhein", da fiel Roderich ein, auch Walter, wobei er anständiger Weise sein geleertes Cognacglas wegstellte und sich von dem duftenden Tranke in ein uraltes, mächtiges Glas eingießen ließ. Bergmüller, der eine gute Stimme hatte, fiel in harmonisch klingendem Tone ein, sowie ebenfalls die jungen Künstler, die hinter ihrem Carton hervorgekommen waren. Conchitta hörte dem schönen Liede mit leuchtenden Augen zu, während das kleine Mädchen lachend in seine Hände klatschte. Beim zweiten Verse klang in Mercedes' Hand die Mandoline richtig und sicher, und als der heitere, glückliche Chor die letzte Strophe mit ihren innigen Worten also schloß:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein —"

da hatte die junge Spanierin die Melodie fest in sich aufgenommen und sang, wenngleich leise, mit, während sie sich erhoben hatte und neben Roderich stand, den schönen, dunkeln, glänzenden Blick zu ihm erhebend.

Leider wurde in diesem Augenblick die Begeisterung der Sänger unterbrochen, und zwar so rasch und unerwartet und so wenig passend für die gehobene Stimmung der anwesenden Künstler, daß wir dieser Unterbrechung nothwendiger Weise ein eigenes Kapitel widmen müssen.

II.

„Es ist eine alte Geschichte.“

Es traten drei Personen in das Atelier des Malers, geführt von Andreas, der mit etwas verlegenem Gesichte den Gobelin am Eingange aufhob, um sie hindurchgehen zu lassen. Der treue Diener, welcher im Garten beschäftigt war, hatte vorauseilen wollen, um die Ankommenden zu melden, war aber durch einen gebieterischen Blick von einer dieser Personen verhindert worden: es war dies eine Dame, welche auch das Gemach zuerst betrat, obgleich sie auf der Schwelle mit einem der beiden Herren, in deren Begleitung sie war, ein paar Complimente gewechselt hatte, um diesen den Vortritt zu lassen. Sie beeilte sich übrigens mit ihrem Eintritte nicht besonders, blieb vielmehr ein paar Secunden unter dem Gobelin stehen, wobei ihre Mienen mehr ernstes Erstaunen als angenehme Ueberraschung zeigten bei dem heiteren Leben, welches hier im Atelier herrschte. Es war eine große, etwas magere Dame, sehr elegant gekleidet, mit einem Gesichte, das einstens sehr schön gewesen sein mußte; jetzt hatten die vielleicht früher sanfteren Augen etwas Stechendes angenommen; die Nase, welche wahrscheinlich in einem volleren Gesichte

nicht so auffallend bemerkt worden wäre, trat jetzt hart und knöchern hervor, und dabei bot der fest zusammengekniffene Mund mit den dünnen Lippen einige unangenehme Falten. Der eine Herr neben ihr, dem sie den Vortritt hatte lassen wollen, war eine verlebte Persönlichkeit, vielleicht hoch in den Vierzigen, dem ein geschickter Schneider, ein talentvoller Friseur sowie gut angewandte Pomade und sonstige Schönheitsmittel das Ansehen eines mit frischen Farben angestrichenen, baufälligen Hauses gaben. Uebrigens hatte er etwas entschieden Vornehmes in seinem Aeußern, gewandte, ja, elegante Bewegungen und eine Art, seinen Kopf zu tragen, die auf Jemanden schließen ließ, der zu befehlen gewohnt ist, eine Bemerkung, die wir bestätigt finden, nachdem wir gehört, daß ihn die Dame mit dem Titel Euer Hoheit anredete. Die dritte der Personen war ein Mann von angenehmem Aeußern, der sich stets in bescheidener Entfernung hielt und der in seinen Antworten, welche meist Zustimmungen waren, das Wesen eines Kammerherrn oder dienstthuenden Adjutanten zeigte.

Seine Hoheit konnten sich bei Anhörung des Gesanges nicht enthalten, einige rhythmisch passende Bewegungen zu machen, und sagten alsdann: „Besser hätten wir's in der That nicht treffen können, ein Atelier im vollen Lustre des Künstlerlebens — nicht wahr, Werdenberg?“ wandte er sich an seinen Begleiter.

»Superbe!« sagte dieser.

„Wenn man sich einmal einen vergnügten Tag macht,“ fuhr die Hoheit mit lauter Stimme fort, „und aus der Prosa des Alltagslebens in die heiteren Regionen der Künstlerwelt“ — er wollte sagen: „hinaufsteigt,“ verbesserte sich

aber und sprach: „einbringt, so thut es Einem unendlich wohl, sogleich den ganzen charme dieser heiteren Welt zu finden.

> Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
> Wir brächten ihm den Wein —“

recitirte er halb sprechend, halb singend, wobei er sich mit einer graziösen, tänzelnden Bewegung dem Herrn des Ateliers näherte und demselben aus richtiger Entfernung seine Rechte entgegenstreckte.

Roderich, dem diese Ueberraschung weniger als gerade dieser Besuch unangenehm zu sein schien, machte eine tiefe, aber sehr förmliche Verbeugung, murmelte Einiges in den Bart, von dem man nur die lauter gesprochenen Worte: „Außerordentliche Ehre — Kunstkenner — Eure Hoheit,“ verstand, wobei über das Gesicht Lytton's ein flüchtiges sarkastisches Lächeln glitt, das in des Sprechers Zügen wohl seinen Wiederschein gefunden haben würde, wenn nicht Seine Hoheit, vor dem Künstler stehend, ihm heiter nickend in das Gesicht geschaut und gesagt hätte: „Gewiß, ich versichere Sie, ich fühle mich in diesen Räumen so behaglich, ganz wie zu Hause, wie bei Meinesgleichen.“

„Ob das für uns ein Compliment ist!“ grollte Walter im Hintergrunde des Zimmers in das große Trinkgefäß hinein, nachdem er dasselbe vorher fast leer getrunken.

„Schauen Sie um sich, Werdenberg,“ fuhr Seine Hoheit in der allerbesten Laune von der Welt fort, „das ist das wahre Künstlerleben, diese famose, malerische Umgebung — überall, wohin das Auge fällt, Kunstgegenstände, und dazu Wein, Liebe und Gesang.“

Das mittlere dieser drei Worte sprach er übrigens sehr

leise aus, während er, sich herumdrehend, die schöne junge Spanierin erblickte, wobei er dem Herrn des Ateliers mit einem faunenartigen Lächeln zuwinkte.

„Darf ich mir erlauben," sagte Roderich mit seiner sonoren Stimme ruhig und ohne jede Bewegung, „Eurer Hoheit meine Freunde und Bekannten vorzustellen? Sie werden sich glücklich schätzen, einen so warmen Beschützer der Kunst kennen zu lernen."

„Wozu das, mein lieber Freund? Ich bin überzeugt, unter lauter gediegenen Künstlern zu sein, und möchte hier in der That nichts von Vorstellung und dergleichen wissen," setzte er mit einer etwas affectirten Handbewegung hinzu.

„So muß ich mir doch erlauben, Eurer Hoheit eine Ausnahme vorzustellen, den Herrn Baron Hund vom Höllensteine, unsern angenehmen Freund — ebenfalls ein Beschützer der Künste."

„A—a—a—ah," sagte Seine Hoheit mit einem sehr lang gedehnten Tone, indem er sich gegen den Vorgestellten wandte, seinen Kopf erhob und den Baron mit halb geschlossenen Augen und einer ziemlich kalten Miene betrachtete — „ah, Hund vom Höllensteine, ich erinnere mich, eine märkische Familie, wovon mir zwei Branchen bekannt sind," fuhr er mit einem Blicke auf seinen Adjutanten fort, den er durch seine gediegenen genealogischen Kenntnisse in Erstaunen setzen wollte, zwei Branchen dieser alten reichen Familie, die mit den gestutzten Ohren und die mit dem gestutzten Schweife — zu welcher zählen Sie sich?"

„Zur letzteren, Euer Hoheit; wir führen im Wappen den Hund mit gestutztem Schweife."

Der junge Engländer hatte sich bei dieser kleinen Unter-

redung rasch auf dem Absatze herumgedreht und that, als ob er etwas vom Boden aufhebe, während selbst der so ruhige und besonnene Roderich eine Secunde lang die Lippen auf einander preßte und dann mit großer Heiterkeit sagte: „Wir verdanken dem Herrn Baron diese heitere Stunde; er behauptete nämlich, ein Maitrank, wie er in Berlin gebraut würde, habe unbedingt den Vorzug vor unserem rheinländischen."

„Ah, das ist viel behauptet," meinte Seine Hoheit; „geben wir zu, daß alles, was in Berlin gemacht ist, sich durch einen eigenthümlichen feinen Schliff oder durch eine wunderbare Gediegenheit, guten Geschmack, Intelligenz oder Kunstsinn auszeichnet — sagen wir, daß man in Berlin ganz vortrefflichen Maitrank genießt, aber besser, als wie hier am Rheine, ist doch wohl ein Bischen zu viel behauptet. Ja, wenn man vielleicht rheinische Waldkräuter nach Berlin brächte und dort den Maitrank anfertigen ließ, so würde er vielleicht durch die Feinheit der Anfertigung einen Vorzug gewinnen. — Aber, meine Herren," fuhr er in einem veränderten Tone und wie sich gewaltsam dem eben geführten Gesprächsthema entreißend fort, „über Vorstellung und Maitrank vergessen wir schändlicher Weise die Hauptsache, das Bild unseres Meisters — es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Baron Hund!"

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Prinz von dem sich tief verneigenden Baron und rief dann seinen Adjutanten, um sich in Gesellschaft desselben mit zusammengelegten Händen und dem Ausdrucke des Erstaunens und Entzückens vor das große Bild Roderich's hinzustellen.

Wir sahen uns genöthigt, die Dame, welche vor den

beiden Herren das Gemach betrat, einen Augenblick zu vernachlässigen, was aber wohl verzeihlich ist, da sie sich gleich nach ihrem Eintritte aus dem Gesichtskreise der Anwesenden verlor. Ihr scharfes Auge hatte nämlich nicht sobald die kleine, für alle Uebrigen reizende Gruppe der jungen, schönen Spanierin mit dem kleinen Mädchen bemerkt, das, in ihren Schooß geschmiegt, neben ihr saß, als sie nicht sehr laut, aber in etwas schrillem Tone den Namen Margarethe rief, worauf das Kind fast zusammenschrak, aber augenblicklich emporfuhr und zu seiner Mutter eilte. Diese fuhr ihm mit der Hand leicht über das Haar, statt es aber in liebevoller Art zu küssen oder auch nur mit herzlichem Ausdrucke zu betrachten, wandte sie sich langsam gegen ihre am Eingange des Ateliers erscheinende Dienerin, welche nicht mehr Zeit gehabt hatte, vor den Eingetretenen das Haus und das ihr anvertraute Mädchen wieder zu gewinnen, und blickte sie ein paar Secunden lang mit ihren stechenden Augen scharf an, ehe sie ihre dürren Lippen öffnete und, obgleich nur hauchend und zischend, aber für die Gouvernante sehr vernehmlich sprach: „Nennen Sie das auf mein Kind Acht geben, wenn Sie sich im Garten oder wer weiß wo herumtreiben und es unterdessen fremden Händen überlassen?“

„Der Herr hat die kleine Margarethe gerufen,“ sagte das junge Mädchen in verschüchtertem Tone und ohne zu wagen, mit ihren Blicken den Augen der Herrin zu begegnen, „und da ich dachte, wenn der Herr sie riefe ....“

„Sie haben nichts zu denken, nur meine Befehle pünktlich zu erfüllen; ich will mein Kind nicht in solchen fremden Händen wissen — pfui!“ setzte sie mit einem unbeschreiblichen Zucken ihres Mundes hinzu. „Sie waren daher geschickt,

um das Kind in der frischen Luft des Gartens ergehen zu lassen, aber nicht in dieser — Atmosphäre," schloß sie mit einem Ausdrucke tiefer Verachtung.

Die Kleine folgte fast widerstrebend der Gouvernante und nicht, ohne mehrere Male nach Conchitta hinüber zu schauen, die sich indessen abgewandt hatte und durch das Fenster an den blauen Himmel hinaufschaute, ohne auf die süßen Bemerkungen des Barons Hund vom Höllensteine zu achten, der vor ihr saß und sie schwärmerisch anblickte und ohne Binde- und andere Worte nur in Ausrufungen sprach.

Vielleicht war er darin das Echo Seiner Hoheit, denn auch diese sagte nichts als: „Wunderbar groß und ausgezeichnet, immens concipirt und ausgeführt — sehen Sie, Werdenberg!"

Und Werdenberg sagte: „Auf Ehre, superbe! räuberhaft schön!"

„Sehen Sie diese Zeichnung, dieses Colorit," fuhr der Prinz fort, indem er seine Arme vor der Brust verschränkte und das Gemälde mit seitwärts geneigtem Kopfe betrachtete, „diese lebensvolle Wahrheit, dieser fabelhafte Ausdruck in allen Köpfen, welcher Genuß, so etwas in der Arbeit sehen zu dürfen — ich bitte Sie, Werdenberg, ich finde namentlich die Composition über alle Beschreibung schön!"

„Gewiß, Euer Hoheit, superbe," sagte der Adjutant und setzte für sich, still schwärmend, als Steigerung hinzu: „Auf Ehre, räuberhaft schön — trichinenhaft!"

Obgleich Seine Hoheit, wie wir eben darzuthun uns erlaubten, außer sich vor Entzücken schien über das in der That ausgezeichnete Bild Roderichs, so warf er doch, während er vor der Leinwand hin und her trat, manche

vergebliche Blicke rechts und links an derselben vorbei, um das Gesicht des jungen Mädchens sehen zu können, deren schlanke, wundervolle Körperformen begreiflicher Weise seine Aufmerksamkeit aufs höchste reizten. Endlich erreichte er seinen Zweck, aber nur dadurch, daß der Baron Hund vom Höllensteine eine allzu süße Redensart gegen Conchitta wagte, worauf diese sich unmuthig umwandte, sich aber rasch wieder wegdrehte, als sie in das gierige Auge des abgelebten Prinzen blickte.

„Sehen Sie, Werdenberg," sprach Seine Hoheit in einem leise sein sollenden Tone, „dieses prachtvolle modèle d'atelier — ah, was diese Künstler für glückliche Menschen sind! Betrachten Sie die Kleine und sagen Sie mir, ob sie nicht ganz verführerisch ist!"

Und der Adjutant sagte: „Auf Ehre, superbe!" und blickte mit seinem eingeklemmten Augenglase nach dem jungen Mädchen.

Der Herr des Ateliers hatte die Bemerkung des Prinzen wohl gehört und eine leichte Röthe des Unmuths fuhr über seine Züge. „Verzeihen mir Euer Hoheit," sagte er alsdann, „daß ich vergaß, jener jungen Dame den Namen Eurer Hoheit zu nennen."

„Gewiß, daran thaten Sie Unrecht," erwiederte der Prinz heiter lächelnd, indem er sich die Hände rieb. „Bitte, stellen Sie mich diesem reizenden Kinde vor — nennen mir aber auch ihre Wohnung," setzte er mit leisem Tone hinter der vorgehaltenen Hand mit einem sehr bezeichnenden Aufschlage seiner Augen gegen Roderich hinzu.

Dieser biß sich auf die Lippen, und nur ein Blick auf Lytton, der sich achselzuckend abwandte, ließ ihn eine Bemer-

kung niederschlucken, und dann machte er mit einer Handbewegung gegen den Fürsten ein paar Schritte auf das junge Mädchen zu, wobei er ihren Namen nicht ohne die Bezeichnung Sennora aussprach und hierauf fortfuhr: „Seine Hoheit der Prinz Heinrich wünscht, Ihnen vorgestellt zu werden." Seinen Malerstock, den er noch in der Hand hielt, stellte er jetzt mit ausgestrecktem Arme neben sich auf den Boden, ungefähr in der Art, wie es ein Hofmarschall in Function mit seinem Amtsstabe macht, und sagte alsdann mit sehr lauter Stimme: „Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit La Sennora Marquesa Donna Conchitta aus dem Hause der de Monterey y Byzcarro vorzustellen, eine junge Dame von außerordentlichem Talente, eine Künstlerin im wahren Sinne des Wortes, welche heute die große Gefälligkeit hatte, in Begleitung ihrer älteren Schwester, Donna Mercedes, hieher zu kommen, um mir für die Hauptfigur meines Bildes die Züge ihres unvergleichlichen Profiles zu erlauben."

Roderich hatte, indem er so sprach, seine Blicke von Conchitta ab und seiner Frau zugewandt, welche sich von Baron Hund und dem jungen Bergmüller unterhalten ließ. Dabei betonte er seine Worte so laut und ausdrucksvoll, daß die eben genannten Drei umschauten, worauf er, ein paar Schritte gegen seine Frau machend und sich direct an sie wendend, nicht ohne Beziehung auf die eben stattgehabte Vorstellung fortfuhr: „Ich glaube auch in Deinem Sinne geredet zu haben, als ich vorhin der Sennora Vorwürfe machte, daß sie seit langer Zeit nicht mehr unser Haus besucht, Vorwürfe, in welche auch unsere kleine Margarethe lebhaft einstimmte. — Euer Hoheit müssen wissen," wandte

er sich wieder an diesen, „daß Sennora Conchitta mir von lieben Freunden dringend empfohlen ist und daß sie, wie Sie vielleicht bei Ihrem Eintritte zu bemerken Gelegenheit hatten, mein kleines Mädchen aufs liebenswürdigste protegirt, eigentlich verwöhnt."

Conchitta, welche augenscheinlich glücklich war, durch die an Frau Hildegard gerichteten Worte den Blicken des Fürsten entgehen zu können, machte rasch ein paar Schritte gegen die Herrin des Hauses und verneigte sich vor derselben auf eine eben so einfache als sittsame Art, was die Andere mit einer kaum bemerklichen steifen Neigung des Kopfes erwiederte; doch konnte sie es dabei nicht unterlassen, in heftiger, weiblicher Neugierde, ja, in der Hoffnung, irgend eine Veränderung zu entdecken, ihre scharfen Blicke ein paar Secunden lang auf das Gesicht des jungen Mädchens herabzusenken, welches ihr einstens gleichgültig gewesen war, ehe sie Veranlassung zu haben glaubte, es zu hassen. Mochte sie nun trotz ihres Vorurtheils in diesen reinen, lieblichen Zügen etwas finden und erkennen, was durchaus nicht so war, wie sie es erwartet, wie es ihr vorgeschwebt, oder war es der gewöhnlich richtige Instinkt des Weibes gegenüber einer Andern ihres Geschlechtes — genug, das sarkastische, fast verächtliche Lächeln auf ihrem Gesichte milderte sich zu einem ernsten, beinahe wehmüthigen Ausdrucke, und Roderich, der es nicht unterlassen konnte, forschend hinüber zu schauen, verstand wohl den auflodernden gehässigen Ausdruck in den Blicken seiner Frau, als sie jetzt auch nach ihm hinsah, und wandte sich mit einem leichten Seufzer ab.

Wie zum Schutze ihrer jüngeren Schwester gegen die strengen Blicke der so starr und aufrecht da stehenden Frau

des Hauses hatte Mercedes den dunklen Winkel verlassen, wo sie still betrachtend saß, und sagte nun, sich nähernd und Conchitta's Hand ergreifend: „Von meiner Schwester, Frau Olfers, dürfte ich wohl sagen, sie sei mein Kind, denn seit ihrer Geburt habe ich sie gehegt und gepflegt wie eine Mutter, da sie schon in der Wiege verwaist war. Die Leute, wenn sie mich so ansehen," setzte sie lächelnd hinzu, „halten sie auch für mein Kind — ja, ich habe sie erzogen, und hoffentlich gut erzogen."

Frau Hildegard nickte gegen Mercedes ein wenig tiefer mit dem Kopfe und es erschien etwas wie ein Lächeln auf ihren Zügen, welches aber Lügen gestraft wurde durch den eisig kalten Ton, mit dem sie sagte: „Den Vorwürfen meines Mannes muß ich auch die meinigen anreihen — Sie haben sich wirklich zu lange nicht bei uns sehen lassen!" worauf sie sich mit einer heftigen Bewegung rauschend umwandte, mit dem Gesichtsausdrucke einer edeln Dulderin, welche äußerst gelungene Miene sie durch einen tiefen Athemzug verstärkte. Dann fuhr sie fort, indem sie rasch auf ihres Mannes Bild zuging: „Ich muß doch sehen, wie er den interessanten Kopf benutzt hat."

Die beiden Gatten standen in diesem Augenblicke allein vor dem Bilde.

„Guten Tag!" sagte sie in dem uns bekannten, scharfen Tone, ohne ihn anzusehen.

„Guten Tag, Hildegard!" gab er mit milder Stimme zur Antwort und setzte hinzu: „Es war mir bis jetzt nicht möglich, Dir einen freundlichen Gruß zuzurufen."

„Auch unnöthig einem solchen Störenfried wie ich bin!"

„Du störst mich nie, namentlich wenn Du allein kommst."

„O doch, ich störe Dich und Deine so fröhliche Gesellschaft, deßhalb komme ich nur gezwungen hieher. Prinz Heinrich bat mich, ihn nach Deinem Atelier zu geleiten — nur deßhalb störte ich Dich in Deiner Fröhlichkeit; verzeihe mir das — wie ich ja gezwungen bin, Dir so Vieles verzeihen zu müssen!"

Wort und Ton der Stimme zielten in bester Vereinigung nach seinem Herzen, und damit er nicht im Stande sei, diesen Stich abzuwehren, warf sie ihren Kopf in die Höhe und verließ das Bild, um sich zu Seiner Hoheit zu begeben, welche die verschiedenen Gegenstände an den Wänden, auf den Tischen und Stühlen mit lauten Ausrufen der Bewunderung musterte.

Und der Adjutant, der hinter ihm dreinschritt, wiederholte verschiedene Male: „Auf Ehre, superbe!"

„Ah!" machte Roderich, und nachdem er seiner Frau einen düstern Blick nachgesandt, faßte er sich gewaltsam und sprach dann zu sich selber: „Tragen wir unsere Leiden mit Geduld, mit gutem Humor und gutem Gewissen!" Er stellte den Malerstock neben die Staffelei und ging zu Walter hin, der in der Ecke am Kamine neben dem Tische saß, auf dem die Maitrank-Bowle stand. „Gib mir den Pokal," sagte er leise und lächelnd, „ich muß ihn auffüllen für einen Höheren, als Du bist — Du kannst Dir später einbilden, er habe Dir zugetrunken."

„Damit ich Leibschmerzen bekäme, he?" grollte der alte Maler und ließ es nur widerstrebend geschehen, daß der Herr des Ateliers den alten Becher mit dem duftigen Weine auffüllte und ihn mit zwei anderen, ebenfalls noch vollen Gläsern auf eine antike Credenzplatte setzte und hierauf den Mai-

trank Seiner Hoheit, dessen Adjutanten und seiner Frau darbot.

Alle Drei nahmen, tranken aber auf sehr verschiedene Weise; der Fürst zeigte ein sichtliches Erschrecken über den großen Kelch und nippte nur daran, was ihm von Seiten Walter's ein verächtliches Lächeln eintrug.

Frau Hildegard schien ihr Glas wie mit etwas Wohlriechendem angefüllt zu betrachten, denn sie roch nur daran und stellte es alsdann auf den kleinen Tisch.

Der Adjutant war der Einzige, der die Gabe zu würdigen wußte: er betrachtete den Wein einen Augenblick prüfend, indem er das Glas gegen das Licht hielt und sein linkes Auge zukniff. Dann setzte er's an den Mund, zog den süßen, duftigen Trank mit wahrem Wohlbehagen in sich hinein, schnalzte alsdann mit den Lippen und sagte: „Auf Ehre, räuberhaft!"

Nachdem der Fürst wiederholt zu der jungen Spanierin hingegangen und mit ihr und ihrer Schwester noch einige Worte gewechselt, wobei er den vergeblichen Versuch gemacht, aus dem Munde Conchitta's deren Wohnung zu erfahren, drückte er dem Herrn des Ateliers aufs cordialste die Hand, worauf er Frau Hildegard die Versicherung gab, er verdanke ihr eine ganz deliciöse, kostbare Stunde; dann grüßte er den Baron Hund mit einem freundschaftlichen Winke seiner Rechten und die übrigen Künstler, indem er dicht vor dem Gobelin seinen Hut mit einem Rundcomplimente gegen sie schwenkte, ehe er ihn aufsetzte, was er aber nicht früher that, als bis die Dame des Hauses das Atelier verlassen hatte.

Seine Hoheit wandten sich aber noch einmal gegen das Innere des Gemaches, streckten wie bewundernd seine

beiden Arme aus und riefen: „Wahrhaftig, eine Umgebung für Künstler, so schön, so harmonisch, so ausgezeichnet, wie sie sich nur eine kühne Phantasie denken kann — wunderbar!"

Und der Adjutant murmelte im Abgehen: „Auf Ehre, nicht nur superbe, sondern räuberhaft schön — trichinenhaft!"

Der Gobelin war schon eine ziemliche Zeit hinter den Weggegangenen niedergefallen, ehe einer der Zurückbleibenden, als geschähe das auf Verabredung, irgend etwas that oder sagte, was sich auf den eben da gewesenen Besuch bezogen hätte. Roderich hatte Palette und Malerstock ergriffen und fuhr mit dem Pinsel auf der Leinwand, wie es schien, ziemlich absichtslos, umher, und erst als ihm Conchitta mit ihrer angenehmen Stimme sagte: „Meister Roderich, ich habe noch viel Zeit und viel Lust, Ihnen zu stehen!" erwachte er wie aus einem Traume und begann wieder an dem weiblichen Kopfe auf seinem Bilde zu arbeiten.

„So," sagte Lytton nach einer längeren Pause, während welcher er einen Standpunkt gesucht und gefunden, um seine Zeichnung zu vollenden, „jetzt kämen wir allgemach wieder zur Ruhe."

Die jungen Künstler hatten sich hinter ihren Carton zurückgezogen und Bergmüller saß auf dem Stuhle des Barons Hund vom Höllensteine, welcher verschwunden war; er hatte sich, ehe der Gobelin noch ganz niedergefallen war, durch eine sehr kleine Oeffnung sachte hinausgeschlängelt und war so glücklich gewesen, dem hohen fürstlichen Besuche, ehe dieser in den Wagen stieg, nochmals seine allergehorsamste Verbeugung zu machen. Für heute Morgen kam er auch nicht wieder in die bürgerliche Luft des Ateliers.

Walter hatte sich des großen Gefäßes wieder bemächtigt,

und nachdem er etwas von dem Inhalte auf den Boden geschüttet, zum Dankopfer für die Unterirdischen, wie er sagte, hockte er auf eine kleine Treppe, die dazu benutzt wurde, um Gegenstände von der Wand herabzunehmen.

Niemand sprach — es herrschte eine tiefe Stille in dem einsamen Gemache.

Da war ein einziges Wort schuld daran, daß diese fast unangenehme, hier wenigstens peinliche Stille plötzlich unterbrochen wurde und derselbe Geist der Heiterkeit wieder hereinschwebte, der vorhin bei dem vornehmen Besuche entflohen war.

Einer der jungen Künstler nämlich hinter dem Carton fragte den anderen mit leise sein sollender Stimme, doch so, daß es alle Welt hören konnte: „Wie findest du auf meinem Bilde diesen Schafskopf?“

„Auf Ehre, superbe — trichinenhaft!“

Da lachte Lytton laut auf, Roderich ebenfalls, Bergmüller schrie vor Vergnügen förmlich hinaus und selbst der alte Walter wackelte heiter mit dem Kopfe.

„Räuberhaft!“

„Ach, was,“ rief der Herr des Ateliers, indem er die Palette neben sich auf den Tisch warf, hätte ich mir doch fast die gute Laune dieses schönen Morgens verderben lassen — ach, und man hat der schönen Augenblicke so wenig in diesem armen Leben! He, Andreas,“ rief er mit seiner mächtigen Stimme, daß es laut durch das Gemach hallte, „unachtsamer, fauler Knecht, fülle wenigstens die Gläser, wenn Du auch nicht im Stande gewesen bist, Deinen Herrn und seine Gäste vor vornehmem Besuche zu bewahren!“

Andreas schlich herein und versah sein Amt als Mundschenk mit großer Emsigkeit, worauf er mit gesenktem Kopfe

zu seinem Herrn ging und ihm zwei Rosen überreichte, welche die kleine Margarethe abgepflückt und ihm gegeben, die eine für Papa, die andere für die gute Conchitta.

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein,"

sang Walter mit seiner so unbeholfenen Stimme und in einer so wenig passenden Tonart, daß Niemand einzustimmen im Stande und es selbst den jungen Künstlern hinter dem Carton unmöglich war, bei dem Juvivallera mitzuthun.

Dafür hörte man aber eine andere Stimme hinter dem Gobelin in etwas dünnem krähendem Tone, aber in heiterer Laune so gut als möglich einstimmen; dann wurde der Gobelin etwas auf die Seite geschoben und es trat Jemand in das Atelier, dem nicht nur Alle freundlich zunickten, sondern dem Conchitta rasch entgegeneilte, seine beiden Hände ergriff und ihn dann zu Roderich führte.

Der Angekommene hatte in seinem Aeußern durchaus nichts, was einen so warmen, ja, herzlichen Empfang gerechtfertigt hätte; es war eine kleine, magere, unbedeutende Persönlichkeit mit einem alltäglichen Gesichte, nur sah man in demselben gute, freundliche Augen; der Kopf war spärlich mit hellblonden Haaren bedeckt, dabei schleppte er den linken Fuß etwas hinkend nach, und dies war wohl die Schuld, warum sich sein schwächlicher Körper stark nach dieser Seite hinneigte und sich dabei auf einen dicken Stock stützte. Ueber seinen Anzug war nicht viel zu sagen, er war einfach und sauber, und das einzige Außergewöhnliche an seiner Bekleidung war vielleicht der Hut, der für die kleine Gestalt des Mannes etwas hoch und spitz war und eine sehr breite Krämpe hatte.

Roderich reichte ihm die Hand und sagte freundlich: „Guten

Morgen, lieber Schmitz!“ während Lytton, der in der Nähe stand, ihm leicht auf die Schulter klopfte, wobei er fragte:

„Wie geht's, Michel Angelo?“

„Gut, gut, so vortrefflich als möglich,“ gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er heiter um sich schaute und dann seine freundlichen Blicke auf dem jungen Mädchen ruhen ließ, das vor ihm stand und ihn lächelnd ansah.

„Aha, ich weiß schon, was Dich her treibt, alter Schwede,“ sagte Walter, der diesen Blick bemerkte. „Willst Du Dich nach Conchitta umschauen? Ist sie Dir vielleicht zu lange ausgeblieben?“

„Das nicht, gewiß nicht,“ erwiederte Michel Angelo Schmitz, denn dies war sein Tauf- und Zuname; „wenn sie auf die Akademie geht, bleibt sie noch länger, und ich finde sie hier in der allerbesten Gesellschaft,“ setzte er hinzu, indem er Mercedes zuwinkte.

„Laß Dir ein Glas Maitrank geben, Schmitz,“ sagte der alte Maler, ohne aufzublicken; „er ist gut, und wenn man keine Gelegenheit hat, ihn im Walde zu trinken, so muß man schon damit in einem dumpfigen Atelier vorlieb nehmen.

Juvivallera, juvivallera, juvivalleralalala!“

brummte er in den Bart, nachdem er sein großes Gefäß wieder einmal ausgetrunken.

„Wollten Sie nach mir sehen, lieber Schmitz?“ fragte Conchitta mit ihrer sanften, einschmeichelnden Stimme.

„Ja und nein,“ erwiederte Michel Angelo, indem er mit einem sehr pfiffigen Lächeln rings umherschaute, daß Lytton sagte:

„Jetzt paßt nur auf, dieser durchtriebene Schelm hat

irgend eine Absicht, und wo er seine Schraube ansetzt, da kommt er auch durch, mag das Brett noch so dick sein; ehrlich herausgesagt, Schmitz, wer von uns ist heute Dein Brett? Wenn ich's nicht bin," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „so helfe ich Dir bohren."

„Es ist schade," gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er den Knopf des Stockes unter seine Nase drückte, „daß dieser Lytton kein Rathsherr geworden ist."

„Habe ich Recht?"

„Ich will es nicht läugnen; da ich die gute Conchitta hier wußte, so dachte ich mir, jetzt willst Du mit ihrer Hülfe doch noch einen Versuch machen, um etwas heraus zu bekommen, was mir Roderich schon lange versprochen."

„Und was hätte ich Dir schon lange versprochen?" antwortete der Herr des Ateliers, ohne aufzublicken ruhig weiter malend.

„Diese Frage kannst Du Dir doch wohl selbst beantworten," meinte Lytton. „Wofür bohrt Michel Angelo? Warum bettelt er? Nicht um Geld und Gut, das ist weltbekannt."

„Gewiß nicht," sprach der kleine Mann, mit seinem gutmüthigen Gesichtsausdrucke ehrlich um sich blickend; „aber Roderich hat mir schon vor längerer Zeit eine Zeichnung versprochen, und da bin ich denn gekommen, und Conchitta soll mir bitten helfen."

„Ja, ja, das will ich," rief das junge Mädchen, ihre Hände fröhlich zusammenschlagend; „ja, ja, wenn Meister Roderich eine Zeichnung versprochen hat, so wollen wir bitten, bis er sie herausgibt."

„Habe ich Dir wirklich eine Zeichnung versprochen,

Schmitz?" fragte der Herr des Ateliers. „Du hast das gut sagen; wenn Du es aber zufällig beschwören kannst, so werde ich mein Wort halten."

„Sehen Sie, wir brauchen nicht einmal zu bitten," sagte Conchitta mit einem Blicke auf Roderich, wobei ihre Fröhlichkeit verschwand, um ihrem gewöhnlichen, ernsten Gesichtsausdrucke Platz zu machen.

„Ich schwöre," sagte Michel Angelo feierlich, „beim Styx, beim Zeus, beim Anubis oder bei jenem großen Manne, dessen Vornamen man mir gegeben!"

„Dein Vater war ein alter Narr, als er das that; er hätte wissen sollen, daß aus dir nie ein Maler wird."

„Doch das ist alles zu wenig," fuhr Schmitz fort, ohne auf diese Bemerkung zu achten, „ich schwöre bei unserer lieben, guten Conchitta!"

„Nein, nein," erwiederte das junge Mädchen rasch, „ein solcher Schwur gilt nicht!"

„Doch, er gilt," sagte Roderich lebhaft, indem er dem Anderen seine Rechte entgegenhielt — „da, ich wiederhole vor Zeugen mein Versprechen!"

„Damit ist dem Michel Angelo eben so geholfen, als wenn Du ihm auf den alten Kaiser hin eine Million versprochen hättest," sprach Walter; „er will seine Zeichnung haben, in Händen halten — er pfeift auf Dein Versprechen! Willst Du vielleicht auch von mir eine Zeichnung?"

„O, gewiß," rief der kleine Mann eifrig, „Du fehlst mir auch noch in meiner Sammlung!"

„Sollst eine haben, Mann, sobald Du mir die von Roderich zeigen kannst."

„Halt' ihn beim Worte," sagte der Herr des Ateliers, „ich werde heute noch etwas für Dich suchen?"

„Hier?"

„Nein, zu Hause — hier in meinen Mappen findet sich nichts Passendes für Dich. Begleite mich und bleibe bei mir, bis Du das Versprochene hast."

„O, das ist schön," rief die junge Spanierin, „so erhalten Sie zwei Zeichnungen! Ich danke Ihnen herzlich, Meister Rodriguez, es ist gerade so, als wenn Sie mir ein Geschenk gemacht hätten; es ist mein Honorar, weil ich Ihnen Modell gestanden, und wenn Sie meinen Kopf oder meine Hand gebrauchen können, so dürfen Sie mir nur ein Wörtchen schreiben!"

„Wieder um eine Zeichnung für Schmitz?" fragte Roderich mit einem eigenthümlichen Tone, indem er das junge Mädchen ziemlich ernst ansah.

„O nein, ich bin nicht so eigennützig; die eine Zeichnung, die Sie Schmitz gegeben, bezahlt mich vollständig!"

„Und so brauche ich Ihnen denn nicht einmal mehr meinen Dank zu sagen?"

Conchitta stutzte über diese Worte oder vielmehr über den Ton, in welchem der Maler sie aussprach. „Ist die kleine Mühe," sprach sie, „denn eines Dankes werth?"

„O doch, eines Dankes und einer dankbaren Erinnerung!"

Er blickte sie bei diesen Worten so ernst, fast düster an, daß sie ihre Augen niederschlug, doch nur eine Sekunde; dann schaute sie ihn wieder leuchtend und strahlend an, reichte ihm ihre beiden kleinen Hände und sagte mit einer Stimme, von der außer ihr nur er fühlte, daß sie nicht fest wie gewöhnlich klang: „Nein, ich danke Ihnen vielmehr, daß Sie

mir erlauben, Ihr Atelier zu besuchen, und dafür werde ich immer und immer eine dankbare Erinnerung haben!"

„Was nutzt Dich der Besuch aller Ateliers der Welt!" rief Walter in deklamatorischem Tone. „Wirst Du in ihnen etwas lernen? Nein, und hundert Mal nein, die deutsche Kunst ist todt, der Maitrank ist zu Ende — ich verstehe, Lenker im Himmel, mein Herbst ist 'kommen, die Blätter fallen ab von den Bäumen — addio!"

Damit drückte er seinen Hut fest auf den Kopf und verschwand, ohne ein Wort weiter zu verlieren, hinter dem Gobelin.

Conchitta ließ es geschehen, daß Roderich eine ihrer überaus feinen und zierlichen Hände einen Augenblick betrachtete und dann hastig und verstohlen an seine Lippen drückte. „O," seufzte er, „daß wir von so vielem Schönen und Herrlichen nichts behalten, als eine blasse Erinnerung!"

Lytton war zu Bergmüller gegangen, der ihm eine Papiercigarre drehte, worin der Wasser- und Nebelmüller eine große Virtuosität besaß; dann zog jener seine Uhr heraus und sagte: „Ah, es ist schon zwei Uhr — gut, daß es Sommer ist, wo ich mir aus einer kalten Suppe nichts mache!"

Hinter dem Carton war es schon eine gute Zeit still geworden, da die jungen Künstler fortgegangen waren, um ihr Kosthaus aufzusuchen. Auch Bergmüller empfahl sich und schlenderte in den Garten hinaus; er gebrauchte zu irgend etwas einen Akazienzweig, den er sich von Andreas geben lassen wollte; Lytton suchte seinen Hut, und als er ihn gefunden, blieb er, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, vor dem Bilde Roderich's stehen.

Donna Mercedes kam mit Michel Angelo Schmitz, der

zu ihr gegangen war, leise aus ihrem Winkel hervor; ob sie gesehen, daß der Maler die Hand ihrer Schwester leicht geküßt, sind wir nicht im Stande anzugeben. Sie sagte zu Conchitta: „Es ist für uns wohl Zeit, nach Hause zu gehen; Sennor Rodriguez scheint nicht mehr malen zu wollen. Ah, Sie waren sehr fleißig!" fuhr sie mit einem Blicke auf das Bild fort und setzte, ihre Schwester betrachtend, hinzu: „Wie Du ähnlich bist, Conchitta, es ist fast ein Portrait."

„Ja, ja, es ist zu ähnlich," sagte Lytton, „Du mußt ein wenig daran ändern; ich würde diese schönen Züge, so schön, so gut, so rein, einem Besteller nicht gönnen."

„Darin bin ich ganz Deiner Meinung," gab der andere Maler zu; „es ist leicht, diese guten, edeln Züge zu verwischen: ich werde um den kleinen zusammengedrückten Mund einen Zug des Hasses legen, den die Situation bedingt, und dann wird Conchitta nicht mehr kenntlich sein."

Mercedes hatte vom Gewande ihrer Schwester den violetten Ueberwurf entfernt und brachte ihren Strohhut und das einfache Mäntelchen; auch half sie ihr dasselbe umlegen und zog und zupfte an Hut und Mantel herum, wie es nur eine sorgsame Mutter thun kann, um ein geliebtes Kind zu putzen.

Dann gingen die beiden Schwestern mit einander fort; Roderich und Lytton begleiteten sie bis zur Hausthür und Michel Angelo Schmitz ging noch weiter mit bis zum Gartenthore, um, wie er sagte, ihnen die Mühe des Oeffnens desselben zu ersparen. Wenige Schritte von dem Hause entfernt, das sie eben verlassen, schob Conchitta ihren Arm unter den des kleinen Mannes, und während sie ihn zu führen schien, schmiegte sie sich fest an seine Schulter.

Lytton warf einen Blick auf Roderich und lächelte eigenthümlich.

„Was meinst Du?“ fragte dieser, indem er dem jungen Mädchen düster sinnend nachblickte.

„Ich habe gar keine Meinung ausgesprochen, nur beneide ich im Stillen Michel Angelo; mit uns würde sie nicht so durch den Garten gehen.“

„Nein, gewiß nicht!“

„Er ist ihr Hausherr, sie wohnen bei ihm, und er maßt sich so etwas wie väterliche Rechte über Conchitta an.“

„Und glaubst Du, es sei eine kindliche Zuneigung, die sie ihm beweist?“

„Was denn anders?“ rief Lytton erstaunt. „Ah, mein Freund,“ fuhr er lachend fort, „wenn ich von der Wirkung auf die Ursache schließen dürfte, so würde ich sagen ....“

„Nun, so sprich,“ sagte der Andere, da jener stockte.

„Nein, nein, es gibt Worte, die, einmal ausgesprochen, Wesen und Kraft bekommen; laß mich denken, was ich will. Ich sage nur, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn das junge Mädchen mit mir so harmlos und vertraulich wandeln würde, wie mit diesem glücklichen Schmitz — und Du?“

„Dazu sage ich Amen und will noch schleunig an mein Bild zurückkehren, um etwas Haß auf ihre lieben guten Züge zu werfen.“

„Adieu, Roderich,“ sagte Lytton und ging langsam durch den Garten der Thür zu, hinter welcher die beiden Damen verschwunden waren und von wo Schmitz soeben zurückkehrte.

Der Andere aber, obgleich er rasch vor sein Bild getreten war, auch Palette, Malstock und Pinsel ergriffen und sich mit einem der letzteren einen Ton gemischt hatte, um

den soeben ausgesprochenen Vorsatz zu vollführen, konnte ihn doch nicht zur Ausführung bringen; seine Hand zuckte förmlich zurück, und statt an dem reizenden Munde der schönen Spanierin irgend etwas zu ändern, warf er vielmehr den Pinsel über seine Schulter, legte die Palette hastig auf den Tisch und murmelte: „Wozu auch? Wenn ich diese lieben Züge hier auf der Leinwand verändere, anderswo bin ich doch nicht im Stande, sie zu verwischen, und das ist recht traurig!"

Schmitz, der wieder eingetreten war, hatte sich neben ihn gestellt und betrachtete das schöne Bild kopfnickend. „Conchitta ist sehr ähnlich — wirst Du das so lassen?" fragte er.

Achselzuckend gab Roderich nach einer Pause zur Antwort: „Ich weiß wahrhaftig noch nicht, aber ich glaube kaum; eigentlich sollten die Züge dieser Frau hier Schrecken und Haß ausdrücken — nun, ich werde das später hineinlegen, wenn ich ganz fertig bin; vor der Hand macht es mir Freude, die schönen Züge unserer jungen Freundin noch eine Zeit lang unverfälscht vor mir zu haben."

„O gewiß," murmelte Michel Angelo Schmitz, wobei er das Bild mit leuchtenden Augen betrachtete.

Nachdem Roderich statt seiner Sammtjuppe einen eleganten Ueberrock angezogen hatte, nahm er Hut und Stock, zündete sich eine Cigarre an und dann gingen beide mit einander fort.

Obgleich sie sich schon lange Jahre kannten, auch an einem heiteren Abende schmollirt hatten, so war es doch zwischen ihnen nie zu jener Vertraulichkeit gekommen, wie man sie sonst wohl bei Kunstgenossen findet. Eigentlich konnte man auch diesen Ausdruck nicht gebrauchen, denn Roderich

war ein berühmter Maler, dessen Bilder gekauft wurden, ehe sie nur vollendet, und die jetzt schon in der halben Welt zerstreut waren, während der Andere, trotz seines schönen Vornamens und ungeachtet er die Maler-Akademie lange genug besucht, es doch nie auch nur zu einem erträglichen Dilettantismus gebracht hatte. Freilich, wenn seine Fortschritte und Leistungen mit seiner Liebe, ja, beinahe Begeisterung für die Kunst gleichen Schritt gehalten hätten, so würde er dem Taufnamen des großen Italieners Ehre gemacht haben; doch so groß seine Lust war, etwas zu vollbringen, so schwach war seine Kraft, dies zu können. Da hatte sich denn Schmitz, um auf andere Art mit der hohen, heiligen Kunst in Verbindung zu bleiben, auf das Sammeln von Kunstwerken, namentlich von Zeichnungen und Aquarellen geworfen, tauschte und handelte damit und verband so das Angenehme mit dem Nützlichen; aber so weit gab er sich dem Nützlichen nicht hin, daß er einen einmal besessenen wirklichen Schatz wieder von sich gelassen hätte: ihm war der Handel mit Bildern nur Mittel zum Zweck, seine Wände mit hübschen, kleinen Oelbildern zu zieren und seine Mappen zu füllen.

Schmitz hatte einiges Vermögen und war gegen seine Bekannten aus der Künstlerwelt voll Gefälligkeiten: den jungen und unbemittelten machte er auf die liberalste Weise den Banquier, und wenn dabei auch hier und da eine kleine Summe verloren ging, so fand sich doch höchst selten ein so schlechter Schuldner, daß er Schmitz nicht durch irgend eine Zeichnung oder ein kleines Bildchen schadlos gehalten hätte.

Auch in der Literatur hatte er sich schon versucht, und wir können wohl sagen, mit mehr Glück, als in der Kunst der Malerei, woher es denn wohl kam, daß er bei den Lite-

raten für einen ordentlichen Maler galt und ihn die letzteren für einen nicht schlechten Schriftsteller hielten. Durch alles dieses und da er beständig guter Laune war, auch bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften und Festen der Maler immer zu brauchen war, so half ihm gewissermaßen die ganze Künstlerschaft seine Sammlung vermehren, und man mußte Michel Angelo Schmitz irgend eine Zeichnung oder ein Bildchen schenken, um gewissermaßen eine traditionelle Pflicht erfüllt zu haben.

Daß er bis jetzt von der Hand Roderich's noch nichts aufzuweisen hatte, lag wohl darin, weil dieser überhaupt selten kleine Zeichnungen machte und mit seinen großen Bildern und Cartons zu sehr beschäftigt war — wer weiß, ob er auch heute ohne Conchitta's Vermittlung zu seinem Zwecke gelangt wäre! Heute aber schien ihn Roderich förmlich liebgewonnen zu haben, ja, er behandelte ihn mit jener Vertraulichkeit, von der wir oben sagten, daß sie bis jetzt zwischen beiden gefehlt; er schob seine Hand unter den Arm Michel Angelo's, und zwar gerade an derselben Stelle, wo vor ganz Kurzem die zierlichen Finger der jungen Spanierin geruht; er führte ihn sorgsam über die holperige Straße und plauderte mit ihm anscheinend heiter und vergnügt.

Schmitz war unverheirathet und bewohnte mit seiner alten Mutter den ersten Stock eines kleinen, hübschen Hauses, welches sein Eigenthum war. Im anderen Stocke — das Haus hatte deren nur zwei — befand sich ein Atelier mit zwei Schlafstuben, in denen schon seit langer Zeit junge, angehende Künstler gehaust, doch war das zu lebendige Treiben derselben der Madame Schmitz lästig geworden, und so hatte sie es denn, trotz mancherlei Einwendungen anderer Art, am

Ende doch zugegeben, daß die junge und fast gefährlich schöne Fremde bei ihr einzog: war dieselbe doch in Begleitung einer älteren Schwester und hatten doch beide, trotzdem sie Spanierinnen und Künstlerinnen waren, etwas ganz „Reputirliches“ und „Anständiges“. Mit diesem Ausdrucke hatte nämlich Frau Schmitz es gegen ihre Frau Nachbarin links und gegen ihre Frau Nachbarin rechts entschuldigt, daß sie den fremden Frauenzimmern, von denen ja Niemand wußte, woher sie kamen und was sie früher getrieben, einen Theil ihres unbescholtenen Hauses vermiethet.

Während wir die Beiden so mit einander dahin gehen lassen, über dies und das, meistens über gleichgültige Dinge plaudernd, finden wir Zeit, dem geneigten Leser etwas über Roderich Olfers' Vergangenheit zu sagen.

Daß er ein tüchtiger und berühmter Künstler war, haben wir schon mitgetheilt, auch sein Aeußeres geschildert. Er war vor ungefähr sechzehn Jahren als junger Künstler hieher gekommen, hatte bescheidenermaßen die niederen Klassen der Akademie besucht, war aber hier seines großen Talentes wegen, das sich in jedem Striche offenbarte, schon nach ein paar Monaten in den Saal versetzt worden, wo man nach der Antike zeichnete, und blieb auch hier nur kurze Zeit, da er alles das zu Hause spielend, aber mit Meisterschaft getrieben hatte, was man ihn hier lehren konnte. Seine Compositionen, die er flüchtig hinwarf, erregten damals schon den Neid manches älteren Künstlers, die Bewunderung der Professoren und das Erstaunen des strengen Direktors der Akademie. Manche nannten ihn freilich ein Wunderkind, das, ausgewachsen, sehr gewöhnlich werden, ein verfrühtes Talent, das nie zu einer gediegenen Reife gelangen würde,

und meinten, man habe schon oft erlebt, daß Jemand überschwängliche Compositionen auf das Papier hinwärfe, sich aufblasend wie der Frosch in der Fabel, der dann später zerplatzte, wenn man ihm Pinsel und Farben anvertraut hätte.

Aber Roderich, der sich nie aufgeblasen hatte, lief nicht die geringste Gefahr, in Nichts zusammenzubrechen: der Direktor gab dem kaum siebenzehnjährigen jungen Menschen mit vollem Vertrauen Pinsel und Farben in die Hand, und er rechtfertigte vollkommen dieses Vertrauen. Sein erstes Bild, ein Kreuzfahrer neben seinem Pferde stehend und andächtig versunken in den Anblick Jerusalems, machte Aufsehen und wurde am ersten Tage, wo es auf der Ausstellung erschien, angekauft. So ging es denn auch fort, und Roderich verlebte in diesen Jahren eine unendlich glückliche Künstlerzeit: in allem, was er malte, in kleinen und größeren Bildern, ja, in Landschaften und Portraits war ein beständiger Fortschritt sichtbar; nach ein paar Jahren arbeitete er nur noch auf Bestellung und hatte sich bereits in kurzer Zeit ein kleines Vermögen erworben. Dabei blieb er bescheiden, liebenswürdig und gefällig und entwaffnete dadurch seine Neider und Feinde. Gern half er jungen und unbemittelten Kunstgenossen mit Rath und That, geizte nicht, wo es galt, die gemeinschaftlichen Feste zu verschönern, und wenn er hier einestheils oft mit bedeutenden Summen nicht kargte, so sah man ihn anderentheils sogar Tage und Wochen lang mit anderen Kunstgenossen großartige Compositionen auf grobe Sackleinwand malen, die alsdann, Gobelins täuschend vorstellend, zur Ausschmückung der Festsäle dienten.

Dabei war Olfers ein schöner junger Mann, ein guter Reiter, ein vortrefflicher Tänzer und in allen Beziehungen

das erheiternde, belebende Element jeder Gesellschaft, mochte diese Gesellschaft aus Kunstgenossen bestehen, die im Flaus- oder Schnürrocke hinter dem Bierglase oder um die Maitrank-Bowle saß, oder mochte es eine Gesellschaft im Frack und großen Damen-Toiletten sein, die, um den Theetisch gereiht, sich mit ästhetischen Gesprächen vergnügte, oder welche im Ballsaale den jungen Mann bewundernd anschaute, welcher, nachdem er an der Ausschmückung des Saales im befreundeten Hause tüchtig geholfen, nachdem er lebende Bilder arrangirt oder die Hauptpartie in einer extemporirten Komödie gespielt, nun in toller Lustigkeit tanzte, bis die Kerzen des Kronleuchters mit stummen Schmerzensthränen ihr gar so kurzes Lebensglück beweinten.

Bei allen diesen Belustigungen, Zerstreuungen, Vergnügungen und Festen aller Art war das schöne Geschlecht dem Künstler nie gefährlich geworden; wohl hatte er hier und da flüchtig geliebt, wenn man die Leidenschaft einer kurzen Stunde so nennen darf, noch häufiger sich lieben lassen, doch war er beständig so glücklich gewesen, ein solches Gefühl ohne weitere Folgen ablegen zu können, wie den Frack nach einem Ballabende, und so lebte er ein herrliches Künstlerleben, den Honig aus jeder Staude und aus jeder Blume saugend, ein siegreicher Held, wenn er vor der Leinwand stand, ernst und nachdenkend bei der Conception, herrlich und begeistert bei der Ausführung, seines Auges, seiner Hand und so des Gelingens gewiß — schäumend dagegen wie ein junger Wein, wenn er im Kreise der Genossen saß, der Lustigste der Lustigen, der Tollste der Tollen, umherschwärmend, lebend und genießend im Leuchten der sinkenden Abendsonne, wie beim düstern Glanze röthlichen Kerzenscheines, beim strahlenden

Gaslichte im Aufleuchten feuchter Augen — ein glänzender, glücklicher Schmetterling, nichts ahnend, nichts sehend von einem unzerreißbaren Netze, das um ihn gesponnen wird.

Daß Roderich in allen guten und vornehmen Häusern der Stadt eingeführt war, ist selbstredend; doch müssen wir dabei der Wahrheit gemäß gestehen, daß er lange Zeit keinem dieser Häuser den Vorzug gab oder in irgend einem von ihnen viel häufiger als im anderen gesehen wurde. Auch änderte sich das so unmerklich, daß er längere Zeit kein Gewicht darauf legte, bei dem Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Schenk gestern getanzt zu haben, nachdem er vor drei Tagen beim Diner gewesen. Seine Bekannten, besonders seine Bekanntinnen hatten schon längst über seine häufigen Besuche dort ein strenges Register geführt, ehe er sich noch selbst bewußt war, dort häufiger als anderswo hinzugehen — und wenn auch, erfüllte er damit nicht eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Seine Excellenz, die ja für ihn von einer väterlichen Freundschaft, von einer fast rührenden Sorgfalt war, und das ohne allen und jeden Eigennutz? Hatte doch der Präsident ein schönes Bild, das Roderich für ihn gemalt, mit dem bekannten Ausspruche zurückgewiesen, daß in Geschäften und Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit aufhöre, daß er etwas so Kostbares nicht annehmen werde, und hinzugesetzt, um den etwas beleidigten jungen Mann zu versöhnen, er werde nichts dagegen haben, wenn Roderich einmal in einer müßigen Stunde ein Blatt Papier nehme und etwas darauf zeichne für das Album seiner Tochter Hildegard.

Seine Excellenz der Regierungs-Präsident Freiherr von Schenk hatte nämlich eine einzige Tochter, Hildegard, die für eine vollendete Schönheit und im Zeitpunkte, von dem wir

reden, für zweiundzwanzig Jahre galt; ihre Neider und Feinde dagegen — und wer hat deren nicht? — behaupteten zwar, zu einer vollendeten Schönheit gehöre auch eine sanfte Rundung der Körperformen, deren sich Hildegard allerdings nicht rühmen konnte, eine feiner gezeichnete Nase, sowie ein sanfter Glanz im Auge; boshafte Wesen setzten noch obendrein hinzu, wenn man vor einem Decennium mit sechszehn Jahren zum ersten Male einen Ball besucht, so könne man unmöglich erst zweiundzwanzig Jahre zählen.

Dergleichen Aeußerungen, die auch zuweilen Olfers zu Ohren kamen, überhörte er oder sie machten sehr wenig Eindruck auf ihn; was ging ihn auch die Tochter an, und waren nicht alle Gefälligkeiten, die er ihr erzeigte, alle Artigkeiten, die er ihr sagte, ein schuldiger Zoll der Dankbarkeit gegen ihren Vater? Denn was hatte dieser nicht alles für ihn gethan: er hatte ihm nicht nur sein Haus ein- für allemal geöffnet, er hatte ihn auch Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen vorgestellt, als dieser die Provinz besuchte und die Kunst dadurch unterstützte, daß er sich junge Künstler vorstellen ließ; er hatte es durch seine Connexionen in der Residenz dahin gebracht, daß ein Bild des jungen, damals noch nicht so bekannten Künstlers für das Museum angekauft und er in der Folge mit dem Kronorden dekorirt wurde; er hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er fast sicher auf die nächst erledigte Professorstelle auf hiesiger Akademie rechnen könne. — Und Hildegard? Sie hatte sich mit dem Ausdrucke wahrer, uneigennütziger Freundschaft über alle diese Glücksfälle so innig gefreut und hatte dabei gewissermaßen in ihrem häufigen Verkehre es an klugen Rathschlägen, wie Papa zu behandeln sei, nicht fehlen lassen, auch sonst in angenehmen

und nützlichen Dingen seine Lehrerin, fast seine Erzieherin gemacht — verdankte er doch ihr allein die feinen, gesellschaftlichen Formen, die er sich angeeignet; mußte er doch ihren sachkundigen und gediegenen Bemerkungen das Verdienst zugestehen, ihm den Umgang mit der feinsten Damenwelt unter allen Verhältnissen leicht, ja angenehm gemacht zu haben! Daß Hildegard hierzu einige Zeit gebraucht und daß ihr Roderich jene Zeit bereitwillig zugestanden, versteht sich von selbst; doch hatte er selbst keine Idee davon, wie viel Zeit er auf diese Art im Hause des Regierungs-Präsidenten verbrachte und daß er nach und nach ein fast unzertrennlicher Begleiter Hildegard's geworden war; wußte sie ihn doch auf so ganz natürliche Art bei Spazirgängen aufzufinden, kannte sie doch genau die Stunden, wo er diesen oder jenen Ort besuchte, verstand sie oder vielmehr ihr Kutscher es doch so vortrefflich, irgendwo seinen Weg abzuschneiden, wobei es Hildegard fast nie unterließ, ihn in ihren Wagen zu nöthigen! Daß darüber die ganze Welt nicht nur sprach, sondern auch die richtigsten Bemerkungen und gediegensten Combinationen machte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen, und doch müssen wir dessen mit der bündigsten Versicherung Erwähnung thun, daß er, der Held so vieler Gerede, durchaus keine Ahnung davon hatte, auf welche Art man ihn mit Fräulein von Schenk zusammenbrachte. O, hätte es damals nur einer seiner guten Freunde unternommen, ihm mit einem geraden, unverhüllten Worte die Augen zu öffnen — Anspielungen verstand er nicht, und die Leute sagten, er wolle sie nicht verstehen.

Eine wohlmeinende alte Jungfer, die sich bei ihrem eigenen freudelosen Leben wenigstens dadurch nützlich machen

reden, für zweiundzwanzig Jahre galt; ihre Neider und Feinde dagegen — und wer hat deren nicht? — behaupteten zwar, zu einer vollendeten Schönheit gehöre auch eine sanfte Rundung der Körperformen, deren sich Hildegard allerdings nicht rühmen konnte, eine feiner gezeichnete Nase, sowie ein sanfter Glanz im Auge; boshafte Wesen setzten noch obendrein hinzu, wenn man vor einem Decennium mit sechszehn Jahren zum ersten Male einen Ball besucht, so könne man unmöglich erst zweiundzwanzig Jahre zählen.

Dergleichen Aeußerungen, die auch zuweilen Olfers zu Ohren kamen, überhörte er oder sie machten sehr wenig Eindruck auf ihn; was ging ihn auch die Tochter an, und waren nicht alle Gefälligkeiten, die er ihr erzeigte, alle Artigkeiten, die er ihr sagte, ein schuldiger Zoll der Dankbarkeit gegen ihren Vater? Denn was hatte dieser nicht alles für ihn gethan: er hatte ihm nicht nur sein Haus ein= für allemal geöffnet, er hatte ihn auch Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen vorgestellt, als dieser die Provinz besuchte und die Kunst dadurch unterstützte, daß er sich junge Künstler vorstellen ließ; er hatte es durch seine Connexionen in der Residenz dahin gebracht, daß ein Bild des jungen, damals noch nicht so bekannten Künstlers für das Museum angekauft und er in der Folge mit dem Kronorden dekorirt wurde; er hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er fast sicher auf die nächst erledigte Professorstelle auf hiesiger Akademie rechnen könne. — Und Hildegard? Sie hatte sich mit dem Ausdrucke wahrer, uneigennütziger Freundschaft über alle diese Glücksfälle so innig gefreut und hatte dabei gewissermaßen in ihrem häufigen Verkehre es an klugen Rathschlägen, wie Papa zu behandeln sei, nicht fehlen lassen, auch sonst in angenehmen

und nützlichen Dingen seine Lehrerin, fast seine Erzieherin gemacht — verdankte er doch ihr allein die feinen, gesellschaftlichen Formen, die er sich angeeignet; mußte er doch ihren sachkundigen und gediegenen Bemerkungen das Verdienst zugestehen, ihm den Umgang mit der feinsten Damenwelt unter allen Verhältnissen leicht, ja angenehm gemacht zu haben! Daß Hildegard hierzu einige Zeit gebraucht und daß ihr Roderich jene Zeit bereitwillig zugestanden, versteht sich von selbst; doch hatte er selbst keine Idee davon, wie viel Zeit er auf diese Art im Hause des Regierungs-Präsidenten verbrachte und daß er nach und nach ein fast unzertrennlicher Begleiter Hildegard's geworden war; wußte sie ihn doch auf so ganz natürliche Art bei Spazirgängen aufzufinden, kannte sie doch genau die Stunden, wo er diesen oder jenen Ort besuchte, verstand sie oder vielmehr ihr Kutscher es doch so vortrefflich, irgendwo seinen Weg abzuschneiden, wobei es Hildegard fast nie unterließ, ihn in ihren Wagen zu nöthigen! Daß darüber die ganze Welt nicht nur sprach, sondern auch die richtigsten Bemerkungen und gediegensten Combinationen machte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen, und doch müssen wir dessen mit der bündigsten Versicherung Erwähnung thun, daß er, der Held so vieler Gerede, durchaus keine Ahnung davon hatte, auf welche Art man ihn mit Fräulein von Schenk zusammenbrachte. O, hätte es damals nur einer seiner guten Freunde unternommen, ihm mit einem geraden, unverhüllten Worte die Augen zu öffnen — Anspielungen verstand er nicht, und die Leute sagten, er wolle sie nicht verstehen.

Eine wohlmeinende alte Jungfer, die sich bei ihrem eigenen freudelosen Leben wenigstens dadurch nützlich machen

wollte, daß sie Anderen das Glück zu verschaffen suchte, das ihr selbst nicht zu Theil geworden, hatte ihn eines Tages gefragt, wann er heirathen werde.

„Ich?“ erwiederte ihr Roderich mit dem größten Erstaunen — „daran habe ich noch gar nicht gedacht; ich finde nicht einmal Zeit, mich auch nur mit diesem Gedanken zu beschäftigen, geschweige, ihn zur Ausführung zu bringen!“

Die wohlmeinende alte Jungfer hatte sich einigermaßen gekränkt zurückgezogen, und der junge Maler hatte die Frage, die sie an ihn gerichtet, ein paar Stunden später unter lautem Lachen in seinem Innern verarbeitet und dazu gesagt: „Unsinn — wen sollte ich eigentlich heirathen? Das wäre mir überhaupt eine schöne Geschichte: ich habe mir sagen lassen und es auch schon an Freunden erfahren, daß, wenn man verheirathet ist, man unter anderen Unbequemlichkeiten auch häufig einen sanften Zwang empfindet, der uns zu Hause hält, und eine gewisse unsichtbare Macht um sich spürt, die uns Abends veranlaßt, den Hausschlüssel seufzend wieder an seinen Platz zu hängen, und ich? — Bei meinen Excursionen in Wald und Feld, wo ich frische Luft einathme und wo mir jeder malerische Baumstamm, jedes alte, zerlumpte Weib zu einer nützlichen Studie verhilft — ah, ich und heirathen?“

Diese Ausflüge, die er allerdings sehr häufig unternahm, nachdem er in seinem Atelier streng gearbeitet, und wo er sich in der grauen Jagdjuppe, das Skizzenbuch unter dem Arme, Tage, ja Wochen lang umhertrieb, und die er mit einer großen Rücksichtslosigkeit sogar gegen das Haus des Regierungs-Präsidenten unternahm, wann es ihm beliebte — denn er sprach selten davon, daß er fortgehe, und noch

weniger, wann er wiederkehren würde —, hätten Hildegard allerdings in gewisser Beziehung die Augen öffnen müssen, wenn dies überhaupt bei ihr nöthig gewesen wäre; darüber gestand sie sich still lächelnd Manches zu, flocht aber nichts desto weniger fort und fort an ihrem starken Netze.

Da beging Roderich in einer schwachen Stunde die Unvorsichtigkeit, Hildegard anzubieten, er wolle ihr hier und da Zeichen-Unterricht ertheilen. Es ist das Unterrichtgeben in ähnlichen Verhältnissen immer eine gefährliche Sache, besonders wenn ein Theil mit Eroberungsgelüsten im Herzen ein ganz anderes Ziel vor Augen hat, als sich die Kunst anzueignen, die ihn der andere lehren will. Von allen Unterrichten ist nun aber der Zeichen-Unterricht der gefährlichste: das gemeinschaftliche Schauen aus einem Blatte ins andere, wobei ein angenehmes Geplauder nicht ausgeschlossen ist; das Anreihen poetischer Gedanken an eine Hütte im Walde, die man gerade abzeichnet, oder an einen sprudelnden Quell; das Berühren der Hand, wenn der Lehrer dem Schüler den Bleistift oder die Kreide nimmt, um einen falschen Strich zu corrigiren.

Olfers hatte in diesen Unterrichtsstunden manche Klippe haarscharf umsegelt, bis auch seine Stunde schlug, und es war dies eine warme Nachmittagsstunde an einem blüthenreichen, duftenden Frühlingstage. Der junge Maler hatte bei dem Regierungs-Präsidenten ein kleines, vortreffliches Diner eingenommen — Herr von Schenk liebte es, gut zu speisen und nicht schlecht zu trinken —, und da gefiel es Hildegard, in der Geißblattlaube des Gartens eine kleine Zeichnung zu vollenden. Die Blumen strömten einen berauschenden Geruch aus, Schmetterlinge gaukelten von Blume

zu Blume, Hunderte von Bienen schwärmten unter melodischem Summen um honiggefüllte Blüthenkelche. Da machte Hildegard einen falschen Strich und warf sich, lachend über ihre Ungeschicklichkeit, so hastig zurück, daß ihr Kopf die Brust des jungen Mannes berührte, und als sie ihn deßhalb um Verzeihung bat, legte sie ihre Hand auf die seinige und sah ihn so heiter lachend, ihre Lippen nur wenige Zoll von den seinigen, an, daß er, ohne viel dabei zu denken, seinen Kopf neigte und sie küßte. — Sie schrak zusammen, als sei etwas ganz Absonderliches vorgefallen, ja, sie hob ihr Taschentuch an die Augen und flüsterte mit einer unendlich weichen Stimme: „Sprechen Sie mit meinem Vater!“ Dann stand sie rasch auf und verschwand aus dem Garten.

Roderich war ebenfalls aufgestanden und hatte die Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkt und blickte ihr mit einem erstaunten, ja, verblüfften Gesichtsausdrucke nach.

Sprechen Sie mit meinem Vater! hatte sie gesagt. Als ob er mit Seiner Excellenz nicht schon häufig genug gesprochen hätte! Denn daß er auf den harmlosen Kuß hin diesmal etwas ganz Besonderes mit ihm sprechen solle, dieser Gedanke kam ihm zu komisch vor, um ihn für Ernst zu halten — sprechen Sie mit meinem Vater! — den Teufel auch — ah, weiter nichts? Glücklicher Weise hatte er seinen Hut in der Laube neben sich liegen, den er aufsetzte und von dannen schlich.

Sprechen Sie mit meinem Vater! — Eigenthümlich, daß er diese Worte nicht aus dem Gedächtnisse zu bringen im Stande war; sie erklangen ihm im taktmäßigen Läuten einer Kirchenglocke, die er zufällig hörte, im Rasseln der Wagen, im Gespräche der Vorübergehenden, ja, sie schienen

ihm fast in den Blicken junger, bekannter Mädchen zu liegen, die ihn freundlich anschauten.

Sprechen Sie mit meinem Vater ....

O—o—o—o! Er fühlte etwas wie einen Faden am Fuße, an dem man ihn nicht nur zu halten im Stande war, sondern sogar zurückzuziehen nach der Geißblattlaube, um dort noch im Augenblicke unwiderruflich mit dem Vater zu reden.

Pah, dachte er bei sich selbst beschwichtigend, das sind so romantische Ideen eines jungen Mädchens, poetische Gedanken, wie man sie in Büchern liest — ich muß einen Freund über diese Geschichte befragen, aber natürlich einen, der, ohne selbst Poesie und Romantik zu besitzen, die Dinge mit nüchterner Prosa ansieht. Hierzu schien ihm Niemand besser, als der alte Walter, der damals, vor fast zehn Jahren, den jüngeren Künstlern gegenüber schon der alte Walter hieß. In der That war er in jenen Tagen fast so, wie wir ihn in dem heutigen Atelier Roderich's gesehen, auch beinahe in derselben Kleidung, einen ähnlichen zerknitterten Hut auf dem Kopfe; der einzige Unterschied zwischen damals und jetzt war vielleicht der, daß er in jenen Tagen noch kleine Bestellungen hatte und deßhalb nicht behauptete, die deutsche Kunst sei todt.

Als Roderich ihm den Fall vortrug, rauchte er seinen kurzen, irdenen, braun gerauchten Pfeifenstummel, wobei er, ein Bein über das andere schlagend, den Ellenbogen darauf und sein Kinn in die Hand stützte.

„Hm," machte er alsdann, „dabei ist nicht viel zu sagen; Du hast nur zwei Wege: entweder Du packst augenblicklich ein und gehst ein wenig nach Amerika, oder Du thust, was sie gewollt, und sprichst mit ihrem Vater."

„Aber um's Himmels willen, was soll ich denn mit

ihrem Vater sprechen?“ fragte er, sich unschuldiger stellend, als er weitaus war.

„Oho, Du hältst mich wohl für einen Kindskopf?“

„Ich weiß in der That nicht!“ sagte Roderich fast heftig, während ihn ein gelinder Schauer überlief.

„Nun denn,“ antwortete Walter mit einem eigenthümlichen, an ihm höchst seltenen Lächeln, „Du sagst: Eure Excellenz werden mich glücklich machen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter geben.“

„Nein, beim Himmel, das sage ich nicht!“

„Du kannst meinetwegen auch sagen, Du werdest Dich glücklich schätzen, wenn Seine Excellenz Dir ihre Tochter zur Ehe gebe.“

Der junge Maler sah seinen Freund mit einem langen Blicke an, indem etwas wie Verzweiflung in ihm aufstieg, und als jener mit einem stummen Achselzucken darauf antwortete, strich er sein Haar aus der Stirn, raste ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb abermals vor Walter stehen, während er ausrief: „Also Du treibst keinen Spaß mit mir — das ist Deine ehrliche Ansicht?“

„Meine ehrliche und ganz vernünftige Ansicht.“

„Ich sollte heirathen?“

„Du wirst wohl müssen — oder auswandern.“

„Was sollten unsere Bekannten dazu sagen?“

„Hm,“ machte Walter.

„Oder die Stadt?“

„Hm,“ wiederholte der alte Maler, wobei er seinen Kopf auf und ab wiegte, den Freund mit einem ironischen Lächeln anschaute und dann sagte: „Höre einmal, entweder bist Du blind wie ein Maulwurf, eigentlich wollte ich sagen, Du

hältst uns dafür, oder Du hast Lust, einen Scherz mit mir zu treiben."

„Gewiß nicht, Walter, bei Gott im Himmel nicht!"

„Hm," machte der alte Maler zum dritten Male, „so wüßtest Du also in der That nicht, daß alle unsere Freunde, daß die ganze Stadt schon lange von Deiner Verbindung zu Fräulein von Schenk spricht, welcher Du, das wirst Du nicht läugnen, eine sehr auffallende Cour gemacht hast?"

„Ich?"

„Ja, Du hast sie ins Gerede gebracht, und zwar so bedeutend, daß, wenn Du nicht mit ihrem Vater reden willst, Seine Excellenz wahrscheinlich Veranlassung nehmen wird, mit Dir ein gewichtiges Wörtchen zu sprechen!"

„Ich schaudere!"

„Ja, wie der Chor in der italienischen Oper, wo am Schlusse doch Alles richtig und gemüthlich zu Ende gebracht wird." —

Wir wollen den geneigten Leser nicht mit einer Fortsetzung dieses Zwiegespräches ermüden, dessen Ergebniß war, daß Roderich davonstürzte mit der Versicherung, er werde nimmer und nimmer sich dazu entschließen, das gewisse Wort zu sprechen.

Da er aber auch nicht auswanderte, wie ihm Walter gerathen, so behielt dieser Recht, schauerlich Recht, denn eines Tages ließ Seine Excellenz den Maler zu sich bitten — er hatte nämlich nach der Scene in der Geißblattlaube eine ganze Woche hindurch seine Besuche eingestellt, und da er nicht sprechen wollte, so sprach der Andere, wie sein Freund vorausgesagt.

Was Seine Excellenz eigentlich gesprochen, hatte Roderich

auch seinen vertrautesten Freunden nicht eingestanden; doch war dies nicht schwer zu errathen, da einige Zeit darauf die Verlobungskarte Roderich's mit Hildegard Freiin von Schenk erschien.

So war es gekommen, daß dem jungen Maler aus unbekannter Familie das beispiellose Glück zu Theil geworden, eine solche Heirath abzuschließen, ein sehr beliebtes Thema, das von allen Bekannten des Schenk'schen Hauses, besonders aber von Hildegard mit allen möglichen Variationen verarbeitet wurde und das den ersten bedenklichen Mißton gab in dieser an sich nie glücklichen Ehe. Auch an anderen Dissonanzen fehlte es nicht: Seine Excellenz starb ein paar Jahre nach der Verheirathung seiner Tochter und hinterließ derselben nichts als Schulden; der alte, joviale Herr hatte es geliebt, feine Diners zu geben, mit guten Pferden zu fahren, Gäste bei sich zu empfangen und in Gesellschaft zu gehen.

Daß Olfers sich beeilte, einen Theil der Schulden seines Schwiegervaters zu bezahlen, wurde von seiner Frau, statt mit Freude und Dank, mit Seufzen und Klagen aufgenommen; denn, sprach sie zu sich selber, er thut das nicht, um die Ehre der Familie zu wahren, sondern um mich in größerer Abhängigkeit zu erhalten. Ueberhaupt hatte sie vom ersten Augenblicke ihrer Verheirathung an gethan, als sei ihr die Rosenkette der Ehe zur Sclavenfessel geworden: mochte Roderich thun, was er wollte, sie empfing Alles wie mit stiller Duldung, mit Seufzen, mit dem sehr verständlich ausgesprochenen Gedanken, seine Freundlichkeit ist Heuchelei, er wird es mich schon noch fühlen lassen, daß ich ihn geheirathet. Dabei aber ging sie nicht in sich zurück und mochte sich nie

gestehen, daß sie diese Heirath hauptsächlich zu Stande gebracht, um einer sorgenvollen Zukunft zu entgehen, daß auch sie keine wahre Liebe in das Haus ihres Gatten gebracht.

Roderich hatte sich wie ein Mann in sein Schicksal gefunden: Hildegard war seine Frau, und wenn er sie auch, wie wir wissen, nicht liebte, so hatte sie sich doch bis zu seiner Verheirathung nie so gezeigt, daß ihm Veranlassung gegeben worden wäre, sie für herzlos zu halten.

Als ihm seine Tochter geboren wurde, hatte dieses Kind eine so warme, innige Liebe in seinem Herzen hervorgerufen, daß davon auch ein gutes Theil auf die Mutter übergegangen und so das Verhältniß noch ein ziemlich glückliches geworden wäre, wenn ihre kalte, berechnende und über alle Beschreibung mißtrauische Natur nicht so niederschlagend, so schroff zurückweisend auf das warme, herzliche Gemüth des jungen Künstlers gewirkt hätte, daß er ebenfalls nicht anders konnte, als sich kalt und verletzt zurückzuziehen.

Er warf sich nun mit der ganzen großen Liebe, deren er fähig war, auf seine Kunst, er lebte und webte in seiner Arbeit, und so kam es denn auch wohl, daß alles, was unter seinen Händen hervorging, lebensfrische Wahrheit war. Wie wir schon früher sagten, bezahlte man ihm fabelhafte Preise für seine Bilder, und bei der Leichtigkeit, mit der er arbeitete, konnte es nicht fehlen, daß er in wenigen Jahren ein reicher Mann war, trotzdem er eher verschwendete, als kargte.

Wir haben sein Atelier gesehen, wir haben das Wesentlichste aus seiner Vergangenheit gehört und werden ihm nun in Begleitung Michel Angelo Schmitz' in seine Wohnung folgen.

Diese war in einer der neu angelegten Straßen der

Stadt, ein stattliches Haus, das Olfers gekauft hatte, noch ehe es ganz vollendet war, um Manches nach seinen Bedürfnissen und nach seinem Geschmacke abzuändern. So hatte er sich auch hier ein Atelier eingerichtet, das, obgleich man es gegen das andere klein nennen konnte, doch immer noch von anständiger Größe war. Hier malte er kleinere Bilder, besonders Damen-Portraits, was übrigens nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte, doch konnte er oft nicht anders, als einen solchen Auftrag zu übernehmen, und waren es alsdann meistens Damen, für die er so viel Rücksicht hatte oder haben mußte, um ihnen den weiten Weg in das Atelier vor der Stadt zu ersparen.

Ein Diener in einfacher, aber geschmackvoller Livree hatte den Beiden die Hausthür geöffnet, und nachdem der Maler sein kleines Mädchen, das ihm freundlich entgegensprang, herzlich auf die Stirn geküßt, stieg er mit Schmitz auf einer breiten Seitentreppe in den ersten Stock hinauf, wo sich sein Atelier befand. Das ganze Haus war eben so reich als wohnlich eingerichtet, überall große, behagliche Räume, überall, wo es paßte, Marmor, Vergoldung, Teppiche, Blumen, wovon wieder jedes einzelne Stück in seiner Form oder seiner Zusammenstellung die Hand eines tüchtigen Künstlers verrieth; denn alles, was man hier sah, war nach Zeichnungen Roderich's gemacht, ja, einen Plafond im Treppenhause und einen in dem Hausflur des ersten Stockes hatte er selbst gemalt. Sein Atelier hier war gegen das andere einfach zu nennen: die Wände bestanden aus sammtartigen Tapeten von einer weichen, angenehmen grauen Farbe, die nur hier und da mit außerordentlich schönen Aquarellen und Handzeichnungen geschmückt waren. An der Nordseite befand

sich ein großes Fenster, aus einer einzigen Scheibe bestehend, vor dem eine Staffelei stand mit einer eben angefangenen Landschaft. Daran arbeitete Roderich wohl am Sonntage, wenn er, um Andreas einen freien Tag zu gönnen, nicht hinausging. An einer Wand des Zimmers befand sich ein Bücherschrank mit auserlesenen Werken deutscher und fremder Schriftsteller und daneben eine reich geschnitzte Etagère mit Mappen von verschiedenen Größen.

Als Beide eingetreten waren, sagte Schmitz, indem er sich in einem Anfluge sehr behaglicher Laune die Hände rieb: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, welchem der beiden Ateliers ich den Vorzug gebe!"

„Das könnte wohl auf die Stimmung ankommen, in der man malt," gab Roderich zur Antwort; „hier würde man sich sehr behaglich fühlen, wenn man heiter und vergnügt und ohnehin mit sich und der Welt zufrieden ist."

„Ganz recht, ganz recht, man muß es mit einer Feiertagslaune, in einer sonntäglichen Stimmung betreten."

„Deßhalb ist es auch mein Sonntags-Atelier," sagte Olfers lächelnd, „während ich mich im anderen in jeder Stimmung zurecht, ja, behaglich finde; je ernster, ich möchte sagen, je düsterer meine Stimmung ist, um so wohlthätiger wirken dort die vielerlei, oft so bunt durch einander liegenden Gegenstände auf mich ein."

„Hier ist Alles so niedlich und aufgeräumt," meinte Schmitz mit einem Kopfnicken der Befriedigung, „und da hast Du ja auch eine angefangene Arbeit — ah, eine schöne Arbeit," fuhr er fort, nachdem er vor die Staffelei getreten und das Bild beschaut — „die mußt Du bald fertig machen, das ist keine Kleinigkeit!"

„Eine Sonntagsarbeit,“ versetzte Roderich, „Du siehst ihr die behagliche Feiertagsstimmung an; wenn ich nach dem Kaffee meine erste Cigarre rauche, nota bene, ohne vollständig angezogen zu sein, was auch, wenigstens zur Abwechslung, sein Angenehmes hat, wenn da draußen die Kirchenglocken anfangen zu läuten, dann kommt häufig eine feierliche Stimmung über mich, und ich habe versucht, eine solche Stimmung zu malen.“

„Ja, es ist ein Sonntagmorgen — der Tag des Herrn hier auf dem Bilde: nicht nur das Grün der Wiesen glänzt im Sonnenlichte so sammtartig feierlich, es haben sich die Bäume mit Blüthen geschmückt, und der flimmernde Glanz der Wärme, der dort über der fernen Wiesenebene schwebt, könnte sich an einem Arbeitstage nicht so behaglich ausnehmen — wann hast Du das angefangen?“

„Ich male schon sieben Jahre daran,“ gab Roderich zur Antwort — „nicht wahr, das kann ein theures Bild werden? —, ich male nur daran, wenn ich in recht sonntäglicher, still friedlicher Stimmung bin, und diese Augenblicke sind bei mir selten.“ Bei diesen Worten wandte er sich ab und zog aus der Etagère eine der Mappen hervor; er trug sie auf den Tisch, öffnete sie und fing an, die einzelnen Blätter durch die Hand laufen zu lassen.

Schmitz hatte sich neben ihn gestellt.

„Ich habe darin lange nicht mehr herumgestöbert: es sind Reiseerinnerungen aus Italien und Spanien, die ich gern vermeide anzusehen, besonders im Herbste, wenn die Schwalben heimwärts ziehen, denn da faßt mich immer ein fast unbezwinglicher Drang, ihnen zu folgen.“

„Das ist aus Genua — aus Florenz — aus Rom.“

„Ja — dasselbe, was Hunderte schon vor mir gezeichnet, gemalt, in Skizzenbüchern und Mappen mit nach Hause gebracht und was nach mir Hunderte und Hunderte malen werden: Pifferari, Hirten und sonstige Bewohner der wunderbaren Campagna in mit Vernunft begabten und unvernünftigen Exemplaren, unter den letzteren namentlich besonders prachtvolle Kerle — sieh' diesen zottigen Wolfshund; so ein Ungeheuer macht sich nichts daraus, Dich zu zerreißen, wenn ihn sein Herr, der Hirt, nicht zurückriefe — da hast Du Büffel aus den pontinischen Sümpfen — eine Herde Ochsen aus der Umgegend Roms, das magere, behende Pferd eines Treibers derselben und den geduldigen Esel."

„Man sollte glauben, Du habest Thiermaler werden wollen," sagte Schmitz lachend.

„Es ist dort Alles unaussprechlich schön, und wenn wir weiterblättern, wirst Du sehen, daß ich keinem Dinge, sogar nicht den lebendigen Wesen vor den leblosen Gegenständen den Vorzug gegeben habe — da hast Du die Römerin — hier Mädchen aus Trastevere — dort ein Weib aus Nettuno — hier eine Albanerin."

„Du warst erstaunlich fleißig!"

„So, so," antwortete Roderich zerstreut; „doch gehen wir zu Spanien über. Als Ausbeute für einen Maler gebe ich diesem Lande den Vorzug — hier will ich etwas für Dich suchen."

„Ah, das wird mich außerordentlich freuen!"

Roderich wandte diese Blätter hastiger um, als er es mit den italienischen gethan hatte; er durchflog seine Studien aus Barcelona, Valencia, Madrid, und betrachtete erst langsamer, als er nach Sevilla kam. „Da, das soll für Dich

sein, Schmitz," sagte er endlich, wobei er ein Blatt hervorzog und es dem kleinen Sammler einhändigte.

Dessen Gesicht überflog ein leuchtender Strahl der Freude, denn es war nicht nur eine flüchtige Zeichnung, was ihm der Andere gegeben, sondern ein sorgfältig ausgeführtes Aquarell, wie es Roderich wohl seit langen Jahren nicht mehr gemacht und auch wohl so bald nicht mehr fertigen würde: es stellte eine Volksscene aus Triana bei Sevilla vor; man sah im Hintergrunde den goldenen Thurm und die Ufer des Guadalquivir; vorn stand ein junges Mädchen in der reizenden Tracht der Sevillanerinnen und wählte unter Blumen, Nelken und Granatblüthen, die ihr ein paar halbnackte, baarfüßige, krausköpfige Buben darboten — drei Köpfe, als wenn sie Murillo gemalt.

Schmitz legte das Aquarell vor sich auf den Tisch, faltete seine Hände und sagte mit einem rührenden Blicke der Dankbarkeit: „Nein, Roderich, das ist zu viel, Du schenkst mir da ein Kapital!"

„Keineswegs, ich gebe Dir etwas, was bei mir vielleicht für immer in dieser Mappe vergraben läge und das bei Dir wieder zu Ehren kommt .... — dort wird es wenigstens gesehen," setzte er nach einer Pause hinzu, während welcher er nachdenkend zum Fenster hinausgeblickt.

„Gesehen und bewundert!" rief der glückliche Schmitz — „ah, wie wird sich auch Conchitta darüber freuen! Weißt Du, Roderich," fuhr er im Gefühle des Dankes voll Geschwätzigkeit fort, „sie hat schon gewünscht, von Dir ein Aquarell zu sehen, und mich danach gefragt! Ich wußte wahrhaftig nicht, ob Du welche gemacht — sie meinte, Du hättest Dich nie damit abgegeben; denn mit vollem Rechte

sagte sie, wer auf seinen kolossalen Bildern mit den gewaltigen Compositionen einen so breiten, markigen Pinsel führt, wie Du, der könne sich nicht dazu herbei- und herablassen, kleine, zierliche Aquarellen auszuführen!"

„Nun denn, wenn Du es ihr zeigst, so sage, das sei eine Arbeit früherer Jahre, wo mich Spanien, das herrliche Land, begeistert, und wenn ich auch lange nichts mehr dergleichen gemalt, so gelüstet es mich fast wieder, einen Versuch zu machen, wenn mir Conchitta zu einer sevillaner Scene sitzen wollte."

„Das wäre interessant, aber eine unverantwortliche Zeitverschwendung!"

„Geh', Egoist, ich glaube, Du sähest es nicht einmal gern, wenn ich wieder ein Aquarell dem Deinigen ähnlich zu Stande brächte! Doch sei unbesorgt, ich komme nicht so bald wieder dazu." Er schloß die Mappe wieder, und während er dieselbe an ihren Platz trug, fuhr er fort: „Du könntest mich wohl einladen, Deine Sammlung anzuschauen, man sagt, Du hättest viel Schönes zusammengebracht."

„Wozu braucht es da einer Einladung — Freunde, wie Du, sind stets willkommen!"

„Gut, ich will mir das merken."

Der Diener, welcher den beiden Freunden vorher die Thür geöffnet hatte, erschien und meldete, daß servirt sei.

„Willst Du mithalten, Schmitz?"

„Nein, ich danke Dir von Herzen, Roderich; nach guter, bürgerlicher Sitte habe ich schon um zwölf Uhr gegessen, obendrein hast Du mich so reich gemacht, daß mir vor lauter Freude kein Bissen schmecken würde — nochmals meinen herzlichsten Dank."

„Laß das sein und bleib mir gewogen,“ sprach Roderich lachend, indem er den kleinen, schwächlichen Mann fest unter den Arm nahm und sorgsam die Treppe hinab geleitete.

Das Eßzimmer des Hauses war, ähnlich den übrigen Räumen, reich, elegant, geschmackvoll. Auch in diesem Gemache hatte sich Roderich's Meisterhand verewigt: die Wände desselben waren durch geschnitzte Stäbe von Eichenholz in große Panneaux getheilt, in welche er, der Bestimmung des Zimmers gemäß, Gruppirungen von Wildpret, Vögeln, Fischen und Früchten gemalt hatte, und zwar so natürlich und täuschend, daß Jemand, der hier zum ersten Male eintrat, darauf geschworen hätte, es sei möglich, dort jenen Hasen oder hier die Gruppe Krammetsvögel von der Wand zu nehmen. Der Eßtisch stand in der Mitte des Zimmers, die Frau des Hauses saß bereits daran und hatte ihr kleines Mädchen neben sich.

Roderich setzte sich und der Bediente stellte den Suppenteller, den Madame gefüllt, vor ihn hin; er aß mit Appetit, die Kleine ebenfalls, wogegen die Frau des Hauses kaum einen Löffel Suppe nahm und sich dann seufzend und leise hustend in ihren Stuhl zurücklehnte. Roderich schien das nicht zu bemerken, und erst als sie ein paar andere Schüsseln vorübergehen ließ, indem sie dieselben, ohne sie auch nur zu betrachten, mit der umgekehrten Hand von sich wies, fragte er: „Du scheinst heute keinen Appetit zu haben, Hildegard?“

„Ich fühle meine Migräne kommen — ich fühle das immer, wenn ich in der Sonnenhitze war oder meine Nerven durch etwas aufgeregt worden sind.“

„Ja, ja, Du warst in der Sonnenhitze,“ gab er mit angenommener Gleichgültigkeit zur Antwort, indem er sich beeilte, eine vortreffliche Hammels-Cotelette zu verzehren, die

ihm mit den ersten, frischen Bohnen dieses Frühjahres servirt worden war. Wie gesagt, er beeilte sich, und zwar mit dem Gefühle des Wanderers, der ein schützendes Obdach zu erreichen sucht, weil er am Horizonte Gewitterwolken emporsteigen sieht.

Sie seufzte aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens und warf einen Blick zu ihm hinüber, den er glücklicher Weise nicht sah.

„War der Prinz mit seinem Besuche in meinem Atelier zufrieden?“ fragte er nach einer sehr langen Pause.

„O, der Prinz war sehr zufrieden,“ antwortete sie mit einem gewissen, ihm sehr wohl bekannten Lächeln, einem Lächeln, das nicht aus ihrem Herzen kam und nur wie fernes Wetterleuchten drohend um ihre zusammengepreßten Lippen zuckte — er war außerordentlich zufrieden, denn er fand in dem Atelier des berühmten Malers, was ein Herr von den Liebhabereien des Prinzen nur zu finden hoffen darf: Weiber, Wein und lustige Lieder!“

„Nun, ich hoffe, er fand auch ein vortreffliches Bild dort,“ erwiederte er mit großer Ruhe.

„Davon sprach er weniger; er konnte es nicht genug rühmen, welch heiteres, lustiges, angenehmes Leben diese Künstler führten, er sprach mit Begeisterung davon und von Deinem schönen Modell.“

„Wenn Du Dir auch nie die Mühe gabst, das junge Mädchen, von dem Du in so geringschätzenden Ausdrücken sprichst, näher kennen zu lernen, so weißt Du doch genau, daß Sennora Conchitta kein Modell ist, was man nämlich gewöhnlich unter jenem Ausdruck versteht.“

„Dieses Modell,“ fuhr sie mit angenommenem kaltem

Tone fort, den der lebhafte Blick ihrer Augen Lügen strafte, „um das er Dich beneidet, sowie auch andere Künstler, soll, wie ich gehört, nur aus ganz besonderer Gefälligkeit gegen Dich Dein Atelier besuchen."

„Mein liebes Kind," wandte sich Roderich an das kleine Mädchen, „willst Du noch etwas von dieser süßen Speise? Oder wenn Du genug davon hast, so gehe zu Friedrich und laß Dir von ihm Erdbeeren geben."

„Ja, Papa, ich will lieber Erdbeeren, aber vorher sollst Du noch einen dicken Kuß haben!" Damit sprang das Kind seinem Vater auf den Schooß und küßte ihn herzlich auf beide Backen, ehe es hinausging.

„So," sagte Roderich in stiller Ruhe, „jetzt wären wir wenigstens allein."

„Allein!" rief sie mit einem krampfhaften Lachen — „allein — o, mein Gott, ja, allein, das ist das richtige Wort, welches mir wahrhaftig Niemand zuzurufen braucht — allein! Ich sollte es in jede Fensterscheibe eingraben lassen, alle Wände damit bedecken, es in Einem fort wiederholen: allein, allein! — Aber was kümmerst Du Dich darum? Du gehst Deinen Vergnügungen nach, Du verläßst in der heitersten Laune von der Welt Dein Haus, um Lustbarkeiten aufzusuchen, wie sie sich die ausschweifendste Phantasie eines Mannes nur denken kann: Weiber, Wein und lustige Lieder!"

„Du willst wohl damit sagen, ich verlasse Morgens mein Haus, um zu meiner Arbeit zu gehen?"

„Ah ja, zu Deinen Arbeiten! Gott sei es geklagt — ich sitze allein zu Hause mit meinem Kummer und meinen Sorgen!"

„Kummer und Sorgen?" konnte sich Roderich nicht

enthalten, ihr fragend zu antworten, indem er einen Blick auf das reiche Tafel-Service und auf das elegant ausgestattete Eßzimmer warf.

„O, ich verstehe diesen Blick," rief sie mit steigender Heftigkeit; „Gold, Silber und Verzierung rings um mich her! Aber was nutzt mich das alles, ohne . . . ."

„Zufriedenheit in Deinem Herzen," warf er rasch ein; „unterlaß es doch endlich einmal, diese ungegründeten Klagen laut werden zu lassen, diese gleichen Scenen immer und immer zu wiederholen! Glaube mir, Hildegard, ich gewöhne mich noch daran, wie man sich an das Gift gewöhnen kann!"

„Ja, daß Dir jedes meiner Worte Gift ist, brauchst Du mir wahrhaftig nicht zu sagen; aber gestehe mir zu," fuhr sie mit heftiger Stimme fort, „daß ich mit bewunderungswürdiger Fassung dulde und leide, ja, still für mich leide und dulde, und daß das, was Du Scenen zu nennen beliebst, gewiß nicht durch mich hervorgerufen wird — wie kann ich armes Weib es hindern, daß Du in Deinem Atelier ein lustiges Leben führst, ein Leben, wie es sich wahrhaftig nicht schickt für den Gatten und Vater — aber, wie gesagt, ich trage das mit stiller Duldung; nur wenn man mir Dein Leben auf so schonungslose Weise ins Gesicht wirft . . . ."

„Und wer that das?" fragte er in ziemlich lautem Tone, indem die Ader auf seiner Stirn anschwoll.

„Du magst noch fragen? Heute der Prinz, indem er dieses Dein lustiges Leben, Deine heiteren Lieder, Deinen Wein und die schönen Weiber Deiner Umgebung lobte — morgen ein Anderer, und . . . ."

„Uebermorgen," sprach er wieder in seinem gewöhnlichen, ruhigen Tone, „ein ganzer Chor guter Freundinnen, denen es

bei süßem Kaffee das größte Vergnügen ist, herauszufinden, welcher ihrer Männer das größte Scheusal und welche von ihnen die erbarmungswürdigste ist — o, wir kennen das!"

„Ja, Du kennst das!" rief sie mit einem Blicke nach oben, und wir sind nicht ganz gewiß, ob sie sich mit diesem Ausrufe an Roderich oder an den höchsten Lenker aller menschlichen Schicksale wandte — „ja, Du kennst das und Du kennst auch mein Leben!"

„Gott sei Dank, daß ich das kenne, und wenn es mir erlaubt ist, einmal einen Tag dieses Deines Lebens zu skizziren, so glaube ich, könnten wir zu einem ganz behaglichen Ergebnisse kommen — nach einer ungestörten Nachtruhe...."

Sie seufzte tief.

„Läßst Du Dich durch Dein Mädchen ankleiden, nachdem Du vielleicht vorher ein Bad genommen, wir frühstücken zusammen, und hier mußt Du mir zugeben," sprach er in ernsterem Tone, „daß dieses Frühstück heiter und vergnügt zu verlaufen im Stande ist, wenn Du nicht durch eine unbedeutende Kleinigkeit veranlaßt wirst, mir meinen Kaffee zu versüßen."

„Ich gebe zu, daß Deine Laune am Morgen ungetrübt ist — natürlich, Du nimmst Dein Frühstück so eilig als möglich, da Du es kaum erwarten kannst, dieses Haus zu verlassen, wo Dir Alles eine Qual ist!"

„Du machst hierauf Toilette," fuhr er fort, ohne diese Einrede speziell zu beantworten, „Du läßt anspannen und fährst aus, um Deine Freundinnen zu besuchen, Du kommst um die Mittagszeit vielleicht nach Hause, liesest ein neues Buch oder ein unterhaltendes Journal, siehst Dich nach Mar-

garethen um, und so kommt die Zeit heran, wo wir wie jetzt behaglich mit einander zu Mittag speisen."

„Behaglich — o, mein Gott!"

„Du hast Recht mit Deinem Seufzer — ich habe mich falsch ausgedrückt; ich hätte eigentlich sagen sollen, wo wir behaglich zu Mittag speisen würden, wenn es Dir nicht beliebte, die kleinen Scenen vom Kaffeetische fortzusetzen oder, wie so eben jetzt, neue in Angriff zu nehmen."

„Ah, Du verlangst eine Frau, die nichts Ungehöriges sieht, die nichts, sei es noch so Tolles und Anstößiges, hört oder rügt — eine blinde und stumme Sklavin!"

„Es wäre mir lieb," sagte er mit einer Miene des Ueberdrusses, „wenn wir ein für alle Mal über dieses Sklaventhum hinweg wären. Du magst das in Deinen Kaffeegesellschaften, im Kreise gleichgestimmter Seelen allenfalls geltend machen und wirst auch gewiß verstanden und bedauert werden, aber in Gegenwart vernünftiger Leute, zu denen mich zu zählen auch ich die Berechtigung habe, klingen die Klagen etwas absurd, was Jeder ersehen wird, wenn er einen Tag Deines gewöhnlichen Lebens betrachtet: nach dem Mittagessen...."

„Genug, genug!" rief sie heftig in entrüstetem Tone. „Was nutzt mich das Aufzählen all' dieser Lichtseiten, wenn man den tiefen, schwarzen Schatten daneben nicht sehen will!"

„Nach dem Mittagessen," fuhr er mit großer Ruhe fort, „will ich mit Dir plaudern, während ich gemüthlich meine Cigarre rauche, aber Du hast entweder Kopfweh oder Du bist fatiguirt, mußt irgend ein dringendes Geschäft besorgen oder Du läßt mich sprechen, um mich beim ersten harmlosen Ausdrucke, beim ersten irgend hiezu möglichen Worte mit irgend einer Klage, mit irgend einer pikanten Bemerkung zu

unterbrechen; findest Du es zufällig einmal nicht für gut, direkt mit mir anzubinden, so schmähst Du auf meine Freunde oder lobst das unvergleichlich glückselige Leben Deiner Freundinnen, während Du . . . .“

„Es ist nur schade,“ warf sie gereizt dazwischen, „daß Niemand die schöne Schilderung hört, die Du von Deiner Frau entwirfst, das heißt,“ fuhr sie mit einem bittern Lächeln fort, „eine Schilderung, die Du mir heute einmal wiederholst und die Du gewiß Deinen Vertrauten schon oft von mir gemacht, denn woher käme sonst die Mißachtung, die ich von Deinen Freunden zu erdulden habe.“

„O, o,“ machte Roderich, und es fuhr etwas wie ein Lächeln über seine nach und nach finster gewordenen Züge, „auch dieses Kapitel kenne ich, Mißachtung meiner Freunde: es hat Dir Jemand ein unschuldiges Wort gesagt, das Dich verletzt, es grüßte Dich Jemand nicht achtungsvoll genug — statt nun zu glauben, jener habe seine Bemerkung in einem ganz harmlosen Sinne gemacht und dieser Dich nicht gesehen, bist Du überzeugt, man habe Dich beleidigen wollen, weil es zwei Freunde von mir waren, denen ich natürlich die schrecklichsten Dinge über Dich gesagt.“

Hildegard stieß einen tiefen Seufzer der Befriedigung aus; es war, als wollte sie sagen: dieser Wahrheit läßt sich nichts mehr zusetzen.

„Wie oft habe ich Dir schon versichert,“ fuhr Roderich wieder mit großem Ernste fort, „daß ich mit fremden Leuten nie über Dich rede.“

„Woran ich nicht im geringsten zweifle,“ warf sie mit ungemeiner Zungenfertigkeit dazwischen. „Du schämst Dich Deiner Frau, Du ignorirst sie, wo es Dir möglich ist — o,

es soll etwas höchst Angenehmes sein, noch als verheiratheter Mann, als Vater den Junggesellen zu spielen!"

„Hildegard!" stieß er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, während eine tiefe Röthe seine Stirn umzog; doch sagte er gleich darauf mit einem bezeichnenden Achselzucken: „Aber wozu mich ereifern? Ich will Dir lieber ein Bild Deines Tages vollenden."

„Ja, meines Tages," rief sie, rasch aufstehend, indem sie ihren Stuhl unsanft zurückstieß, „meines Tages voll Jammer und Qual! Breite sie nur aus, die goldenen Fesseln, mit denen Du mich zu Deiner Sklavin machst, wirf nur Deine Blicke im Zimmer umher, über dieses reiche Tafel-Service hin, Du warst ja in Deiner poetischen Erzählung gerade hier" — sie zeigte auf den Tisch — „stehen geblieben."

„Nein, bei meiner gemüthlichen Cigarre," versetzte er in beruhigterem Tone, „nach welcher ich Dir gewöhnlich einen Spaziergang vorschlage, welchen Du in den meisten Fällen ablehnst."

„Ja."

„Dann fährst Du für Dich spazieren mit meiner Tochter und gehst Abends in irgend eine Gesellschaft, ins Theater oder in ein Concert, und das ist der Tag einer deutschen Sklavin!"

„Ja, ganz richtig," sagte sie nach einem minutenlangen Stillschweigen, während sie am Tische stand und die rechte Hand darauf stützte, „so ist der Tag einer deutschen Sklavin, so ist mein Tag, voll Lust und Freude, voll Gold und Schimmer, aber ohne Liebe!"

Wir können hier nicht verschweigen, daß eine Scene wie die eben geschilderte zwischen beiden Gatten leider sehr häufig in demselben Verlaufe, ja, fast mit den gleichen Wor-

ten stattgefunden hatte, und wir müssen hinzufügen, daß, als Hildegard zum ersten Male ihrem Gatten den Vorwurf machte, als führe sie wohl ein glänzendes Leben, aber ein Leben ohne Liebe, ihn diese Anklage, so ungerecht sie auch war, doch tief erschütterte, denn auch er wußte seit Jahren schon wohl, was es heiße, ein Leben ohne Liebe zu führen.

Damals hatte er geschwiegen, ja, sein Haupt schmerzlich bewegt auf die Brust niedersinken lassen, ja, er hatte die Hand gegen sie ausgestreckt und ihr gesagt: „Es ist wahr, Hildegard, wir haben bisher ein Leben geführt, ohne das Glück der Liebe zu kennen; ich bedauere Dich aus tiefstem Herzen, ich bedauere mich selbst, aber laß dieses Wort nur ein einziges Mal gesprochen sein, laß es verschwinden wie ein düsteres Gespenst beim ersten Scheine der Morgensonne, der uns den neu anbrechenden Tag gegenseitiger Duldung, Achtung und herzlicher Freundschaft bringt."

Hätte sie damals ihre Hand in die seinige gelegt, hätte sie damals gesagt, laß uns ringen und streben, daß unsere Seelen sich finden, so würde wahrscheinlich aus gegenseitiger Duldung Freundschaft geworden und aus dieser über dem Haupte ihres Kindes eine herzliche Liebe entstanden sein.

Anstatt aber so zu fühlen, herzlich und mild, sah sie in seinem weichen, entgegenkommenden Wesen eine schlimmere Bestätigung ihrer Worte, und statt ihm versöhnend ihre Hand zu reichen, hatte sie das furchtbare Wort in kalter, verächtlicher Steigerung ihm nochmals ins Gesicht geschleudert, „ja, ein Leben ohne Liebe", mit dem Zusatze: „denn Anderen gilt Deine Liebe". Und dann hatte sie wie im Gefühle eines Sieges triumphirend das Zimmer verlassen.

Damals war er in flammendem Zorne aufgesprungen

mit bebenden Lippen, während seine zitternde Hand unwillkürlich nach einem Messer griff, welches neben ihm auf dem Tische lag, das er aber in der nächsten Sekunde von sich schleuderte, als brenne es zwischen seinen Fingern.

Bei der zweiten Scene ähnlicher Art, wo sie mit kleinen Aenderungen doch wieder zum gleichen Resultate und zum Worte kam, hatte dieses schon viel von seinem ersten, erschütternden Eindrucke verloren; doch sprang auch dieses Mal noch Roderich hastig empor und rief ihr zu: „Auf diese Anklage hin sollst Du hören, was ich Dir zu erwiedern habe: ja, es ist wahr, wir führen ein Leben ohne Liebe, wie unsere erste Bekanntschaft, wie die sonst so glückliche Zeit der Brautschaft, wie unsere Ehe kein Resultat der Liebe, sondern ein Ergebniß kalter Berechnung war! Und doch," fuhr er weicher fort, „habe ich aus ehrlichem Herzen mein Bestes dazu gegeben, um nach und nach und mühsam dahin zu gelangen, was Anderen in unendlicher Glückseligkeit von einem besseren Schicksale verschwenderisch zugeworfen wird — doch Du hast dem widerstrebt, Du glaubtest, dem jungen Maler aus unbedeutender Familie sei vollkommen genug geschehen, als er der Ehre theilhaftig geworden, in Deine hochadelige Familie aufgenommen zu werden — gut denn," er hatte allerdings mit großer Bitterkeit hinzugesetzt: „ich bin überzeugt, den Namen dieser vornehmen Familie aufs Neue vergoldet zu haben, und da Du kein Verlangen zu tragen scheinst nach einem innigen Verkehr mit Deinem Gatten, so laß Dir an dem Glanze und Schimmer genügen!"

Als ähnliche Scenen aber unablässig wiederkehrten, hatte er auf oft noch viel schlimmere Worte und auf umständliche, wenngleich falsche Anklagen nie mehr mit Heftigkeit geant-

wortet; gewöhnlich hatte er sich begnügt, sich achselzuckend abzuwenden oder auch zuweilen versucht, dem Zorne seiner Frau dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ihre Anklagen vervollständigte und, wie heute, nachdem sie ihm gesagt, sie führe ein Leben ohne Liebe, hinzusetzte: „Natürlicher Weise, weil ich eine fabelhafte Menge Anderer liebe!"

Dann hatte er sich ebenfalls erhoben, aus einem Kistchen auf dem Kamingesims eine sehr gute Cigarre geholt, diese angezündet und war alsdann mit Margarethe in den kleinen Garten hinter dem Hause gegangen und hatte ihr dort in ihren kindlichen Spielen beigestanden. Wer den berühmten Maler hierbei aber genauer betrachtete, mußte merken, daß er dabei Manches wie in großer Zerstreuung that und sich häufig von dem kleinen Mädchen mußte tadeln lassen. Dann fuhr er wie aus tiefem Traume auf, nahm das Kind beim Kopfe, küßte es herzlich auf sein blondes Haar und sagte, während etwas wie Wehmuth in seiner Stimme zitterte: „Du hast Recht, meine gute Margarethe, ich habe das falsch gemacht; Du weißt es besser und mußt es besser wissen, Du fängst erst an zu spielen, während ich dergleichen schon längst vergessen habe und an keine Spielerei mehr denken darf."

III.

„In einem Thal bei armen Hirten."

In der Stadt, in welcher unsere dieses Mal ganz besonders wahre Geschichte spielt, und gerade nicht in dem eleganteren Theile derselben, befand sich eine sehr schmale Straße, welche den poetischen Namen Wurstgasse trug, eine Benennung, welche wohl nicht von irgend einer delikaten Wurstart herkam, die hier erfunden oder angefertigt wurde, sondern wohl eher von der wurst- oder darmartigen Biegung dieser Gasse, welche in einer äußerst figürlichen Schlangenlinie zwei Hauptstraßen der Stadt mit einander verband.

Die Wurstgasse war eine stille, aber dabei ehrwürdige Gasse, still, weil in ihr des mangelnden Lichtes wegen wenige Handwerker ihr geräuschvolles Leben trieben, ehrwürdig, weil sie zu den ältesten Passagen der Stadt gehörte und große, stattliche Häuser aufzuweisen hatte, die mit ihren gezackten und verzierten Giebeln, ihren verschnörkelten Fenster- und Hausthüreinfassungen, ja, die hier und da mit einem adeligen Wappen über dem Portale versehen waren, wohl eine bessere Stelle verdient hätten, als hier in einem so lange andauerndern Halbdunkel Morgens und Abends bei spärlichem

Sonnenlichte, das nur bei hoher Mittagszeit in einer feinen, seltsam gezackten Linie blitzartig auf dem Straßenpflaster sich zeigte.

Es wird sonderbar erscheinen, wenn wir hier die Mittheilung machen, daß in dem von uns beschriebenen Wurstgäßchen eine Menge junger Künstler ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und doch war dem so: es befanden sich hier nicht nur Wohnungen, sondern auch sogar zahlreiche Maler-Ateliers, letztere freilich auf der Rückseite der alten Häuser, welche oder vielmehr ihre Besitzer vom vorzeitigen Reichthume und Glanze ziemlich ausgedehnte Höfe und Gärten behalten hatten, von denen die Hälfte auf der einen Seite der Straße gegen Norden lagen, also das passendste Licht boten.

Die Besitzer eines Theiles dieser Häuser hatten, da es in der Stadt überhaupt an Ateliers und ihnen, der engen Gasse wegen, an Miethsleuten mangelte, größere Räume auf der Rückseite hierzu passend eingerichtet und dabei ein gutes Geschäft gemacht; auch hatte die finstere Gasse durch die größtentheils lustigen jungen Leute und ihr fröhliches Treiben ein beziehungsweise heiteres Ansehen gewonnen, und besonders dadurch, daß die düstere Vorderseite der alten Gebäude durch eben dieses Leben und Treiben auf mannigfaltige Weise bunt verziert erschien: hier sah man ein paar Blumenstöcke mit lebenden, andere mit vertrockneten Blumen, dort einen großen Vogelbauer mit einem lustig schlagenden Distelfinken und beinahe gegenüber einen mächtigen Käfig von Messingdraht mit einem ausgestopften Papagei, der aber merkwürdiger Weise aufs deutlichste verschiedene Worte auf die Straße hinabrief: „Lump! Spitzbub! Haltet den Schelm! Guten Morgen, alter Jakob!“ und dergleichen Redensarten

mehr, wie sie im gewöhnlichen und also auch im Künstlerleben vorzukommen pflegen.

Andere Verzierungen der Wurstgasse bestanden aus flatternder Wäsche, aus einstens farbig gewesenen und jetzt abgebleichten Malerkitteln, deren Ueberbleibsel als Vorhänge benutzt wurden, auch wohl als bunte Fahnen verschiedener Nationalitäten mit den hierzu scheinbar passenden, aber gewöhnlich sehr improvisirten Wappenschildern, deren Devisen indessen nicht selten als anstößig für das Land, das sie vorstellen sollten, von der hohen Polizei entfernt worden waren. Ein gleiches Schicksal hatte gar oft die von den Künstlern in einer ihrer zahlreichen Mußestunden fabricirten Aushängetafeln mit der Anzeige verschiedener bürgerlicher Gewerbe getroffen, die, da deren Besitzer nicht auffindbar waren, auch nicht geduldet werden konnten.

So schien sich eines Tages die Wurstgasse für die gesetzmäßige und natürliche Inslebenbeförderung des Menschengeschlechtes lebhaft zu interessiren, denn an einem schönen Morgen hatte es der vielen Anzeigen wegen den Anschein, als hätten sich sämmtliche Hebammen der Stadt ins Wurstgäßchen zurückgezogen.

Ein anderes Mal bemerkte man, zart anspielend auf irgend ein bekanntes Bild dieses oder jenes Bewohners, die Ankündigung eines Kohlenlagers, einer Indigohandlung, einer Türkischrothfärberei oder einer Niederlage vom allerächtesten schweinfurter Grün.

An Sommerabenden gewann das Wurstgäßchen kurz vor der Dämmerung ein äußerst behagliches Ansehen; dann lehnten die jungen Künstler, meistens die langen Pfeifen rauchend, an ihren verschiedenen Fenstern, und ein Witzwort, das an

einem Ende der Gasse Preis gegeben wurde, pflanzte sich wie ein Rottenfeuer bis ans andere Ende mit allen möglichen Zusätzen und Verzierungen fort. Wehe einem harmlos Dahinwandelnden, wenn er zu diesem Witzworte Veranlassung gegeben hatte, denn er lief dann nicht selten moralisch Spießruthen, wobei er nichts thun konnte, als allenfalls eine Faust in den Sack zu machen und Gott zu danken, wenn er das Wurstgäßchen hinter sich hatte.

Auch heitere und mehr noch sentimentale Lieder hörte man hier oft und unter sehr mangelhafter Guitarrebegleitung erklingen, wobei es nicht immer die schönste Wirkung machte, wenn auf dieser Seite das Lied ertönte:

„Dich verlieren soll ich, dich verlassen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt?"

und drüben dazwischen gesungen wurde:

„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein."

Zuweilen vereinigten sich aber ein Dutzend dieser kräftigen Stimmen, und wenn alsdann ein berühmtes Lied erschallte, wie zum Beispiel:

„Als ich an einem Sommertage,
O Lieb', o Seel', o Herzenskind,
Hurrah!"

so konnte man sicher sein, daß dieses Hurrah einen ganz besonders kräftigen Wiederhall im Wurstgäßchen fand.

Wenn es der Raum dieser Blätter gestattete, so könnte man, davon sind wir fest überzeugt, manches der Häuser mit ihren Bewohnern in den Rahmen unserer wahrhaften Geschichte mit hineinziehen, doch müssen wir uns begnügen, den

geneigten Leser vor eines der größten und stattlichsten Gebäude zu führen, welche das Gäßchen besaß, ein altes, dunkelgraues Haus, aber von so solider Bauart, daß es heute noch unverändert in jeder Linie, in jedem Bogen seiner Construction gerade so stand wie damals, wo die Maurer und Zimmerleute bei seiner Vollendung Abschied von ihm genommen. Wie die meisten Häuser alter Städte und so auch die des Wurstgäßchens, hatte das Haus seinen Eigennamen, den es seit mehr als zwei Jahrhunderten geführt und welcher weder der des Erbauers noch der eines der darauf folgenden Besitzer dieses Hauses war; es hieß nämlich „Zum goldenen Apfel," und war dieser Name bildlich über der breiten Eingangsthür, aus Stein gehauen und einst vergoldet gewesen, zu sehen. Lange Zeit hatte weder einer der hier wohnenden Künstler, noch irgend einer von denen, die gegenüber ihr Quartier aufgeschlagen hatten, dem Apfel mit seiner fast ganz abgenutzten Vergoldung einige Aufmerksamkeit geschenkt; endlich in politisch unruhigen Tagen war ein sinniger Kopf auf den Gedanken gekommen, den harmlosen goldenen Apfel in einer Nacht schwarz-roth-golden anzumalen und so zum deutschen Reichsapfel zu stempeln, welcher Name außerordentlich gefiel und von da an für das alte Haus beibehalten wurde.

Dorthin führen wir den geneigten Leser und ersuchen ihn, mit uns unsichtbarer Weise einzutreten, um den „deutschen Reichsapfel" kennen zu lernen.

Unten im Erdgeschoß desselben befand sich eine Spezereihandlung und konnte man auf einer Tafel lesen, daß hier Flaschenbier über die Straße verkauft werde.

Als zu eben genanntem Geschäfte gehörig, war der ganze untere Raum des Hauses, einschließlich des breiten Thorweges,

mit vollen und leeren Fässern, Kisten und Ballen angefüllt, und erforderte es bei dem hier herrschenden Halbdunkel eine ziemliche Kentniß, um sich durch dieses Labyrinth von Gegenständen aller Art durchzuwinden. Hatte man aber so den unteren Theil des Hauses durchschritten und gelangte auf der anderen Seite in den hofähnlichen Garten oder gartenähnlichen Hof, so war man erstaunt, hier einen so schönen, wenngleich verwilderten Raum zu sehen, und fand es begreiflich, daß der Hausbesitzer bei diesem prachtvollen Nordlichte in den oberen Stockwerken Ateliers für Maler eingerichtet hatte. Dort hinauf führte eine zierliche, steinerne Wendeltreppe aus dem Hofe, welche in ihrer künstlerisch schönen Construction und beschattet durch eine mächtige Linde häufig von den jungen Künstlern bei den verschiedenartigsten Zeichnungen und Bildern benutzt wurde.

Wir steigen die Treppe hinauf und kommen auf einen ziemlich großen Vorplatz, wo wir ein paar alte Koffer stehen sehen, einige zerbrochene Bierflaschen, Ueberbleibsel von sehr verblichenen goldenen Rahmen, eine alte Staffelei mit einem abgebrochenen Fuße und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

Eine der hohen Wände dieses Vorplatzes ist mit grotesken Kohlenzeichnungen bedeckt, und sind dies offenbar Karikaturen von Freunden und Bekannten; ein eigenthümlicher Duft, gemischt aus Terpentingeist und dem scharfen Geruche der Oelfarben, erfüllte diesen Raum, der ein einziges großes Fenster hat, das aber wohl, wie wir aus Spuren von Spinngeweben an den rostigen Riegeln sehen, niemals geöffnet wurde.

Es ist in später Nachmittagsstunde, als wir den „Reichsapfel“ betreten, und wählen wir diese Zeit, um den Abend

mit den verschiedenen jungen Künstlern, die hier wohnen, zuzubringen. Vor der Hand scheint übrigens eine tiefe Stille uns anzuzeigen, daß keiner von ihnen zu Hause ist, doch haben wir uns in dieser Voraussetzung geirrt: hinter einer Thür zu unserer Linken beginnt Jemand, eine einfache Weise zu pfeifen.

Wir öffnen die Thür und treten in ein ziemlich großes Gemach; die Wände sind mit grauen Papiertapeten bedeckt und der Hausrath ist sehr einfach zu nennen: er besteht aus einem Bette in der Ecke, einem alten, ziemlich großen Tische von Eichenholz in der Mitte, einem Kleiderschranke, einem Waschtische und sechs mit dunkelm Leder überzogenen Stühlen. Dabei aber fehlte es diesem Zimmer nicht an bescheidener, malerischer Ausschmückung; die eine der Wände ist bedeckt mit großen und kleinen Studien und Skizzen in Oelfarben, alle nur erdenklichen Gegenstände in sich begreifend: männliche und weibliche Köpfe aus den verschiedensten Altersklassen, bald in unserer einfachen bürgerlichen Tracht, bald durch eine bunte Drapirung oder eine eiserne Pickelhaube zu Göttern und Helden umgewandelt. Dazwischen sah man landschaftliche Erinnerungen: ausgezeichnete Felsstücke, die sich in großartiger Einfachheit in stillen, grünlichen Wasserpfützen abspiegelten, oder die einem herabstürzenden Waldbache als Relief dienten; ferner menschliche Wohnungen durch alle Rubriken von der Hütte bis zum Palaste, auch die ganze Waldkultur in ausgezeichneten Exemplaren, besonders von Tannen, Föhren, Eichen und Buchen. Unter diesen Skizzen stand ein altes, sehr versessenes Sopha, in dessen Ecke eine Guitarre lehnte, während auf dem Sitze ein Packet Tabak lag, das übrigens aufgeborsten war und von seinem Inhalte

freigebig umhergestreut hatte. Zwei Ecken des Zimmers verdienen als ganz besonders und eigenthümlich verziert unsere Aufmerksamkeit. In einer derselben, zunächst der Thür, befand sich ein alter Stuhl mit hoher Lehne, auf der die oberen Theile einer größeren eisernen Rüstung, als Brustharnisch, Rücktheil, Halsberge und Armschienen, zum Obertheile eines Mannes zusammengefügt waren. Dieser Mann wurde vervollständigt durch ein langes, hageres Maskengesicht, dem man einen sehr langen und spitzen Schnurr- und Knebelbart angeklebt, auch eine Perrücke aufgesetzt hatte, auf der als Kopfbedeckung eine Barbierschüssel aus Weißblech prangte, der Helm Mambrin's. Um den Mangel an Beinen und Füßen bei dieser Figur zu verdecken, hatte man den Stuhl unten kunstvoll mit einer rothen Draperie umwunden, diese, wo es nöthig war, ausgestopft, und so ein ziemlich ordentliches Bild des Ritters von der traurigen Gestalt geschaffen, dem sogar die lange Lanze nicht fehlte, die er in der ausgestreckten Rechten hielt.

Als Gegenstück zu dieser Figur, die unverkennbar das vorstellte, was sie sein sollte, befand sich an der gegenüber liegenden Ecke des Zimmers etwas, über dessen Zweck und Bedeutung ein Uneingeweihter selbst bei näherer und genauerer Betrachtung nicht sogleich klug werden konnte: ein paar auf einander gestellte leere Austernfäßchen bildeten einen Fuß oder Untersatz, auf dem die ebenfalls leere Schachtel eines Fromage de Brie als Tischplatte ruhte; durch zusammengefügte und oben zu einem Bogen verbundene Cigarrenkistchen war mit den eben erwähnten Dingen eine Nische gebildet worden, die einem kleinen Altar glich, besonders durch ihre Ausschmückung vermittels farbigen Gold- und Silberpapiers, sowie aus

diesem Materiale hergestellter Blumen. In dieser Nische stand aufrecht ein langer Stock, der trotz seiner beiden vergoldeten Enden nicht zu verläugnen im Stande war, daß er einstens als Besenstiel gedient; an ihm war oben vermittels eines rothen Strickes als Querstange ein kurzer Prügel befestigt, dessen beide Enden schwarz gebrannt, fast verkohlt waren und von dem lange Bänder in allen möglichen Farben herabhingen.

An dem großen, gegen Norden gelegenen Fenster des Zimmers befand sich eine Staffelei, auf der Staffelei ein Bild und vor der Staffelei stand der junge Maler, den wir draußen auf dem Gange pfeifen gehört. Da es ein warmer Tag war und er wohl keine Lust zum Ausgehen hatte, so befand er sich etwas mangelhaft angekleidet: seine Füße staken in Pantoffeln, seine Beinkleider entbehrten der Hosenträger und zeigten deßhalb eine starke Neigung zum Herabfallen. Um den Hemdkragen hatte er ein rothseidenes Tuch geschlungen, und in diesen erwähnten Gegenständen bestand seine ganze Kleidung. Wenn aber die Schale mangelhaft war, so zeigte sie dagegen oder vielmehr gerade dadurch einen schönen und soliden Kern. Der junge Maler mochte vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt sein und war ein Bild von Gesundheit und Kraft: seine Körperformen hätten zu einem Apollo Modell stehen können und sein Kopf zeigte neben der Frische einer unverdorbenen Jugend die vollendete, edle Schönheit eines Antinous. Seine breite, weiße Stirn war von dicht gelockten, fast krausen dunkelblonden Haaren bedeckt, seine dunkelblauen Augen sprühten Geist und Leben; die Nase war fein und gerade, und wenn sich die frischen rothen Lippen öffneten, was häufig geschah,

da der junge Mann gern lachte, so kamen Zähne weiß wie Elfenbein zum Vorschein.

So stand er vor seiner Staffelei, den Malerstock im ausgestreckten linken Arme auf den Boden niederstoßend, während er, den Kopf etwas auf die Seite geneigt, sein Bild betrachtete und leise dazu pfiff.

Er war übrigens nicht allein in seiner Wohnung, die aus zwei Zimmern bestand: eine geöffnete Thür führte aus dem Atelier in ein anderes Gemach, aus dem zuweilen ein kürzeres Husten und Räuspern die Anwesenheit eines Anderen beurkundete; doch meinten wir diesen unsichtbar Anwesenden nicht damit, als wir sagten, der Maler befände sich nicht allein: hinter ihm auf ungefähr drei Schritte Entfernung stand nämlich ein für sein Alter kleiner Knabe von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren, ein unansehnliches, mageres Ding mit einem verschmitzten, schmutzigen Gesichte, das in einem abgebleichten Malerkittel stak, der ihm viel zu groß war, so daß die Taille dieses Kleidungsstückes sich ungefähr da befand, wo seine Schenkel anfingen. Von seinen Hosen ist nicht viel zu sagen, da der Malerkittel fast bis auf seine Füße reichte, an denen er ein Paar alte, ausgetretene Tanzschuhe trug, welche ihm ebenfalls viel zu groß waren. Diese seltsame Gestalt hatte einen Schemel neben sich gestellt, auf dem geputzte Pinsel lagen, sowie eine kleine Kaffeeschale mit Terpentingeist, und hielt in der rechten Hand einen Lappen oder ein Handtuch, das er, wenn sein Herr und Meister auf die Staffelei sah, häufig zum Verjagen der Fliegen über dessen Haupte schwang. Aenderte er diese Beschäftigung, was häufig der Fall war, so geschah dies, um einen wunderschönen, weißen und geschorenen Pudel, der neben ihm auf

seinen Hinterbeinen saß und ihn mit seinen klugen Augen anschaute, kleine Aufmerksamkeiten zu erzeigen, indem er zum Beispiel den Lappen zusammengeballt gegen dessen Schnauze warf oder ihm denselben wie einen Mantel umhing.

„He, Du," rief der junge Maler in das geöffnete Nebenzimmer hinein, „ich mag anfangen, was ich will, ich bringe keine richtige Stimmung hervor zwischen dem Gewande meiner Heiligen und dem giftigen Grün der Landschaft, in welcher sie sich bemüht, zum Wohle der Christenheit spaziren zu laufen."

„Du willst sagen," grollte eine uns wohl bekannte Stimme, „zum Wohle Deines Beutels, denn Deine Heilige hat mit der Christenheit verdammt wenig zu schaffen. Warum malst Du überhaupt Heilige?"

„Seltsame Frage — wer hat mich dazu verführt, als Du? Behauptetest Du nicht immer, auf einem guten Heiligenbilde beruhe allein die Rettung der deutschen Kunst?"

„Du wirst sie nicht retten."

„Nun, auf Ehre, das glaube ich auch nicht," lachte der junge Maler; „aber meinst Du nicht, es sollte sich besser machen, wenn ich das rothe Gewand tüchtig mit Sepia lasire?"

„Lasire immerhin, doch wird das Deinem Bilde und der deutschen Kunst verflucht wenig helfen."

Der vor der Staffelei hatte den Pinsel, mit dem er so eben in der grünen Landschaft herumgemalt, über seinen Kopf hoch in die Luft geworfen, welcher alsdann von der hinter ihm stehenden Gestalt mit der Geschicklichkeit eines Affen aufgefangen, unter allerlei lustigen Grimassen geputzt und dann zu den anderen Pinseln gelegt wurde, nicht ohne vor-

her mit besagtem Pinsel, ihn wie ein Floret in die Hand nehmend, einen Stoß gegen die Brust des Pudels geführt zu haben.

Merkwürdig war dabei die ruhige Größe, mit dem dieses Thier alle die kleinen Neckereien über sich ergehen ließ: zuweilen schüttelte es leicht mit dem Kopfe, und dann schaute es ihn wieder mit seinen großen Augen so ernsthaft an, als wollte es sagen: „Du bist ein tölpelhafter, nichtsnutziger Junge," welche beiden Eigenschaften der kleine Diener des Malers denn auch mit anderen, nicht minder glücklichen stark entwickelt in seiner Person vereinigte. Das Bürschlein würde etwas darum gegeben haben, wenn der Hund zu einem lauten Gebelle sich hätte hinreißen lassen und so sein Herr und Meister, welcher obendrein nicht ganz gut gelaunt erschien, in der Arbeit gestört worden wäre.

„Es ist doch gerade," rief dieser unmuthig, „als ob Alles verhext wäre und nichts Gescheites aus so einem verfluchten Pinsel heraus wollte!"

„O, der Pinsel ist daran nicht schuld!" murmelte es aus dem Nebenzimmer.

„Nun denn, die Farben."

„Auch die nicht."

„Nun denn, wer sonst?"

„Das zu sagen werde ich mir erst dann erlauben, wenn ich wieder einmal einen kritischen Blick auf Dein Bild geworfen."

„So komm' hervor und wirf einen Deiner kritischen Blicke darauf," gab der junge Maler in größter Ungeduld zur Antwort. „Du hast mich dazu verführt, ein Heiligenbild zu malen, Du hast meiner Zeichnung einiges Lob gespendet,

aber darauf hast Du mein Bild mit keinem Auge ferner angesehen, ja, Du bist mit abgewandtem Gesichte daran vorüber gegangen."

„Allerdings, und ich hatte meine guten Gründe dazu. Sollte ich Dir vielleicht über jeden Pinselstrich, über jedes Licht und jeden Schatten meine Meinung sagen, um Dich noch verwirrter zu machen, als Du schon ohnehin zu sein das Glück hast?"

„Ich danke Dir von Herzen, großer Meister, aber jetzt ist mein Bild so weit vorgerückt, daß Du demselben mit einer Deiner pikanten Bemerkungen den Todesstoß geben darfst — es ist so weit," fuhr er ironisch lächelnd fort, „daß ein großer Künstler sagen würde, er habe nur noch die letzte Hand daran zu legen; also komm' aus Deiner Höhle hervor und laß mich etwas hören."

In der That kam Walter aus dem Nebenzimmer heraus und stellte sich so an die Staffelei, daß er seinen Freund betrachten konnte, nicht aber das Bild.

„Da plag' ich mich herum," rief dieser mit verbissenem Ingrimme, „daß mir der Schweiß an der Stirn herabläuft, und je mehr ich auf dieser verdammten Leinwand herumpinsele, um so weniger bringe ich etwas Gescheites zu Stande. Als erst die nackte Zeichnung da stand in ihren weichen, braunen Umrissen, da hatte ich meine Freude daran."

„Ich auch; ich wollte, es wäre eine Zeichnung geblieben."

„Warst denn Du es nicht, der mich angespornt, ein Heiligenbild zu malen?"

„Allerdings," gab der alte Walter mit großer Ruhe zur Antwort, „damit Du endlich alles durchgemalt hättest, was

ein sterblicher Pinsel zu malen im Stande ist, und jetzt, meine ich, wäre der Reigentanz geschlossen."

Er ging um die Staffelei herum und stellte sich, während der Andere zurücktrat, mit über einander geschlagenen Armen vor das Bild. Er betrachtete es einige Minuten lang stillschweigend, dann sagte er: „Ja, ja, jetzt sind wir auch damit fertig, der Ring ist geschlossen, die Schlange hat ihren Schwanz ins Maul genommen."

„Was willst Du damit sagen?" entgegnete der Andere, einigermaßen bestürzt.

„Schicke den Buben da einen Augenblick hinaus, und dann will ich Dir meine Meinung nicht vorenthalten."

„Du kannst jetzt gehen, Rafael," sagte der Maler zu seinem kleinen Diener, ohne sich gegen ihn umzuwenden; „komme aber vor Dunkelwerden noch einmal herüber, Du kannst uns vielleicht etwas zum Nachtessen holen — hast Du verstanden?".

„Gewiß," gab der Bursche in einem sehr demüthigen Tone zur Antwort; doch da er im nächsten Augenblicke plötzlich mit einer fürchterlichen Grimasse auf den Pudel losfuhr, so sind wir berechtigt, anzunehmen, daß dieser demüthige Ton nur Heuchelei war.

Darauf ging er in eine Ecke des Zimmers, wo auf einem Stuhle seine Mütze, das seltenste, schönste Exemplar einer Kopfbedeckung, lag. Es war ein ziemlich langer Beutel von verschossenem rothem Tuche, mit verblichenen silbernen Tressen und einem ziemlich großen Schilde; hinten hing eine blaue Quaste, die wohl einen halben Fuß lang sein mochte.

Raphael war sich auch der Schönheit seiner Mütze wohl bewußt, denn er setzte sie stolz vor dem Spiegel auf, den

Beutel und die Quaste so weit nach hinten ziehend, daß letztere tief auf seinen Rücken herabhing und der Schild hoch gen Himmel emporragte; dann stellte er sich nach einem verschmitzten Blicke auf seinen arglos dastehenden Herrn vor dem Hunde auf, tanzte ein groteskes Solo, zog dann seine Mütze rasch wieder ab, schlug sie dem Hunde ein paar Mal rechts und links um die Ohren und verließ das Zimmer. Doch schien er noch nicht alle möglichen Bosheiten ausgeführt zu haben, denn gleich darauf schlüpfte er wieder in das Gemach und schlich sich mit demüthig gesenktem Haupte an den beiden Malern vorüber nach dem Nebenzimmer.

Hier befand sich nämlich am offenen Fenster, welches auf die Gasse ging, der ausgestopfte Papagei, dessen wir Eingangs unseres Kapitels erwähnt. Er war mit einer bewunderungswürdigen Maschinerie versehen, denn wenn man an einer Schnur zog, so kletterte er an den Stäben aufwärts, wie es diese Thiere zu machen pflegen.

Rafael hatte die Thür leise hinter sich zugezogen und lauerte am Fenster auf ein würdiges und dankbares Opfer, welches auch bald genug erschien in Gestalt eines alten Kleiderjuden, der mit einem fast freudigen Erstaunen aufwärts blickte, als ihn der Vogel deutlich und vernehmlich „alter Spitzbube" nannte.

Nach dieser Heldenthat, die leider unbelohnt blieb, da die beiden Maler immer noch in leisem, aber eifrigem Gespräche begriffen neben einander standen, schlich sich Rafael hinaus.

„Also die volle Wahrheit soll ich Dir sagen?" fragte Walter nach einer längeren Pause.

„Das versteht sich, ich werde davor nicht erschrecken."

„Nun denn,“ erwiederte der Andere, „ich werde das mit einer kleinen Einleitung thun: Du hast Landschaften gemalt, deren Zeichnung vortrefflich war, die Malerei dagegen unter dem Affen — Du hast Dich in Genrebildern versucht, und wenn einer unserer Genossen ein Mädchen mit dem Schwan oder eine Kirchgängerin gemalt, so erschufst Du, wie hundert Andere, Mädchen mit dem Apfel oder Mädchen mit der Gans oder Mädchen mit dem zerrissenen Unterrocke, was weiß ich Alles, oder componirtest alte Frau, aus dem Schnapshause kommend, oder Kerl, der taumelnd das Wirthshaus verläßt, und ähnliche correcte, aber höchst alberne Nachahmungen, wieder von untadelhafter Zeichnung, aber scheußlich gemalt.“

Der Andere zuckte unmuthig mit den Achseln und lehnte seinen Malerstock an die Staffelei.

„Dann fingst Du an, die Historik zu maltraitiren,“ fuhr Walter in seiner unverwüstlichen Ruhe fort, „und was den Entwurf anbelangt, so war er ganz vortrefflich, aber die Ausführung — erlaß es mir, nach einer Steigerung in negativem Sinne zu suchen.“

„Ich weiß, ich weiß, daß ich in der Historik nicht glücklich war,“ sagte verdrießlich der Andere.

„Darauf gingst Du auf meinen Rath zu den Heiligen über.“

„Ja, auf Deinen Rath — da steht das Opus.“

„Allerdings,“ gab Walter kopfnickend zur Antwort, „da steht es, roth, blau, grün, schwarz, gelb, violett — eine vollständige Farbenschachtel.“

Der Andere hatte seine Palette niedergelegt, die Hände in die Hosentaschen versenkt und pfiff leise vor sich hin mit

jenem Ingrimme, der uns nicht erlaubt, Worte auszusprechen, da diese zu anzüglich herauskommen würden, wo wir vielleicht die Melodie pfeifen: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn," aber mit ganz anderem Texte.

„Was folgt daraus?" fuhr der unerbittliche Walter fort: „die Zeichnung stets correct, gediegen und im höchsten Grade talentvoll — ja, das kann ich sagen, ohne Dir ein fades Compliment zu machen, denn ich setze hinzu: aber die Malerei nicht zum Anschauen."

Der Andere hörte auf zu pfeifen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Muß es denn aber durchaus gemalt sein, wenn man kein Talent dafür hat?" fragte Walter.

„Hältst Du mich vielleicht für talentvoll genug, um ein Schuhflicker zu werden?"

„Alberne Einrede — Du brauchst nichts mehr zu werden, Du bist schon etwas."

„Und was denn, wenn ich fragen darf?"

„Ein ganz vortrefflicher Zeichner; Du hast Mappen voll angefangener Zeichnungen, voll Illustrationen zu bekannten und berühmten Gedichten oder ganzen Werken, die Kapitalien werth sind."

„Pah, wer gibt etwas darum?"

„Unsere hiesigen Kunsthändler allerdings nicht viel; aber thue, wie ich Dir schon oft gerathen, vollende eine Anzahl der angefangenen Blätter, zum Beispiel die Scenen aus Don Quixote, sende sie an eine der großen Verlagshandlungen in Stuttgart oder Leipzig oder biete Dich denselben zu Illustrationen berühmter Werke an, und Du wirst sehen, daß Du eine glänzende Carrière machst."

„Aber ich bin alsdann kein Maler mehr, sondern nur noch ein Zeichner."

„Schäme Dich dieser Aeußerung!" antwortete unwillig der alte Walter. „Du bist ein Künstler und geachtet, wenn Du in irgend einem Theile der Kunst etwas Rechtes bist; aber ich glaube fast, Du möchtest lieber ein schlechter Maler, als ein vortrefflicher Zeichner sein. Mir ist schon häufig ein ähnlicher dummer Hochmuth begegnet, und ich habe denselben immer bekämpft, wo mir das möglich war, aber da sollte man gleich mit Kolben dreinhauen!"

Er wandte sich rasch um, ging auf eine Mappe zu, die im Winkel stand, und zog aufs Gerathewohl eine Zeichnung hervor. „Da," fuhr er hastig fort, „halte dies einmal gegen Deine Schmiererei auf der Staffelei; es ist freilich in der Zeichnung ein altes Thema behandelt: Gretchen neben Faust, ihre Gänseblumen zerzupfend, aber wie fein, wie naiv, wie reizend hast Du das gemacht!"

„Ist das Dein Ernst?" fragte der Andere, und in seinen Augen, die verdrießlich auf das Bild blickten und sich jetzt auf die Zeichnung richteten, begann es freudig aufzuleuchten.

„Der Kopf dieses wunderbaren Mädchens," fuhr Walter fort, „ist nur mit ein paar Strichen skizzirt, aber wie ausdrucksvoll ist er, wie gelungen ihre reizende Gestalt, wie neu die ganze Gruppirung!"

„Wahrhaftig, Dein Lob macht mich stolz!"

„Und obendrein ist die sentimentale, schmerzlich bewegte Stimmung der an sich so herrlichen Faustsage nicht einmal Dein Feld — hätte ich nur gleich eine Deiner Scenen von Don Quixote da, darin ist Wahrheit und Leben, darin hast

Du Deinen köstlichen Humor walten lassen, und in der Richtung wirst Du etwas Großes leisten können."

„Als Zeichner etwas Großes?"

„Das will ich meinen, als Zeichner etwas Großes; Du erntest Ruhm und Geld und machst Dir einen bedeutenden und schönen Namen."

„Aber warum," fragte der junge Mann kleinlaut, „hast Du nicht dieselbe Richtung eingeschlagen?"

„Ah, bei mir ist es etwas ganz Anderes; ich laufe im breiten, ausgetretenen Geleise der Alltäglichkeit so mit, und da ich mich zu nichts habe aufschwingen können, so habe ich mir den Ausspruch angewöhnt: die deutsche Kunst sei todt. Starr wie meine Manieren, verdrießlich wie mein Aeußeres sind auch meine Zeichnungen, die allerdings auch bei mir als das Beste an meinen Arbeiten gelten, und um von meiner Malerei zu reden, so sind meine Farben gerade das, was das Publikum, für welches ich male, von mir verlangt. Sieh die kleine, finstere Kapelle oder die von hohen Bäumen umschattete Dorfkirche, wo meine Heiligenbilder hängen — ich sage Dir, da machen Berlinerblau und Krapproth die Wirkung, die sie machen sollen. Ich treibe mich wie des Färbers Gaul im Ringe herum, vom heiligen Lucas zum heiligen Petrus, von der heiligen Anna zur heiligen Cäcilie, und wir sind nach und nach so gute Bekannte geworden, daß ich mir völlig närrisch vorkäme, wollte ich noch etwas Anderes ergreifen."

„Ja, ja," meinte der junge Maler, indem er die Zeichnung betrachtete, „mit meinen Entwürfen war ich immer zufrieden, aber sowie ich anfing, den Pinsel einzutauchen, da

kamen mir Zweifel, Widerwillen, und ich arbeitete nur mißmuthig."

„Und zum Anderen paßt auch Dein ganzes Naturel; Du bist ein junger und hübscher Kerl, Du kannst mit dem Maule famos umgehen und mit der Feder, Du schwärmst gern hierhin und dorthin, was kann sich Dir Glänzenderes bieten, als hier im Atelier oder auf lustigen Reisen Deine Zeichenkunst geltend zu machen, und da, glaube mir, eben so schön als zwei Mädchen mit dem Besenstiel ...."

„Sag' lieber, auf dem Besenstiel — ich denke an die Walpurgisnacht, das wäre eine pikante Composition."

„Ja, wenn die Mädchen hübsch wären — also zwei Mädchen auf dem Besenstiel von Arthur Rodenberg, meine ich, klänge nicht besser, als Don Quixote illustrirt von demselben."

„Ich gebe Dir Recht, aber Du wirst sehen, wie unsere Freunde darüber reden."

„So schlage sie mit einem guten Erfolge aufs Maul — Du hast Recht, sobald Deine Bestrebungen gelingen."

„Weiß Gott," rief Rodenberg, „Du hast mir tief ins Herz gestochen, es hat mich gewaltig geschmerzt; aber jetzt fühle ich eine wunderbare Erleichterung, es ist mir ein ganzes Gebirge von der Brust gerollt — fort mit Palette und Leinwand — auf Nimmerwiedersehen, sobald ich meinen Auftrag beendigt und das Bild von Rubens copirt habe; alsdann sollst Du sehen, was ich leisten werde!"

„Dann sollte es mich freuen, Dir die Wahrheit gesagt zu haben."

Der junge Mann pfiff wieder dieselbe Weise wie früher, aber jetzt klang sie ganz anders; er war aus Moll in Dur

übergegangen, und als die Schwalben glücklich heimgekehrt waren, hängte er einen lustigen Gassenhauer an, während er sein Bild von der Staffelei nahm und es mit viel mehr Humor kritisirte, aber auch viel schärfer, als sein Freund vorhin gethan; dann lehnte er es gegen die Wand, wobei er sprach: „Ruhe in Frieden!“ und drehte sich hierauf zu dem Ritter von der traurigen Gestalt um, indem er die rechte Hand gegen ihn aufhob und wie betheuernd sagte: „So will ich denn in Deine Fußstapfen treten, sinnreicher und edler Junker aus der Mancha, und ein fahrender Ritter werden wie Du ein Wegelagerer, der seine Beute suchte, jetzt im stillen Walde bei blumensuchenden Jungfrauen oder bei dahinziehenden Eseltreibern, bald auf dem lärmenden Marktplatze oder bei den tollen Scenen eines lustigen Wirthshausabends, bei Tag und Nacht, in Licht und Schatten — und somit,“ fuhr er pathetisch fort, indem er seine Hand auf die Blechhaube legte, „schwöre ich ab aller Farbenkleckserei und will fortan nur euch huldigen, geduldiges Papier, tugendhaft ernster Bleistift und mildes Gummi-Elasticum!“

Während dessen waren trotz des schon längeren Frühlingstages die Schatten des Abends hereingebrochen in das enge Wurstgäßchen, und Arthur stand überlegend am Fenster, ob es wohl noch der Mühe werth sei, sich anzuziehen und auszugehen.

„Und wohin?“ fragte Walter achselzuckend; „auf die Kneipe, das heißt in den Garten der Kneipe zu kühlem Bier und duftigem Maitrank, dazu habe ich keine Lust,“ setzte er mit einer nicht zu verkennenden Geberde hinzu, worüber der Andere lachend beifügte:

„Es wäre auch sonderbar, wenn wir uns dort noch in

der Versammlung sehen ließen, nachdem uns unser Abgesandter entschuldigt."

„Wir hätten eigentlich doch hingehen sollen, um an den Berathungen über das Frühlingsfest Theil zu nehmen."

„Wozu das? Das Programm steht fest, die Leitung ist in guten Händen, wir haben unsere Rollen zugetheilt erhalten, und man muß zugeben, das geschah mit einigem Geschick — weißt Du wohl, Walter, daß ich überzeugt bin, ich werde mich als wilder Jäger ganz famos ausnehmen?"

„Rodenberg als Rodenstein, ein wilder Kerl als ein wilder Jäger, ich zweifle nicht daran — nun ja, auch ich bin mit meiner Rolle zufrieden; als Burgpfaffe auf der Bergveste kann ich in stiller Beschaulichkeit meinen Humpen leeren, und Du wirst sehen, daß ich der hohen Clerisei alle Ehre mache."

„Daran zweifle ich meines Theils nicht — und was Du für ein bequemes Costüme hast, Sandalen, höchstens eine Unterhose und darüber die Kapuzinerkutte."

„Dort kommt unser Abgesandter; ich bin begierig, was er uns über die Geschichte mittheilt."

„Und da wir nicht mehr ausgehen, so will ich sehen, was zum Nachtessen zusammenzustellen ist."

„Ich kenne in Lagen wie die gegenwärtige Dein Programm," meinte Walter, sich an die leere Tasche klopfend: „Thee und Butterbrod."

„Vielleicht mit der leichten Abänderung: Brod ohne Butter, denn unsere Mittel sind trostlos und erschöpft."

„Ich hoffe, unser Abgesandter bringt noch etwas Baarschaft zurück; wir haben ihm gemeinschaftlicher Weise zehn Silbergroschen anvertraut, damit hat er uns mit Anstand

vertreten können, zu Nacht speisen und noch ein Erkleckliches erübrigen. — Sage, guter Eduard," wandte er sich an einen Dritten, der jetzt in die dämmerige Stube trat, „hast Du die ganze Summe verschwendet, die wir Dir anvertraut? Nein, Du lächelst — Trost in mein armes Herz!"

Nachdem sich Walter zu dieser für ihn extravaganten Fröhlichkeit hatte hinreißen lassen, zog er den Hereingetretenen ans Fenster, und ein mildes Lächeln glitt über seine harten Züge, als der Andere triumphirend die erwähnten zehn Silbergroschen aus der Westentasche zog und in die Höhe hielt.

Der neu Eingetretene stand wie Rodenberg im Anfange der zwanziger Jahre, nur war er klein, von unansehnlicher Gestalt, und obgleich sein Gesicht einen höchst aufgeweckten, ja pfiffigen Ausdruck hatte, so waren doch seine Züge zu unregelmäßig, um angenehm zu erscheinen. Er selbst mochte wohl nicht dieser Ansicht sein, denn wir bemerken jetzt wie später an ihm, daß, so oft er in die Nähe des kleinen Spiegels kam, er trotz der Dämmerung und des mangelhaften Lichtes diesem sein Gesicht zuwandte und wohlgefällig seine Züge anlächelte. Dabei konnte man nicht sagen, er habe keine Sorgfalt auf seinen Kopf verwandt, im Gegentheil, er trug seinen kurzen, etwas flaumigen Schnurr- und Knebelbart sorgfältig arrangirt und sein langes Haupthaar war gut gekämmt und zierlich gelockt, ob Kunst oder Natur, sind wir eben so wenig im Stande, anzugeben, als einer seiner Bekannten und Freunde, denn er beobachtete darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen und lächelte nur schmunzelnd in sich hinein, wenn Walter, wie es zuweilen vorkam, von der Thierquälerei sprach, ein strohdachähnliches Haar durch Aufwickeln zierlich und gelenkig machen zu wollen.

Eduard Rübing, so hieß dieser Kunstgenosse, wurde seines ruhigen Temperamentes wegen gewöhnlich der sanfte Eduard genannt; doch war bei dieser Sanftmuth einige Heuchelei, oder, um uns besser auszudrücken, wenn er mit einem Sammtpfötchen streichelte, so ließ er doch zuweilen, ja häufig eine scharfe Kralle spüren — ein pikantes Wort unter dem süßesten Lächeln.

„Du bist ein Juwel von einem Abgesandten," meinte Walter; „oder warst Du gar nicht in der Versammlung, oder bist Du krank?"

„Keine der beiden letzteren Vermuthungen trifft zu," entgegnete Rübing; „ich war in der Versammlung, ich vertrat Eure Interessen, ich kneipte tüchtig und bringe, wie Ihr seht, noch Geld mit nach Hause."

„Du hättest ein Finanzmann werden sollen und uns einen gehörigen Credit eröffnen," sagte Arthur. „Sprich, wie hat sich dieses Wunder begeben?"

„Auf die einfachste Art von der Welt. Roderich und Lytton gaben eine riesige Maitrank-Bowle zum Besten."

„Teufel auch," sagte Walter verdrießlich, „wenn man Unglück hat; „ich bin fest überzeugt, wenn es einmal Brei regnet, so habe ich keine Schüssel bei mir! Nun, etwas tröstet mich, die Bowle muß nicht so riesig gewesen sein, denn sonst wärest Du noch nicht da."

„Allerdings war sie nicht riesig," gab der sanfte Eduard lächelnd zur Antwort, indem er einen Strang seiner etwas zu blonden Locken durch die Finger gleiten ließ, sondern sie ist es noch; ich bin nicht einer von denen, welche jedes Mal den Grund des Glases sehen müssen!"

„Gut," brummte Walter mit entschlossener Miene, „diese

Eigenschaft, die Dir abgeht, habe ich im höchsten Grade, und so will ich denn hingehen und an den Berathungen Theil nehmen."

„Es würde Dich nicht viel nutzen," entgegnete Rüding, „denn als ich fortging, hatte sich das Comité zu einer Berathung zurückgezogen und seine Bowle mitgenommen. Hier," fuhr er in komisch feierlichem Tone fort, „sind die mir anvertrauten zehn Silbergroschen; ich lege sie auf den Altar des Vaterlandes nieder. Darauf ging er nach der von uns beschriebenen Nische, aus Austernfäßchen und Käseschachteln gebildet, und legte das gemeinschaftliche Vermögen von zehn Silbergroschen in der That dahin.

„Eduard hat unseren Dank verdient," bemerkte Rodenberg, indem er ein Licht anzündete, „wir verdanken seiner Klugheit und Mäßigkeit ein splendides Abendessen."

„Wo nur der Junge wieder steckt?" sprach Rodenberg. „Ich habe diesem Rangen doch befohlen, bei einbrechender Dämmerung wieder zu kommen — he, Rafael!" rief er zur Thür hinaus, und da keine Antwort erfolgte, durchmaß er den Gang und blickte auf den Garten hinab — „Rafael, Rafael!"

Nichts antwortete ihm, als das leise Miauen einer Katze; doch da der junge Maler seinen Diener genau kannte, so begnügte er sich, hinabzurufen: „Laß Deine Kindereien und komm' her!" worauf sich die miauende Katze langsam zu nähern schien und man auch bald nachher die Stimme des Knaben vernahm, der mit dem Thiere zu sprechen schien. So gelangte er vor die Stubenthür, wo er seine rothe Tressenmütze abnahm und so unter dem Arme hielt, als habe er dort ein Kätzchen verborgen, das zuweilen einen kläglichen

Ton von sich gab. Es war dies eine seiner beliebten Spielereien zu besonderem Vergnügen des Pudels erdacht, denn so verständig dieser auch war, ließ er sich doch jedes Mal durch das leise Mauzen hinreißen, sich dem Jungen zu nähern, worauf ihm dieser eine lange Nase machte, die leere Mütze vor seinen Augen ausschüttete und sie ihm alsdann auf seinen lockigen Kopf drückte.

„Haben wir noch Spiritus?" fragte Rodenberg.

„Walter ist zu bescheiden, darauf zu antworten," bemerkte Eduard.

„Ja, wir haben noch genug," rief der alte Maler aus dem Nebenzimmer, wohin er sich, über die Aeußerung Rübing's grollend, verloren hatte.

„Auch Thee und Zucker?"

„Ja, ja, es wird schon reichen."

„Tabak haben wir auch noch," fuhr der junge Maler heiter fort; „so denke ich, er holt Brod, Butter, Käse und . . . ."

„Natürlich etwas Rum," sagte Walter, der eben wieder zum Vorschein kam. „Um den Bericht unseres Abgeordneten zu hören, müssen wir, wenn auch nicht geistig erheitert, so doch geistig etwas aufgefrischt sein."

Der sanfte Eduard hatte ein altes Blechgefäß, die Spirituslampe, hervorgeholt und fing an, Wasser sieden zu lassen, worauf er einen großen Porcellantopf herbeibrachte, dessen mangelnder Henkel durch einen Strick ersetzt wurde, womit man das Gefäß, wenn es gefüllt war, in der Schwebe hielt, und es bedurfte einiger Geschicklichkeit, um die Tassen vollzugießen, da von der ehemaligen Schnauze nur noch ein

sehr geringer und zackig ausgebrochener Ueberrest vorhanden war.

Wir haben so eben „Tassen" gesagt und uns dabei einer großen Uebertreibung schuldig gemacht, da nur ein einziges Gefäß vorhanden war, was einstens vielleicht diesen Namen verdient hatte, und die übrigen Trinkgefäße aus ein paar Wassergläsern, einer blechernen Schaale und einem ledernen Reisebecher bestanden.

Nichts desto weniger aber ordnete der sanfte Eduard, der überhaupt den Dienst der Hausfrau zu versehen schien, diese Gegenstände mit einer zierlichen Genauigkeit, ja, er hatte den Versuch machen wollen, ein altes Handtuch als Tischgedeck zu benutzen, doch sah dieses gar zu gräulich aus, um selbst beim Scheine des einzigen schwachen Talglichts benutzt werden zu können. Dieses Talglicht stak in einer leeren Bierflasche, doch hatte Rüding die Mündung derselben mit einer Manschette von buntem Papier umgeben, was einen zierlichen und gemüthlichen Eindruck hervorbrachte.

Rafael brachte die ihm befohlenen Gegenstände und wurde hierauf entlassen, nachdem ihn Walter scharf fixirt, seine Taschen untersucht und auf die leeren Backen geklopft, letzteres nicht als Gunstbezeugung, sondern vielmehr als sehr nothwendige Vorsichtsmaßregel, denn es war schon vorgekommen, daß Rafael seine dehnbaren Wangen nach Art des Pelikans benutzt und zur Vorrathskammer gemacht hatte. Der Junge zeigte dabei zweierlei Gesichter, ein sehr dummes und harmloses während der Visitation und ein außerordentlich verschmitztes nach derselben, als er sich rückwärts gegen die Thür zog und mit unerhörter Frechheit ein Stück Brod, sowie den dazu gehörigen Käse aus seiner beutelartigen Mütze

hervorzog und beides dem Pudel spottend wies, ehe er durch die Thür verschwand.

Hier stieß Rafael gegen einen neuen Ankömmling und leistete dabei das Unglaubliche, Brod und Käse verschwinden zu lassen, ehe ihn der Andere entdeckt.

„Aha, hier riecht's gut," sagte dieser, eine große, schwammige, breitschulterige Figur mit einem runden, fetten Gesichte, das, ohne Spur von einem Barte, glatt wie eine Handfläche war, indem er mit zwei ungeheuren Schritten von der Thür bis an den Tisch gelangt war und sich dann herabbeugend die lockenden Bestandtheile des Abendbrodes übersah.

Dieser Mann war ebenfalls ein Künstler, wenigstens war er ein Maler, und hieß van der Maaßen. Er trug schwarze, ziemlich abgeschabte Beinkleider, einen schwarzen Schnürrock, mit denselben Fehlern behaftet, der nur da, wo einstens Schnüre gesessen und jetzt keine mehr waren, seine ursprüngliche Farbe behalten hatte, jedoch hier dieselbe Wirkung hervorbrachte, als sei die tiefschwarze seidene Verschnürung noch untadelhaft vorhanden.

Auf dem etwas struppigen, ungekämmten Haupthaare trug dieser Künstler ein phantastisches Barett von schwarzem, fuchsigem Baumwollsammt; etwas Weißes, wie zum Beispiel Wäsche, war an seinem ganzen Anzuge nicht zu entdecken und schloß der stehende Kragen seines Rockes oben an dem langen, gebräunten Halse mit einer fabelhaften Genauigkeit. Dies war um so wunderbarer, da sich weder am Kragen noch sonst irgendwie am Rocke eine Hafte oder ein Knopf befand und beide doch so fest verschlossen waren, hatte aber seinen natürlichen Grund darin, daß van der Maaßen die längst abgerissenen Knöpfe und nicht mehr haltbaren Knopflöcher

dadurch ersetzte, daß er sein Kleidungsstück jeden Morgen von oben bis unten sorgfältig zunähte. Ueberhaupt war er von einer unglaublichen Geschicklichkeit, sonstige Mängel seiner Toilette zu verdecken, wozu er sich einer großen Mappe bediente, ohne die man ihn nie sah und die er bei einem aufgetrennten Aermelloche unter den Arm nahm, die er ein andermal wieder, harmlos umherschauend und behaglich schlendernd, hinter seinem Rücken hielt, wenn seine Hosen dort eine verdächtige Oeffnung zeigten oder mit der er spielend bald diesen, bald jenen Theil seines Körpers berührte, um die Aufmerksamkeit der ihm Begegnenden von fehlenden Knöpfen, auffallenden Flecken und klaffenden Rissen abzulenken.

Trotz alledem und obgleich seine Baarschaft stets in einem richtigen, traurigen Verhältnisse zu seinem Aeußeren stand, hatte van der Maaßen viele Bekannte und gute Freunde, und überall, wo er erschien, sah man ihn gern. Er war ein harmloser und gemüthlicher Mensch, dabei von einer unglaublichen Gefälligkeit: man konnte ihn mitten in der Nacht wecken und einen Dienst von ihm verlangen, und man fand ihn augenblicklich bereit, vorausgesetzt, daß man ihm so viel Zeit gönnte, seine Hosen anzuziehen, seinen Rock zuzunähen und seine Mappe zur Hand zu nehmen. Einer anderen, höchst seltenen Eigenschaft werden wir später gedenken.

„In der That, es riecht hier vortrefflich,“ sagte er mit einer für seine Größe und Stärke auffallend dünnen Fistelstimme; „es thut mir leid, daß ich unten auf der Straße keine Ahnung von diesem vortrefflichen Abendbrode hatte, denn sonst hätte mir die Bescheidenheit verboten, herauf zu kommen.“

„Aber da Du einmal da bist, willst Du mithalten?"

„Habe ich das vielleicht gesagt," gab er mit einem sehr naiven Staunen zur Antwort; „nehmen wir an, ich hätte bereits stark soupirt." Er versuchte, jenen Ton hervorzubringen, der uns zuweilen bei vollem Magen entschlüpft; doch sagte hierauf Walter, indem in seinem linken Mundwinkel fast etwas wie ein Lächeln zuckte: „Keine verdorbenen Phantasieen, lieber Maaßen, wirf Deine Mappe in eine Ecke, Du brauchst Dich vor uns nicht zu geniren, und setze Dich, wohin Du willst."

„Ja, ja, so werde ich zusehen," gab van der Maaßen gemüthlich zur Antwort, „wie der gute Eduard so schön seinen Thee macht — aber Du thust viel hinein, willst Du denn nie Sparsamkeit lernen?"

Während er so sprach, irrten seine blassen, blauen Augen, welche sich durch keinen besonderen Ausdruck von Geist auszeichneten, wie unabsichtlich auf dem Tische umher, glitten dann an der Seite desselben herab und blieben nun plötzlich mit einem freudigen Ausdruck auf dem Schlosse der Schieblade haften, dessen Messingbeschlag, wie es gewöhnlich der Fall ist, mit vier Schrauben befestigt war. Ohne einen Blick davon zu verwenden, mit einer fast glückseligen Miene steckte er die rechte Hand in seine Hosentasche und holte dort einen Schraubenzieher hervor, dann rückte er dem Tische näher, und während er mit Rüding harmlos weiterplauderte, fing er mit einer unerhörten Geschicklichkeit an, die Schrauben aus dem Schlosse herauszuziehen.

Schon war er bei der vierten angelangt, als er seine Finger von der Hand Rodenberg's festgehalten fühlte, der ihm in einem ernsten, fast zornigen Tone zurief: „Du bist

doch ein unglaublicher Kerl! Kannst Du, ein sonst so verständiger Mensch, denn den Schwindel nicht lassen, Schrauben herauszuziehen und dann wieder einzudrehen? Auf Ehre, van der Maaßen, ich kenne keine blödsinnigere Beschäftigung!"

Der also Angeredete blickte sanft, fast schmerzlich in die Höhe und sagte: „Du könntest mir wohl dieses kleine Privatvergnügen gönnen; sei überzeugt, ich schraube die Dinger fester wieder ein, als sie gesessen haben."

„Aber sage mir um's Himmels willen, Mensch," fuhr der Andere fort, indem er seine Hände zusammenschlug, „was hast Du für ein Vergnügen dabei, überall Schrauben auszuziehen, wo es Dir möglich ist?"

„Ich gebe zu," sagte van der Maaßen in gemüthlichem Tone, „daß es eine eigenthümliche Gewohnheit ist, aber es ist nun einmal so, und wo ich eine Schraube sehe, da wandelt mich die Lust an, sie auszuziehen — könnte ich euch nur begreiflich machen, Kerls, was es für ein wonniges Gefühl ist, wenn so eine Schraube, die recht fest sitzt, endlich anfängt, sich zu drehen!"

Walter hatte sich an den Tisch gesetzt, die Ellbogen aufgestützt und den Kopf in die Hände gelegt. „Ja," brummte er, „so eine Gewohnheit ist was Verfluchtes; ich habe Jemanden gekannt, der hatte sich angewöhnt, Jeden, der ihm begegnete, mit „alter Jakob" anzureden, und einen Anderen, der bellte, so oft er einen Hund erblickte."

„Nun ja, das hat was für sich," rief Rodenberg, „aber Schrauben auszuziehen — ich bitte Dich, van der Maaßen, thue Dir Gewalt an und laß es wenigstens diesen Abend bleiben."

„Das Abendbrod ist fertig," sprach der sanfte Eduard,

der mit einer anerkennenswerthen Gewissenhaftigkeit nun Alles herbeigetragen hatte: das Brod, die Butter auf einem Stück Papier, den Käse und die kleine Rumflasche; letztere nahm er unter seine spezielle Obhut, da ihm der herüberfahrende Blick Walter's etwas verdächtig erschien.

Alle tranken nun Thee, und zwar in unglaublichen Quantitäten; Rodenberg hielt den Topf an dem Stricke empor, worauf ihn Rüding vermittels des alten, schmutzigen Handtuches unten faßte, und so gelang es, die verschiedenen Gefässe zu füllen. Dabei brodelte es immer fort über der Spirituslampe, und wenn im Verlaufe dieser kleinen Soirée das Wasser in dem alten Blechgefässe anfing zu mangeln, goß man aus den Wasserflaschen nach, und später aus den Waschschüsseln, welche von der Hausmagd schon für den anderen Morgen gefüllt worden waren.

Nachdem das Brod und der Käse so ziemlich verschwunden waren, Rüding auch den Rum gewissenhaft vertheilt, wurden die langen Pfeifen angezündet; nur van der Maaßen rauchte mit elegant sein sollenden Bewegungen eine Cigarre, die er irgendwo geschenkt erhalten.

„Nun denn zur Hauptsache," sprach Rodenberg und fuhr, sich speziell gegen Rüding wendend, fort: „Was wurde also auf der Kneipe ausgemacht? Haben die Machthaber und vornehmen Herren irgend eine Aenderung beliebt oder ist das Programm ziemlich so geblieben, wie es festgestellt war?"

„Und was hast Du vor allen Dingen," fügte Walter mit großem Ernste bei, „in Betreff des Kurzholzes herausgeschlagen?"

„Eines nach dem Anderen," antwortete der sanfte Eduard; „geändert wurde nicht viel, nur wollte man von mir wissen,

ob sich Knorr zur Rolle des Don Quixote bereit erklärt. Ich sagte ihnen, wir hätten es ihm vorgeschlagen, auch fast sein ganzes Costüme schon bei einander, doch wüßten sie so gut wie wir, welch' eigener, ja, man könnte sagen, eigensinniger Kerl Knorr sei und daß er noch nicht Ja gesagt."

„O, er muß," meinte Rodenberg, „und wenn er die glänzende Rüstung sieht mit dem wunderbaren Helme Mambrin's, so wird er schon Lust dazu bekommen!"

„Ich wüßte auch für ihn keinen Ersatzmann," warf van der Maaßen ein.

„Du selbst, wenn Du nicht zu dick wärst," entgegnete Walter.

„Daran habe ich auch schon gedacht," fuhr Rübing fort; „aber Du siehst in der That zu wohlgenährt aus, Du mußt ein zu gutes Kosthaus haben."

„So, so," antwortete van der Maaßen mit vieler Würde, indem er that, als verstände er die Stichelei nicht; „es ist mein Grundsatz, gut zu essen und gut zu trinken — das hält Leib und Seele zusammen."

„Dann würde ich Dir rathen," sagte Walter, indem das kleine Lächeln von vorhin jetzt an seinem rechten Mundwinkel erschien, „Deinen Rock hier und da zu Gaste einzuladen; so fällt er Dir wahrhaftig aus einander."

„Lieber Freund," gab ihm van der Maaßen mit großer Gelassenheit zur Antwort, „dieser Rock dient mir schon so lange und so vortrefflich, daß ich Alles thun werde, um ihn bei guter Laune zu erhalten."

„Gewiß," rief Rodenberg, „und er speist auch mit ihm zu Gaste! Das sieht man an seinen Aufschlägen und an gewissen sonderbaren Verzierungen auf der Brust!"

„Leider Gottes!“ versetzte van der Maaßen, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und den Rauch seiner Cigarre mit vornehmer Ruhe von sich blies — mein Kammerdiener wird nachlässig — ich muß ihn fortjagen.“

„So lebe wohl, van der Maaßen!“ lachte Rüding — „doch wieder zu unserer Angelegenheit. Am Programme ist also, wie ich vorhin schon bemerkte, nicht viel geändert, eigentlich gar nichts, und die Ausführung unseres großartigen Künstlerfestes, das die Welt in Erstaunen setzen wird, wenn man es so durchführt, wie dasselbe projectirt worden, soll von heute über acht Tage Statt finden, natürlicher Weise bei günstiger Witterung, wie es gewöhnlich bei Feuerwerken heißt.“

„Gut, das ist das Allgemeine — aber was uns hier speciell anbelangt: wird das Kurzholz zu Ehren aufgenommen?“

Rüding warf einen Blick nach der früher erwähnten Nische zu, in welcher die besenstielähnliche Stange mit dem kurzen Prügel und den bunten Bändern stand, und erwiederte: „Ich habe meinem Auftrage gemäß verlangt, daß das Kurzholz wie die anderen Fahnen und Standarten im Zuge nicht fehlen dürfe, ja, daß es eigentlich vor allen den Vorrang haben müsse, weil es in jenem feierlichen Augenblicke der Begleitung vorangetragen würde, wenn Einer nach errungener Meisterschaft die Akademie und die Akademiestadt verläßt.“

„Nach errungener Meisterschaft? — hm,“ meinte Walter.

„Nun ja, es gibt auch darin wie überall Ausnahmen; ich sage Euch, daß ich eine sehr schöne Rede hielt voll zierlicher Wendungen, treffender Einfälle, eine Rede voll schlagender Wirkungen, so daß denn auch beschlossen wurde, das

Kurzholz dürfe im Zuge nicht fehlen und solle sogar später auf den Wällen der Waldveste aufgestellt werden."

„Bravo!" riefen die Anderen, und Rodenberg bedauerte sehr, kein geistiges Getränke in der Nähe zu haben, um die Gesundheit ihres vortrefflichen Abgesandten und Unterhändlers ausbringen zu können, worauf dieser lächelnd zur Antwort gab: „Du hast freilich ganz besonders Ursache, Dich bei mir zu bedanken; wie schon früher, kam auch heute Abend die Rede wieder auf ein zu entwerfendes Gedenkblatt unseres Festes, und da zur Ausführung desselben von verschiedenen Seiten Künstler genannt wurden, so ermangelte auch ich nicht, Deinen Namen zu nennen, ja, denselben zu schreien, zu brüllen, und glaube ich, damit etwas Günstiges für Dich zu Stande gebracht zu haben."

„Das wäre nicht so übel," sagte Rodenberg; „von anderen tüchtigen Künstlern zur Ausführung eines solchen Gedenkblattes gewählt zu werden, könnte Einem ein tüchtiges Relief geben und viel zum Bekanntwerden des Namens beitragen — wer wird aber die Vergebung des Auftrages bestimmen?" fragte er den sanften Eduard.

„Das Comité, und dort hast Du gute Freunde und keine Concurrenz; für die Zeichnung wurden aus der Gesellschaftskasse fünfzig Thaler bestimmt."

„Das wäre schon etwas zu den Kosten des Festes," versetzte Arthur und fuhr mit einem leichten Seufzer fort: „Ich könnte es brauchen, denn mein eigenes Costüme wird ein Tüchtiges kosten und ich habe mich auch prahlerischer Weise anheischig gemacht, zwei berittene Jägerburschen zu stellen."

„Werdet ihr auf Steckenpferden reiten?" fragte Rübing.

„Na, was die Gäule anbelangt," gab der Andere

mit großer Zuversicht zur Antwort, „das macht mir keine Angst, dafür hat man seine Bekanntschaften beim Militär: Rittmeister von Strachwitz und die Lieutenants von Schenk und Dettmer haben mir ihre Pferde zur Verfügung gestellt — gewiß, lieber Freund, wenn man, wie ich, den Ruf eines guten Reiters hat, so bekommt man gute Pferde geliehen.“

„Und das müßt ihr ihm lassen,“ sagte van der Maaßen, welcher sich abermals so auffallend an dem Tischschlosse etwas zu thun gemacht hatte, daß es Arthur bemerkt haben würde, wenn er nicht zu sehr mit seiner Rolle als wilder Jäger beschäftigt gewesen wäre — „ja, das muß man ihm lassen; ich habe Arthur schon oft gesagt, wenn es einmal nicht mehr mit dem Malen geht, so kann er Stallmeister werden.

„Ich habe mir,“ fuhr Jener fort, „den arabischen Rappen des Rittmeisters von Strachwitz zum Reiten beim Feste ausgebeten und werde ihn morgen ein Bißchen probiren; er soll ganz famos setzen, was mir von großer Wichtigkeit ist, da der wilde Jäger, um gehörigen Effekt zu machen, sehr querfeldein daherkommen muß.“

„Nun, für Dich habe ich keine Angst,“ gab Rübing zu, „aber Deine Jägerburschen?“

„Unter uns gesagt, ich bekomme dazu ein paar Unteroffiziere von den Husaren, die mir schon folgen werden; wie alsdann die Anderen von unseren Bekannten, welche an der wilden Jagd Theil nehmen, nachkommen werden, ist ihre Sache — ich freue mich auf das Fest; leider weiß ich kein glänzendes Augenpaar,“ setzte er mit einem schwärmerisch sein sollenden Blicke und einer großartigen Handbewegung hinzu, „das schneller schlagen wird, wenn der wilde Jäger dahinbraust.“

„Ein Augenpaar, das schneller schlagen wird, ist eine sonderbare Poesie.“

„Hoffentlich wirst Du Dir denken können, was ich sagen wollte; als ich von einem glänzenden Augenpaare sprach, gedachte ich natürlicher Weise eines liebenden Herzens im schwellenden Busen, das bei meinem Anblicke schneller schlagen möchte — ach, es ist furchtbar öde, nicht geliebt zu werden und nicht zu lieben!“

In diesem Augenblicke fiel etwas klingelnd auf den Boden, und als drei der Anwesenden aufschauten, sahen sie, wie van der Maaßen sie mit einem verlegenen, fast blödsinnigen Lächeln anblickte und sich darauf rasch bückte, um den Beschlag des Schlosses, welchen er abermals abgeschraubt hatte und der seinen Fingern entglitten war, aufzuheben.

Arthur begnügte sich, ihm zu sagen: „Du bist ein unverbesserlicher Kerl!“ und setzte dann, gegen die Anderen gewendet, hinzu: „Das hat meine herrlichen Gedanken zerrissen; ich war im Begriffe, etwas sehr Poetisches zu sagen.“

Unter diesen Gesprächen, die sich übrigens nicht in so rascher Reihe folgten, wie der geneigte Leser sie nachzulesen im Stande ist, die auch häufig unterbrochen wurden durch das Verzehren des vorhandenen Abendbrodes, durch Wasserkochen, Theeaufgießen, Pfeifenstopfen, waren mehrere Stunden rasch vergangen, die Thurmuhren hatten geschlagen, Viertel-, halbe und ganze Stunden, unbeachtet von den zufriedenen Künstlern, die sich bei ihrem Thee, ihrem Brod und Käse, ihren Pfeifen und ihren paar Tropfen Rum glücklicher wie Könige fühlten.

Endlich schlug die Glocke abermals eine volle Stunde,

und zwar die meisten Schläge der Stunden bei Tag und bei Nacht: zwölf Uhr.

„Mitternacht!" sagte Walter und wandte sich dann speciell an Rüding, indem er hinzusetzte: „Du brauchst jetzt nicht mehr so viel Theewasser aufzugießen, wir werden doch bei diesem läpperigen Getränke nicht bis zum Morgen sitzen sollen, oder erwartest Du noch Gäste?"

„Ich denke, es sollte noch Jemand kommen."

„Und wer denn?"

„Nun, Knorr."

„Ah, Knorr — richtig, der wird noch heranschleichen!"

„Knorr kommt nie vor Mitternacht."

„Knorr ist doch ein eigenthümlicher Kerl!"

„So—o—o—o," warf van der Maaßen aufblickend dazwischen, „jetzt hält der Beschlag wenigstens ein ganzes Jahr, so fest habe ich die Schrauben angezogen."

„Du," rief Arthur lachend, „Du und Knorr, ihr gäbt ein prachtvolles Gespann, man sollte euch unmaskirt unser Festspiel mitmachen lassen!"

„Ah, das muß ich mir ausbitten," erwiederte der Schraubenauszieher mit einem Blicke nach dem Spiegel, „mein Gesicht mit dem von Knorr zu vergleichen, meine angenehme Rundung mit seinem Schattenkopfe!"

„Nein, sie haben nichts Aehnliches," sagte Rüding, „äußerlich nichts und innerlich nichts; Knorr hat ein zu zartes Gewissen, während van der Maaßen ein leichtsinniger Kerl ist! Ich glaube, Du machtest Dir nichts daraus, und wenn Du ein halbes Dutzend Modelle umgebracht hättest!"

„Hat denn Knorr wirklich sein Modell umgebracht?"

„Man sagt so," antwortete Walter — „eine alte Ge-

schichte; es soll, glaube ich, in Petersburg vorgekommen sein, wo Knorr seine ersten Studien machte."

„Nun, wie war's denn?"

„Knorr, der jetzt Holzschnitzer ist, wie ihr wißt, wollte Bildhauer werden, und man erzählt sich, er habe einem weiblichen Modelle die Gewänder naß angelegt, damit sie bessere Falten würfen."

„Ah, in Petersburg, bei sechsunddreißig Grad Kälte!"

„Das Modell soll sich erkältet haben und in Folge davon gestorben sein."

„Armes Modell!"

„Armer Knorr! möchte ich sagen," fuhr Walter fort, „denn seine ganze eigenthümliche Erscheinung, sein oft so überspanntes Wesen, seine Gewohnheit, nur bei Nacht, nie aber bei Tage auszugehen, kann wohl die Folge eines solchen Vorfalles sein."

Draußen auf dem Flur hörte man schlurfende Tritte. Rodenberg ging an die Thür, um den Erwarteten und Besprochenen zu empfangen.

Es war allerdings eine seltsame Erscheinung, die jetzt unter der von Arthur absichtlich sehr weit geöffneten Thür erschien: ein sehr langer und sehr hagerer Mann mit einem schmalen, blassen und eingefallenen Gesichte, dazu lebhafte, umherirrende Augen, eine lange, gerade Nase, einen spitzigen, schon etwas ergrauten Knebel- und Schnurrbart; seine sehr hohe, mit Adern durchzogene Stirn verlor sich so sanft und allmählich in seinen gelichteten Haaren, daß man mit Bestimmtheit nicht gut sagen konnte, wo diese aufhörten und jene anfing — kurz, der ganze Kopf, ja die ganze Gestalt war nach Rodenberg's Vergleich von vorhin, wie man sich

den sinnreichen Junker von der Mancha dachte, so daß jeder der Anwesenden von dem Eintretenden auf den schon vorhandenen Don Quixote blickte und jenen unwillkürlich mit dem Harnisch, der langen Stechlanze und dem Helme Mambrin's vervollständigte.

Auch das Costume, in welchem Knorr erschien, hätte von dem edlen Spanier entlehnt sein können: es war ein Schlafrock oder Nachtgewand von schwarzem, glanzlosem Sarsenet, nach Art einer Mönchskutte angefertigt, hinten sogar mit einer Kapuze versehen, das, bis auf die Füße reichend, die lange Gestalt noch länger machte und welches in der Gegend der Hüften durch einen einfachen Strick zusammengeschnürt war. Dieses etwas fremdartige Kleid wurde indessen freundlich in die Jetztzeit zurückgeführt durch eine lange Pfeife, aus der Knorr rauchte und deren Porzellankopf mit dem Embleme alles Vergänglichen, einem Todtenkopfe, geziert war.

Auffallend war es den versammelten Freunden, daß der lange Bildhauer unter seinem linken Arme eine Flasche trug, deren roth versiegelter Hals sehr einladend aussah; auch hatte sich über seine beständig ernsten, ja melancholischen Züge etwas wie eine wehmüthige Freude gelagert, so daß, als er mit feierlichen Schritten bis dicht an den Tisch trat, dort nach zwei Richtungen hin mit dem Kopfe nickte und dann mit einer heiseren, fast erlöschenden Stimme sagte: „Guten Abend, Männer!“ Alle ihn verwundert anblickten und Walter ausrief:

„Beim Dolche Rubens', Knorr, Dir muß etwas ganz Absonderliches aufgestoßen sein!“

Anstatt sogleich zu antworten, setzte der Angeredete die

Flasche auf den Tisch und drehte sie mit seinen dürren Fingern langsam im Kreise herum, damit alle die, welche umhersaßen, die Etiquette der Flasche deutlich lesen konnten.

Punsch-Essenz!

„Knorr," rief Rodenberg lustig, „ich fürchte fast, Du bist auf schlimmen Wegen gegangen — hast Du einen Einbruch verübt?"

„Oder hast Du vielleicht Straßenräuberei getrieben?" fragte van der Maaßen.

Worauf Knorr mit großem Ernste erwiederte: „Es ist ein trauriger Beweis Eurer verdorbenen Seelenzustände, daß Ihr Euch nicht einbilden könnt, wie man auf eine ehrliche Weise zu einer Flasche Punsch-Essenz gelangen kann."

„Meiner Treu'," pflichtete Walter den Anderen bei, „ich muß diesen jungen Leuten Recht geben; es ist etwas so Absonderliches, eine Flasche Punsch-Essenz in Deinen Händen zu sehen, daß man schon die Berechtigung hat, einen vom gewöhnlichen Laufe der Dinge abweichenden Weg anzunehmen, auf dem Dir diese Flasche begegnet ist."

Da flog ein kaum sichtbares Lächeln über das Gesicht des langen Bildhauers, doch ehe er etwas erwiederte, schaute er sich nach einer Sitzgelegenheit um.

Rübing wollte ihm, dem Aelteren, seinen Stuhl anbieten, doch lehnte es Knorr kopfschüttelnd ab und holte sich einen kleinen Schemel, auf dem Rodenberg's Pinsel und Putzlappen lagen, und als er sich nach Entfernung derselben darauf niederließ, ragten seine spitzigen Kniee hoch empor, was ihm aber nicht unbehaglich erscheinen mochte, denn er stützte die Ellenbogen darauf und seine mageren Finger streichelten fast behaglich den langen, spitzen Knebelbart.

„Gewissermaßen sollt Ihr Recht haben," nahm er das Gespräch nach einer kleinen Pause wieder auf, „indem diese Flasche allerdings auf eine absonderliche, aber gewiß sehr redliche Weise verdient worden ist — Ihr kennt den Spezereihändler dort unten an der Ecke des Marktes?"

„Den mit der schönen Frau?" warf Arthur ein — „Knorr, ich fange an, irre an Dir zu werden."

„Ich habe diesem Spezereihändler eine kleine Arbeit gemacht — eine Holzschnitzerei."

„Hast Du ihm eine hölzerne Nase gedreht?"

„Oder ein paar Hörner angefertigt?"

Ohne auch nur zu thun, als seien diese Fragen an ihn gerichtet, fuhr Knorr mit seiner tiefen, heiseren Stimme fort: „Der Mann hatte, wie viele Spezereihändler — Ihr werdet das freilich nie gesehen haben, da Euch selten ein Blick nach oben gelingt —, an der Decke des Ladens ein ausgestopftes Krokodil hängen, das vor Alter morsch geworden und, von den Würmern zerfressen, eines schönen Tages herabfiel. Vor Jahren schon hatte ich diesem Manne einen kleinen Mohren geschnitzt, der, die irdene Pfeife in der Hand, vor der Thür steht."

„Aha," rief Rodenberg lachend, „ich errathe, Du hast ihm ein neues Krokodil angefertigt — Knorr, Du bist wirklich eine edle Seele, und für einen Theil des Honorars brachtest Du uns diese Flasche Punsch-Essenz — laß Dich umarmen!"

„Punsch soll kühlend wirken," sagte Walter, „so behaupten nämlich die Südländer, und da draußen aus der engen Gasse noch immer eine kannibalische Hitze hereinbringt, so finde ich Deinen Gedanken über alle Beschreibung schön und erhaben."

„Wir wollen ihn kalt trinken,“ sagte Rübing — „sieh nach Wasser, Rodenberg.“

„Das Nachsehen wird mich verflucht wenig nutzen, wir haben zu unserem Thee Wasserflaschen und Waschschüsseln leer getrunken.“

„So muß Einer frisches Wasser holen.“

„Der Ansicht bin ich auch — dort steht die Flasche, der Jüngste soll gehen.“

„Das ist van der Maaßen — vorwärts!“

„Oho,“ machte der also Aufgerufene, „wie könnt Ihr zu der absurden Behauptung kommen, ich sei der Jüngste?“

„Wir behaupten es und haben Recht,“ erwiederte Rodenberg; „wer Deinen dicken Kindskopf ansieht, der muß darauf schwören, Du seiest noch nicht confirmirt! Ja, wirf einmal einen Blick in den Spiegel — wenn Du nur die Spur von einem Barte aufweisen kannst, so will ich das Wasser holen und mich obendrein hängen lassen!“

„Sei ordentlich, van der Maaßen, nimm aber beide Flaschen mit — Du weißt, unten im Hofe steht der Pumpbrunnen; da es Nacht ist, wird sein Schwengel mit einer kleinen Kette und einem Schlosse festgemacht sein — schlage tüchtig mit der Faust auf das Schloß und es springt auf; nachher drückst Du es wieder zu.“

„Du solltest eigentlich selbst gehen,“ meinte van der Maaßen, gegen Rübing gewandt; „ich liebe es nicht, anderer Leute Schlösser aufzumachen — Du gehörst doch gewissermaßen zum Hause.“ Doch hatte er sich schon bei diesen brummig ausgestoßenen Worten erhoben und ging nun, die eine Flasche in der Hand, die andere unter dem Arme, zur Thür hinaus.

Walter hatte unterdessen die Flasche zu sich herangezogen, sie sorgfältig entkorkt nnd etwas davon in ein Glas gegossen, das er nun gegen das Licht hielt. „Es ist Punsch von Arak — mit einem Ananas-Beigeschmacke," sagte er, nachdem er ihn versucht; „wir wollen ihn Krokodilpunsch nennen, es soll ein herrliches Getränke werden — bist Du für kalt oder für warm, Knorr? Du, als Spender, hast darüber zu bestimmen."

„Ich glaube, bei der Hitze wird ein kalter besser sein."

„Ja, es ist verdammt heiß in dem niedrigen Zimmer — ziehen wir unsere Röcke aus!" — worauf er selbst that, wie er vorgeschlagen. Doch folgte Niemand seinem Beispiele, da Rodenberg's Gewand leicht und weit war und Rübing ein dünnes Sommerröckchen trug.

Jetzt kam van der Maaßen zurück, und wie er an den Tisch und in den Lichtkreis trat, lachten Rübing und Rodenberg, als sie ihn anschauten, denn er hatte eine blutige Schramme auf der Nase und einen dunkeln Schmutzstrich quer durch sein feistes Gesicht.

„Wer hat Dich so zugerichtet?"

„Ich bin überzeugt, Du hast irgendwo eine Schraube herausgezogen — habe ich Recht, van der Maaßen?"

„Hol' mich der Teufel, ich kann es nicht läugnen!" erwiederte dieser verdrießlich; „aber ich bin nun fest entschlossen, diese fatale Gewohnheit abzulegen — Ihr könnt dem Himmel danken, daß keine der Flaschen verletzt ist."

„Bei der Nase hat es allerdings weniger zu sagen," meinte Rübing.

„Du mußt Dich mit dem Raufbold trösten," warf Ro-

denberg ein; „der Raufbold sagte nämlich, Haut und Knochen bekommt man umsonst wieder.“

„Diesmal verdiene ich wahrhaftig keinen Spott, denn eigentlich wollte ich keine Schraube herausdrehen, sondern die oben am Pumpenschwengel, welche sehr lotterig ist, festschrauben; doch muß ich falsch gedreht haben, auf einmal fiel sie heraus und mir der Pumpenschwengel gerade auf die Nase.“

„Zur Heilung sollst Du etwas stärkeren Rum haben,“ sprach Walter, der die Gefässe gefüllt und nun herumgereicht hatte, worauf Alle tranken und den kalten Krokodilpunsch ausgezeichnet fanden.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus,“

sang Walter, nachdem er sein großes Glas auf Einen Zug ausgetrunken; doch brach er plötzlich ab, indem er sagte: „Nein, nein, was Anderes. Dieses Lied erweckt in mir so traurige Gedanken, man kann es nur mit glücklichem Bewußtsein singen, wenn man noch nicht zwanzig Jahre alt ist.“

„Van der Maaßen,“ rief Rodenberg diesen an, „willst Du nicht meine Guitarre nehmen und etwas singen? Du hast einen so schönen Discant!“

„Sopran könnte man sagen,“ meinte Rübing; „doch verschone mich noch einen Augenblick mit Deinem Seufzerkasten, ich habe Knorr noch nicht gesagt, daß er den Don Quixote machen muß.“

„Dich verlieren soll ich, Dich verlassen?“

hörte man van der Maaßen singen, wobei er schwärmerisch in die Höhe blickte und ein sehr spitzes Maul machte.

„Wer sagt, daß ich muß?“ gab Knorr zur Antwort —

„was, Don Quixote! Ich habe schon von Anfang an erklärt, daß ich keinen Beruf dazu in mir fühle."

„Aber Dein Aeußeres paßt dazu!"

„Du, die meine Seele ganz erfüllt!"

girrte van der Maaßen.

„Ich bin anderer Ansicht," sagte Knorr, „van der Maaßen hat viel mehr Zeug zu einem Don Quixote, als ich."

„Hast Du je von einem fetten Don Quixote gehört?"

„Kann ich Aermster den Gedanken fassen?"

„Daß Du ein fetter Don Quixote wärest?" fragte ihn Rübing — „fett bist Du allerdings, aber von einem Don Quixote hast Du sehr wenig."

„Van der Maaßen gäbe einen trefflichen Kislar-Aga."

Van der Maaßen, der sich heimlich aus der Flasche ziemlich viel Punsch-Essenz zugegossen, fragte in einem etwas schluchzenden Tone: „Was ist der Kislar-Aga? Braucht man dazu eine schöne Figur, so bin ich zu haben."

„Kislar-Aga ist das Oberhaupt der Verschnittenen — weißt Du, was ein Verschnittener ist?"

„Kann ich Aermster den Gedanken fassen?"

sang ihm Rübing spottend nach, setzte aber gleich darauf in Prosa hinzu: „Laßt mir van der Maaßen in Ruhe und ärgert ihn nicht — ich weiß ganz genau, daß er eine Geliebte gehabt hat ...."

„Ach ja, sie war schön!" fiel van der Maaßen seufzend ein, indem er seine Arme schwärmerisch in die Höhe warf — sie liebte mich und träumte von mir schöne, unruhige Träume — sie hieß Lenore ....

„Lenore fuhr um's Morgenroth,"

deklamirte er.

„Zum Zeitvertreib,"

sagte Rüding.

„Pfui, pfui," ermahnte Rodenberg; „reizet den van der Maaßen nicht, sonst werden wir schreckliche Sachen hören."

„Ja, ja," rief Walter, „lieber ein gesundes Lied, ein anständiges Lied, das auch Knorr mitsingen kann!"

„Knorr — hat — seine — Geliebte — auf den Pfei—fenkopf gemalt," lallte van der Maaßen — »memento mori.«

„Dir könnte ein solch ernster Gedanke nicht schaden," erwiederte der Bildhauer; „ich will Dir ‚memento mori' übersetzen, da Du kein Latein verstehst:

‚Ach, wie bald, ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!'

und das geht speciell auf Dich, der Du ein so schöner Kerl bist — ja, blinzle nur nach dem Spiegel!"

„Knorr — hat — seine — Ge—liebte auch dro—ben in der — Schub—lade — neben — dem Brod — liegen."

„Dummer Kerl!"

„Hast Du nicht — einen — Todten—kopf — in der Schub—lade — neben — dem Brod — liegen?" wiederholte van der Maaßen mit einer Stimme, die häufig von sehr bezeichnenden Naturlauten unterbrochen wurde.

Daß Knorr allerdings in seiner Schublade einen Todtenkopf liegen hatte, war eine Thatsache, welche die meisten seiner Bekannten wußten; doch hörte er nicht gern davon reden, indem die Erwähnung dieses Factums schon einmal zu einem sehr ernsten Streite Veranlassung gegeben hatte, weil ein indiscreter Kerl behauptete, dies sei der Kopf zu dem Modell, das Knorr umgebracht, und Knorr trinke zur Sühne seinen Kaffee daraus.

Walter, bei dem der starke Punsch noch am wenigsten seine Wirkung gethan und der einen Streit fürchtete, schlug mit der Hand auf den Tisch, indem er van der Maaßen zurief: „Bekümmere Dich um Deinen eigenen Dickschädel — das sage ich Dir, wenn Du noch ein Wort sprichst, das mir mißfällt, so setze ich Dich an die Luft!“

„Du — mich?“

„Ja, ich Dich — und bläue Dich vorher noch durch, um Dich Lebensart zu lehren! Ist das eine Art, Jemandem unangenehme Dinge zu sagen, dessen Punsch man getrunken? O, van der Maaßen, Du bist doch sonst ein halbwegs anständiger Kerl, daß ich das von Dir nicht erwartet!“

„Ich auch nicht, van der Maaßen,“ stimmte Rübing bei, indem er sich gewaltig zu einem ernsten Tone zwang.

„Und ich nicht,“ sagte Rodenberg, während er mit der Hand über die Augen fuhr, als unterdrücke er eine Thräne.

Alle wußten, wie leicht es zu machen war, daß des dicken van der Maaßen heitere Laune in tiefe Wehmuth überschlug, was äußerst komisch anzusehen war, und in der That, als nun Walter mit einem langen Seufzer seinen Kopf auf die Hand stützte und vor sich niederschaute, blickte van der Maaßen tief bewegt um sich her, seine Augen fingen an zu zwinkern, sein breites Maul verzog sich, und dann brach er in ein so klägliches Weinen aus, daß man kaum im Stande war, seine hervorgeschluchzten Worte zu verstehen: „Ich hätte — Knorr — beleidigen wollen, — meinen lieben — guten — Knorr, — meinen theuren Knorr? — Knorr, der — für uns das — Krokodil mitgebracht? — Nein, den — Spezerei—händler, — der für uns den — Punsch .... — o, Knorr — wenn ich es — gethan habe, — so will ich

Dich um — Verzeihung bitten — und Dich — zur Versöhnung — küssen!"

Und damit wollte der dicke, ungeschlachte van der Maaßen über den armen, mageren Knorr herfallen, der seine Pfeife mit dem Todtenkopfe zur Abwehr vor sich hinhielt, während Rübing von hinten den Rock van der Maaßen's ergriff, leider aber so kräftig daran zog, daß ihm einer der Schöße desselben in der Hand blieb, den er nun mit großer Geistesgegenwart in das Barett des dicken Künstlers fallen ließ und ihn hierauf an den Schultern auf seinen Stuhl zurückdrückte. Alsdann sagte er, mühsam das Lachen verbeißend: „Laß es gut sein, van der Maaßen, Du bist ein ganz vortrefflicher Kerl, wenn Du nüchtern bist, und da Du morgen früh wieder nüchtern sein wirst, so verzweifeln wir nicht an Deiner Besserung; gib Dich damit zufrieden, und Du, Knorr, reich' ihm die Hand — so, jetzt wollen wir eins singen — was meinst Du, Walter?"

„Gewiß," sagte dieser und begann:

„Brüder, zu den festlichen Gelagen
Hat ein guter Gott uns hier vereint."

Mit lauter Stimme und in heiterer Laune sangen Alle mit, van der Maaßen ausgenommen, der mit einer Miene, als handle es sich um einen Trauergesang in Moll, dazwischen intonirte und dessen Thränen stets wieder auf's Neue flossen, so oft er zu Knorr hinübersah, und als es nun weiter hieß:

„Allen Sorgen laßt uns jetzt entsagen,
Trinken mit dem Freund, der's redlich meint" —

erhob er sich schwankend, nahm sein halbvolles Glas und nöthigte Knorr, mit ihm anzustoßen, worauf er es austrank,

es seufzend auf den Tisch niederstellte und dann mit der rechten Hand nach seinem Barette umhertastete.

Rübing hob ihm seine Kopfbedeckung nicht nur auf, sondern gab ihm seine Mappe in die Hand, indem er sagte: „Du hast doch ein gutes Gemüth, van der Maaßen," setzte er ihm das Barett mit dem abgerissenen Rockschooße so auf, daß ein großer Theil des letzteren hinten herabhing, was seinem Kopfe ein sehr komisches Ansehen gab, da auch seine Nase unterdessen durch die Berührung mit dem Pumpenschwengel stark aufgelaufen war, daß sämmtliche Anwesende in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Selbst der Betreffende vergaß seiner Wehmuth und lachte mit, als er nun gegen die Thür schlich, und lachte noch auf der Hausflur, ja, Rübing, der ihm nacheilte und ihm gute Nacht wünschte, hörte ihn noch auf der Treppe lachen, dann zwischen den leeren Fässern des stets offenen Thorweges hin und her poltern und meldete endlich, zurückkommend, van der Maaßen sei glücklich und sehr heiter auf die Straße gelangt.

Bis der Punsch zu Ende war, sangen die Beisammensitzenden das erwähnte Lied, konnten es aber nicht vollenden, da sie sich in den einzelnen Versen verwirrten und es häufig vorkam, daß Jeder, wie zu seinem eigenen Privatvergnügen, einen Vers für sich anfing, welcher Sang zuletzt in einen sehr unharmonischen Canon ausartete.

Dabei war das Licht herabgebrannt und flackerte alsdann, die Papier-Manschette ergreifend, nochmals hoch auf.

„Hurrah hoch! Feuerwerk!" schrie Walter bei diesem Anblicke — „Hurrah hoch!" stimmten die Anderen ein, und als jetzt der glimmende Docht zischend in der Flasche verschwand, neigten sich die Köpfe von zweien der Trinker auf

die Tischplatte herab, wogegen sich Knorr mit stieren Augen langsam wie ein Gespenst erhob und zum Zimmer hinauswankte, sanft geleitet von Rodenberg, der, als mäßiger Trinker, vollkommen bei Bewußtsein geblieben war.

Draußen durch die laue Sommernacht zitterten die Schläge der Thurmglocken — es war drei Uhr Morgens.

IV.

„Im Wald und auf der Haide.“

Wir wissen nicht, ob jedem unserer geneigten Leser ein Seelenzustand bekannt ist, der Katzenjammer heißt — daß wir mit diesem Kapitelanfang nicht unsere verehrten Leserinnen anreden, davon bitten wir dieselben, geneigtest Notiz zu nehmen. — Es ist dieß ein Zustand, schlimmer als Alpdrücken, herabstimmender als ein schlechtes Gewissen. Man nennt dieses Leiden auch Haarweh, weil außer gänzlich abgespannten Nerven, schmerzenden Gliedern, einem rebellischen Magen jedes Haar auf dem Kopfe seinen eigenthümlichen, ganz besonderen Schmerz hat. Und doch sind alle diese körperlichen Leiden nur Spielerei zu nennen gegen die Qualen unseres Geistes, gegen die moralische Vernichtung, die uns überfällt, wenn wir mit gläsernem Blicke, trockener Zunge und matten Gliedern dem Tage in sein schönes Antlitz schauen, welcher auf eine Nacht folgt, wie die von uns im vorigen Kapitel beschriebene. Wir hören unabläßig fernes Glockengeläute oder das Rauschen und Brausen des Meeres und haben dabei das entsetzliche Gefühl, als sei der obere Theil unseres Kopfes ein Schieferdach, welches in der Ausbesserung

begriffen ist und auf welchem fort und fort gehämmert und geklopft wird.

„O, laß mich nicht so lange leiden,“ seufzte Rübing in seinem Bette, in welchem er sich mühsam von einer Seite auf die andere warf: ihm träumte, er sei unter Mörder gefallen, und fühlte, wie die Hand eines dieser Kannibalen ihn an der Kehle faßte.

Darauf aber lachte dieser Kannibale und verließ das Lager des Unglücklichen, um gleich darauf mit einem Schnupftuche zurückzukehren, das er ins kalte Wasser getaucht hatte und ihm auf die brennende Stirn legte.

„Mein lieber Rübing!“ sagte er alsdann, als dieser die Augen aufschlug und wirr um sich schaute.

„Ah, Du bist es, Rodenberg; Gott der Gerechte, wie elend fühle ich mich!“

„Das macht der starke Punsch von gestern Abend, guter Eduard,“ erwiederte der junge Maler mit sanfter Stimme.

„Ich glaube, Knorr hat uns vergiftet,“ seufzte der Andere — „aber warum weckst Du mich eigentlich?“ fuhr er, ihn mit seinem glanzlosen Auge betrachtend, fort — „und wie Du so frisch aussiehst — hast Du denn schon ausgeschlafen?“

„Vollkommen, obgleich es noch sehr früh ist.“

„Früh? Gott sei Dank, daß es noch früh ist, da kann ich noch lange schlafen — wie viel Uhr haben wir denn?“

„Es ist gleich sechs Uhr.“

„Und da weckst Du mich? — Ungeheuer!“ fuhr der Andere sehr verdrießlich fort, welche verdrießliche Miene sich zu einem gehässigen Ausdrucke steigerte, als er den Anderen so frisch, ja förmlich vor Heiterkeit strahlend vor sich stehen

sah. Du bist doch einer der perfidesten Kerle, die ich kenne — nimmt sich in Acht, während die Anderen sich besaufen, und kommt alsdann und weckt Einen vor sechs Uhr — ist das nicht unverantwortlich?"

„Es muß Dir allerdings so scheinen, guter Eduard," erwiederte Rodenberg mit dem sanftesten Tone, den er anzunehmen vermochte, „doch es hat seine Gründe, siehst Du, ganz gewichtige Gründe — schau mich einmal an!"

„Und was werde ich Besonderes an Dir entdecken?"

„Schau mich nur an!"

Der sanfte Eduard strich seine langen Haare aus dem Gesichte, welche gegenüber seinen Locken von gestern heute eine verdächtige Schlaffheit zeigten, dann riß er die matten Augen auf und gab mißmuthig zur Antwort: „Nun, was soll ich an Dir sehen? Du hast Deine grauen Reithosen an und Deine hohen, lackirten Stiefel — ach," seufzte er aus tiefstem Herzensgrunde, indem er seinen müden Kopf in die Kissen zurückfallen ließ, „mir ist es gerade zu Muthe wie Reithosen anziehen und lackirte Stiefel — o, hole mir ein Glas frisches Wasser!"

„Gleich, guter Eduard, kalt vom Brunnen weg; aber vorher muß ich Dich um etwas bitten."

„Du mich um etwas bitten?" gab Rübing zur Antwort, indem er sich mit mißtrauischer Miene anschickte, das Gesicht gegen die Wand zu drehen; „ich habe kein Geld, das weißt Du."

„Ich will auch kein Geld von Dir."

„Nun, was willst Du denn, langweiliger Kerl?"

„Nun, guter Eduard, es freut mich, daß Du meine grauen Reithosen und meine lackirten Stiefel gesehen hast: man muß zugestehen, sie sitzen mir ganz vortrefflich. Hier

ist aber auch etwas," fuhr er wohlgefällig fort, indem er sich auf den Schenkel klopfte, „und also wäre für unten gesorgt; aber oben fehlt es mir noch, und da dachte ich, Du könntest so gut sein und mir die weiße Weste und den braunen Frack leihen, den Du von dem Engländer, dessen Portrait Du malst, da hast — er ist abgereist und kommt erst in einigen Tagen wieder — willst Du, guter Eduard?"

Lange erfolgte keine Antwort, und Rodenberg war schon im Begriffe, seinen Freund am Arme zu fassen und wieder aufzurütteln, als dieser den Kopf umwandte und mit halbgeschlossenen Augen sagte: „Wie darf ich das thun? Es wäre ein großes Unrecht von mir, und ich würde es Dir auch nimmermehr erlauben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du mich so lange plagen würdest, bis ich Ja sage, und ich bin heute Morgen nichts wie ein armer, elender, hülfloser Mensch!"

„Allerdings habe ich mir vorgenommen, Dich zu plagen, bis Du Ja sagst, denn ich muß den Frack haben, um anständig auszuschauen auf dem Rappen des Rittmeisters von Strachwitz, der ihn mir nach sechs Uhr schickt, damit ich ihn im Freien probiren kann."

„Das geht mich eigentlich alles nichts an."

„Mache nicht so viele Worte, guter Eduard, und sage mir, wo der Frack liegt."

„Ich habe meine Bedingungen — o Gott, das verfluchte Kopfweh!"

„Was für Bedingungen?"

„Du gibst mir Dein Ehrenwort," sagte der im Bette mit matter Stimme, „daß Du die Wahrheit gesprochen und

nicht daran denkst, den Frack und die Weste irgendwo zu versetzen."

Darauf hast Du mein Ehrenwort, und ich schwöre es Dir extra noch bei dem heiligen Kurzholz — wo ist der Frack?"

„Du sollst ihn haben, Plagegeist, aber vorher holst Du mir frisches Wasser und machst das Zimmer so dunkel als möglich — wie mir das Licht weh thut, ich glaube wahrhaftig, dieser miserable Knorr hat mich vergiftet!"

„Kindereien, der Punsch war nur ein wenig stark," entgegnete der Andere, indem er aus den Ecken des Zimmers zwei lebensgroße Portraits herbeitrug und sie vor die beiden Fenster stellte: es war das des vorhin erwähnten Engländers und das einer alten, vollbusigen Dame in brennend rothem, seidenen Kleide, die einen gelben Shawl auf so unnatürliche Weise umgeschlungen hatte, daß er herabgefallen wäre, wenn man nicht hätte annehmen dürfen, er sei hinten auf einem unaussprechlichen Theile ihres Körpers mit einer soliden Nadel befestigt. Hierauf holte er Wasser am Brunnen, so frisch und kühl, daß das Glas förmlich anlief, und erquickte seinen Freund damit, indem er ihn nicht nur sanft aufrichtete, sondern auch den Kopf auf die schonendste Weise unterstützte.

„Und nun, lieber Eduard, wo ist der Frack?"

Der Leidende zog einen Schlüssel unter dem Kopfkissen hervor und sagte: „Da, in der mittlern Schublade — aber, nicht wahr, Du ruinirst nichts daran?"

„Gott soll mich bewahren, ich werde als Cavalier reiten und einen ganz kuriosen Schlagschatten werfen, darauf kannst Du Dich verlassen; brauchst Du sonst noch was?"

„Nichts, als daß Du mich jetzt in Ruhe läßt — ach, wenn mich nur Niemand mehr stört!"

„Ich werde auf die Stubenthür schreiben: „Hier sind die Blattern ausgebrochen!' dann kommt gewiß Niemand herein."

Ein tiefer Seufzer war alles, was Rübing zur Antwort gab, der sein Gesicht gegen die Wand gekehrt und seinen Kopf förmlich in die Kissen eingebohrt hatte.

Nachdem Rodenberg den Frack und die Weste gefunden, schlich er auf den Zehen aus dem Zimmer und legte einen Besen, den er draußen vorfand, quer vor die Thür, wobei er zu sich selbst sagte: „Das gibt Jedem, der eintreten will, zu denken!" Dann ging er in sein Zimmer und athmete hier bei geöffnetem Fenster, welches die erquickende, kühle Morgenluft einließ, tief auf. Seine übrige Toilette war bald gemacht, sein lockiges Haar hatte er famos gescheitelt, seinen Bart leicht gekräuselt, und als er nun die weiße Weste anlegte und den braunen Reitfrack, der ihm wie angegossen stand, da bot er eine so elegante, ja vornehme Erscheinung, wie ein junger Mann aus dem besten Hause und mit den besten Manieren der großen Welt.

Rodenberg war auch von sehr guter Herkunft: sein verstorbener Vater hatte ein schönes Gut besessen, aber leider fand es sich so verschuldet, daß die Vormünder des einzigen Sohnes, unseres Arthurs, aus der Liquidation, welche nothwendig erfolgte nach dem Tode des Vaters — seine Mutter war längst gestorben — nur eben so viel zu retten vermochten, um dem damals achtzehnjährigen jungen Menschen für einige Jahre eine sehr bescheidene Rente zu verschaffen. Arthur hatte von reellen Kenntnissen nur das erworben, was er beim Unterrichte in der Dorfschule und durch Privatstunden bei dem Pfarrer gelernt, wobei er es aber trotz seines vortrefflichen Kopfes nur in Sprachen, Französisch und Englisch,

zu etwas gebracht hatte; glänzend dagegen waren seine Kenntnisse in allem dem, was hohe und niedere Jagd betraf und die edle Kunst des Reitens. Neben diesen noblen Passionen hatte er schon als Knabe mit außerordentlichem Geschicke gezeichnet, und dies brachte seine Vormünder, zu denen auch der Pfarrer des Ortes gehörte, auf den Gedanken, Arthur Maler werden zu lassen, womit sich der junge Rodenberg einverstanden erklärte und die Akademiestadt bezog.

Als guter Kamerad hatte der junge Maler heute Morgen auch schon nach Walter gesehen und ihn in einem ähnlichen Zustande wie Rübing gefunden, nur daß dieser, wie wir wissen, melancholischen Gemüthes war, während sich der Andere in der Laune eines angeschossenen Tigers auf seinem Bette herumwälzte; auch hatte Arthur Knorr besucht, der eine Treppe höher wohnte, und nicht, ohne bei diesem Besuche einen Nebenzweck zu verfolgen. Knorr, ein fleißiger und geordneter Mann, war stets mit Geld versehen und machte den Banquier seiner Freunde, vorausgesetzt, daß er es mit Jemandem zu thun hatte, der pünktlich wiederbezahlte, was Rodenberg stets gethan, um sich diese angenehme Quelle hell und flüssig zu erhalten. Knorr saß auf seiner Kommode, zwischen seinen Beinen die halb herausgezogene obere Schublade, aus welcher er frühstückte: schwarzes Brod und ein wenig Butter, während ein Glas Wasser neben ihm stand; in dieser Schublade lag auch der Todtenkopf, von dem van der Maaßen gesprochen.

„Was machen die beiden Kerls da unten?“ fragte der Holzschnitzer, indem er mit der Spitze seines Brodmessers auf den Fußboden wies. „Sind sie todt?“

„Daran fehlt nicht viel,“ antwortete Rodenberg. „Rübing

ist wie ein Pfenniglicht, die Zugluft des Schlüsselloches könnte ihn ausblasen. Wie geht es denn Dir, Knorr?" fragte er mit einem leisen, forschenden Lächeln auf den Lippen.

„O, nicht schlecht, obgleich ich auch mein redlich Theil getrunken habe — aber was willst denn Du schon so früh hier? Du siehst ja aus, als ob Du auf die Brautschau wolltest!"

„Das weniger, ich will das Pferd probiren, das ich bei dem Feste reiten soll; Rittmeister von Strachwitz leiht es mir, und so habe ich dafür — keine Miethe zu bezahlen, aber sonst — Unkosten genug; der Henker weiß, wo das Geld hinkommt, kaum hat man fünf Thaler gewechselt, so sind sie wie weggeblasen."

„Ah, so," machte Knorr.

„Ja wohl, lieber Knorr, so ist es; ich brauche nicht viel, nur so ein zwanzig Silbergroschen auf einige Tage — willst Du so gut sein?"

„Warum das nicht, es kann sogar ein Thaler sein."

„Gut denn — aber hebe mir die zehn Silbergroschen auf, bis ich zurückkomme; der Mensch ist schwach, und ich bin am schwächsten, wenn ich Geld im Beutel habe — wahrhaftig, da kommen schon meine Pferde — nun gib Acht, Knorr, Du sollst mich abreiten sehen."

Damit schüttelte er die dargereichte Hand des Bildschnitzers und eilte hinab, um seinen Anzug durch einen kleinen grauen Hut zu vervollständigen, unter dessen breitem Rande seine üppigen, blondgelockten Haare hervorquollen. Ueberhaupt war der ganze junge Mann eine angenehme, herrliche Erscheinung, werth manches Blickes aus schönen, wenigstens aus verliebten Mädchenaugen, die hinter den

herabgelassenen Gardinen nach ihm schauten, während er mit leichter Hand die Zügel ordnete, sich alsdann eben so gewandt wie zierlich in den Sattel schwang und hierauf den tollen, feurigen Rappen, den er wohl kannte, mit einer leichten Schraubung seiner starken linken Hand zurückhielt, daß er knirschend in die Zügel schäumte und mit seinem schönen Reiter leicht tänzelnd über das Pflaster davon schritt.

Der Husar, welcher die Pferde gebracht, ritt in angemessener Entfernung hinter ihm drein.

Rodenberg hatte zwanzig Silbergroschen in der Tasche, weßhalb er begreiflicher Weise darüber nachdachte, wie diese beiden Dinge in Einklang zu bringen seien; er wußte einen köstlichen Ort, eine Terrasse, hoch über dem Rheine gelegen, mit einer Veranda, die von Rebenlaub übersponnen war. Dorthin ritt er, und zwar, sobald er das Pflaster hinter sich hatte, in kurzem Galopp; der Husar wurde angewiesen, sich einen Schnaps geben zu lassen, während der Herr Baron oben auf der Terrasse frühstückte.

Das machte zehn Silbergroschen, worauf der junge Maler ein Fünfgroschenstück als Trinkgeld für den Husaren in die linke Seitentasche steckte, sich alsdann von dem Kellner des Kaffeehauses zwei der feinsten Cigarren à zwei und einen halben Silbergroschen kaufte und nun, aller ferneren Anfechtungen ledig, davon ritt.

Es war ein wunderbar schöner, prachtvoller Frühlingsmorgen: der tiefblaue Himmel schien sich mit wahrer Begeisterung über die sonnenbeglänzte Erde auszuspannen, und diese großmüthige Sonne trieb eine wahre Verschwendung in Gold und Brillanten. Wie glänzten die letzteren zu Millionen an den Büschen und auf dem Grase, eigentlich nur Thautropfen,

aber wie Arthur in seiner glückseligen Laune, so wollen auch wir uns bemühen, dieses alles für wirkliches Gold, für ächte Steine zu halten!

Wie sog er in tiefen Zügen die frische, kühle Morgenluft ein, wenn er an die dunstigen Räume dachte, die er so eben verlassen, und wie heiter lächelte er an den Himmel hinauf, wenn ihm jetzt der arme Rübing einfiel, auf den weder Sonne noch Licht niederschien und der, wenn er sich seufzend umwandte, nicht frische, grüne Sträucher und Bäume, nicht blühende Blumen sah, sondern in die langweiligen, gemalten Züge des steifen Engländers und der dicken Frau im rothen Kleide — letztere allein wäre schon im Stande gewesen, bei ihm Alpdrücken hervorzurufen!

Und jetzt fühlte sich Arthur so froh, so frisch, so frei: der muntere Rappe unter ihm schüttelte ungeduldig mit dem Kopfe und schien sich nur ungern den Zügel gefallen zu lassen; er folgte der geringsten Bewegung, dem unbedeutendsten Drucke der Wade und galoppirte und courbettirte mit seinem gewandten Reiter dahin, daß es für beide wie für die ihnen Begegnenden eine wahre Freude war.

Der junge Maler war so lustig, ja in gutem Sinne übermüthig gestimmt, daß er sich gern selbst auf die Backen geklopft und zu sich gesprochen hätte: ‚Der glückliche Seelenzustand von heute Morgen ist die Belohnung dafür, daß Du Dich gestern Abend so gut aufgeführt; lebe so fort, mein Sohn, mein braver, hübscher, guter Arthur, und es soll Dir an meiner ganz besondern Achtung niemals fehlen!‘

Dabei war es in der That schade, daß seine ganze glänzende Erscheinung so gar nicht benutzt wurde, um ein Mädchenherz zu erobern, zu entzücken oder in Betrübniß zu setzen,

wußte er doch kein Fenster, wohin er mit besonderem Interesse geblickt! So war es ihm denn eigentlich ganz erwünscht, als er nun die Straßen der Stadt hinter sich ließ und auf die breite Chaussee einbog, welche nach den nicht zu fernen Bergen führte — dem Ziele seines heutigen Rittes, jenen malerisch geformten, mit grünen Waldungen bedeckten Bergen, wo in einigen Tagen das Künstlerfest abgehalten werden sollte.

In diesem Augenblicke galoppirte der Husar an ihn heran und rief ihm zu: „Dort, auf unserer linken Seite, kommt die Schwadron des Herrn Rittmeisters von Strachwitz; sie sind schon um fünf Uhr zum Exerciren ausgerückt; wenn Sie etwas langsamer reiten, so treffen wir da vorn, wo sich die Straßen kreuzen, mit dem Herrn Rittmeister zusammen.“

Und sie trafen dort zusammen, nachdem der Baron von Strachwitz schon von Weitem dem jungen Reiter freundlich zugewinkt und ihm mit einer wahren Löwenstimme zugeschrieen: „Famos! Wie sich der Rappe unter dem Sattel macht — ein capitales Pferd — famos!“

Jetzt waren sie dicht bei einander; die Schwadron hielt, und der Baron von Strachwitz mit seinem Premier-Lieutenant und einem Herrn in Civil galoppirte heran, und Rodenberg lancirte auf eine bewunderungswürdige Art vorüber, wandte alsdann um und setzte auf den ganz besonderen Wunsch des Eigenthümers des Pferdes über den breiten Straßengraben hin und wieder zurück.

„Nicht wahr, ein famoses Pferd?“ fragte der Rittmeister von Strachwitz.

„Ein capitales Thier!“ betheuerte der Premier-Lieutenant.

Und der Herr in Civil setzte hinzu: „Auf Ehre, superbe, räuberhaft schön — trichinenhaft!"

Damit trennten sich die Betheiligten, und Rodenberg bemerkte jetzt erst, daß außer den eben erwähnten auch noch andere Zuschauer seine Reiterkunststückchen mit angesehen: es waren dies ein Herr und eine Dame in einem eleganten Wagen, die vielleicht hundert Schritte vor ihm auf der Landstraße hielten und sich gegen ihn umgewandt hatten. Sobald sie nun den Reiter in langsamer Gangart gegen sich herankommen sahen, verschwanden beide im Fond des Wagens und ihr Kutscher ließ seine Pferde davontraben.

Rodenberg hatte mit seinem scharfen Auge bemerkt, daß die Dame jung war, auch schön, hoffte er, und da er nicht der Mann war, eine junge und schöne Dame nur aus der Ferne zu betrachten, wenn es in seiner Möglichkeit lag, ihr näher zu kommen, so setzte er seinen unruhig gewordenen Rappen in einen lebhaften Jagdgalopp, parirte ihn ein wenig durch eine kaum sichtbare Handbewegung, als er nun neben dem Wagen war, und schaute die Beiden an.

Der Herr war ein älterer Mann mit einem hageren Gesichte von auffallender, südlicher Färbung, mit einem schwarzen, gerade hinausstehenden Schnurrbarte und einem langen Knebelbarte. Dazu hatte er große, dunkle, unruhige Augen, die er aber ohne einen freundlichen Ausdruck auf Rodenberg heftete.

Das sah Arthur aber nur, indem sein Blick flüchtig über den Alten herstreifte, um desto länger, ja, so lange es ihm nur immer möglich war, auf der jungen Dame haften zu bleiben.

Ah, sie war schön — sie war eine Fremde — und doch war sie ihm bekannt.

Er hatte dieselben feinen, edlen Züge schon gesehen; diesen wunderbaren, marmorgleichen Teint, die zarten, ein wenig lächelnden Lippen, die glänzenden Augen, deren Lider schläfrig, wie halb geschlossen erschienen, und zwischen denen hervor es doch blitzte und funkelte.

Ja, er hatte dieses Gesicht schon gesehen oder doch wenigstens ein demselben sehr ähnliches, nur daß sich jenes zu diesem verhielt wie ein schönes Bild mit etwas kaltem Ausdrucke zum lebensfrischen Original.

Und dieses Original hier zeigte, wie es so bequem, ja, man hätte sagen können, mit einer göttlichen Faulheit in seinem Wagen lag, so prachtvolle, weiche, angenehme, runde Formen — und welch zierliche Hände: sie hatte sie auf ihren Schooß zusammengelegt, und ihre kleinen Finger hielten einen riesigen Rosenstrauß; jetzt erhob sie ihre Rechte und grüßte mit einer kleinen Bewegung derselben, als der junge Mann, von ihrem Anblicke hingerissen, im Vorbeireiten seinen Hut zog und sich tief und achtungsvoll gegen die Beiden verbeugte. Dabei hatte sie ein wenig gelächelt — ach, und das war ein Lächeln, so reizend, wie Arthur nie etwas Aehnliches gesehen! Ihre großen, dunkeln Augen hatten ihn eine Sekunde lang angeblickt, und dabei hatte sie ihre Lippen geöffnet — nein, geöffnet ist nicht das richtige Wort, setzen wir mit den Gedanken des jungen Mannes hinzu —, dieser wunderbare Mund war ihm in diesem Augenblicke erschienen, wie eine Rosenknospe, die plötzlich aufspringt, sinnverwirrenden Duft rings um sich her verbreitend.

Die Straße führte hier glücklicherweise etwas aufwärts und trat zugleich in den Wald ein; Arthur konnte so, ohne sich gerade auffallend zu benehmen, sein Pferd im Schritte

gehen lassen, auch seinen Hut abnehmen, um seine heiße Stirn im Schatten der alten Bäume zu erfrischen: er that das auch und dann ritt er auf der linken Seite des Weges hart am Chausseegraben, um dem nachrollenden Wagen Gelegenheit zu geben, an ihm vorbeifahren zu können.

Dieses Manöver ging auch ganz glücklich von Statten: er hörte die Equipage herankommen, er wandte sein Pferd etwas gegen die Straße, er ließ es ein wenig steigen, während er abermals grüßte, ließ es hierauf in zwei wilden Sätzen den Wagen überholen nnd bog dann links ab in den Wald hinein mit einem tollen Sprunge über den breiten Graben — der Husar mochte sehen, wie er nachkommen konnte.

Hatte er nicht in diesem Augenblicke einen kleinen Aufschrei vernommen, hatte sich die schöne junge Dame nicht hastig aufgerichtet und rasch gegen den Rand des Wagens geworfen, um ihm besser nachblicken zu können — gewiß, er war überzeugt, daß sie es gethan; sehen konnte er freilich nichts davon, da es doch gar zu affectirt gewesen wäre, wenn er sich mitten im Sprunge umgewendet hätte.

Daß ihm aber die junge Dame nachgeblickt, das bestätigte der brave Husar, der ein paar Sekunden später nachkam.

Wie war es so frisch und duftig im schönen, grünen Walde, wie ritt es sich so herrlich auf dem weichen Moosboden, und sein Auge als Künstler — wie fand es volle Befriedigung beim Anblicke der malerischen, knorrigen, alten Baumstämme, beim Lichte und Schatten in den Laubmassen, bei dem goldenen Reflexe, den der Strahl der Sonne hervorbrachte, wo er sich hier und da in das Dickicht stahl, die

riesigen Stämme vergoldend, Lichter und Funken ausstreuend auf Strauch und Gras!

Arthur ritt auf einem kleinen Fußwege, von dem er wohl wußte, daß er, wie die breite Fahrstraße, auf denselben Punkt im Gebirge führe: es war dies eine Höhe mit einem kleinen Schlößchen im mittelalterlichen Style, die Fahnenburg genannt, mit einer herrlichen Aussicht auf das wellenförmige, mit Wald bedeckte Terrain bis zur Rheinebene hin — und mit einer guten Restauration. Als er an letztere dachte, fiel ihm seine arge Verschwendung von heute Morgen ein und er seufzte tief. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß sich die schöne Fremde mit ihrem Begleiter auf der Fahnenburg einfinde und dort oben vom Balkon Aussicht mit Erdbeeren genoß. Man hatte allerdings das Recht, in die Restauration einzutreten, auch ohne etwas zu genießen: er konnte sich als Abgesandter der Künstlergesellschaft benehmen und die Lokalitäten einsehen — sollte doch bei dem Feste nächster Woche die Fahnenburg der Tummelplatz eines wilden Kampfes sein, hielt doch hier der Drache Griesgram die zarte Jungfrau Freude gefangen, welche durch den Prinzen Maiwein befreit und gerettet wurde. Wie hätte er heute Morgen so schön eine vortreffliche Probe dieses Festspieles abhalten können — dort oben die zarte, süße Freude, von einem Griesgram bewacht, er ein thatendurstiger, kühn erregter Prinz Maiwein! Er hätte sie dem Alten abgerungen, er hätte sie vor sich auf sein schwarzes Roß genommen und an einen stillen, heimlichen Ort gebracht, den er hier in den Bergen wußte, wo ein moosiger Baumstamm die schönste Ruhebank bot, über welcher sich rankendes Epheu und andere Schlingpflanzen auf die natürlichste Weise als Laubdach

wölbten und wo ein murmelnder Quell so laut geschwätzig war, daß er auf angenehme Art die langen Pausen ausfüllte, die im süßesten Geplauder wohl zuweilen entstehen können.

So dachte er und so träumte er und hörte endlich wieder das Rollen der Räder und sah den Wagen, freilich noch fern, durch die Büsche schimmern.

Obgleich die Fahnenburg noch hoch über ihm lag, so beschloß er doch, hier eine Zeit lang zu rasten: er sah den Balkon des Schlößchens, und da er auch sie sehen konnte, wenn sie heraustrat, so mußte die junge Dame auch den schlanken Reiter entdecken, wenn sie zufällig abwärts blickte. Er stieg von dem Rappen, klopfte ihm seinen glatten Hals und gab die Zügel dem Husaren, der die etwas warmen Thiere in dem kühlen Waldschatten hin und her führte, dann setzte sich Arthur auf die Wurzeln einer alten Eiche, zog sein Skizzenbuch aus der Tasche und that, als ob er zeichnete.

Droben hielt nun der Wagen; man konnte deutlich hören, wie die Pferde schnaubten und sich schüttelten. Arthur folgte jetzt in Gedanken allem dem, was vor sich gehen mußte: man öffnete den Schlag des Wagens, sie setzte ihren kleinen Fuß auf den Tritt und stützte sich vielleicht auf den Arm ihres Begleiters, während sie ausstieg — ach, dieser glückliche, beneidenswerthe Begleiter! —, dann trat sie ins Haus, ging die Treppen hinauf und ....

Ja, da trat sie hinaus auf den Balkon; er meinte, sie sagen zu hören: „Wie schön der Anblick ist — a—a—a—ah!" — Und dann sog sie mit einem wonnigen Gefühle die frische, duftige Waldluft ein.

Arthur freute sich in der That, daß er jetzt hier unten war und nicht droben, wo er ebenfalls auf den Balkon

hinausgetreten wäre, immerhin etwas bewegt, etwas verlegen und sie begrüßend, wahrscheinlich mit einer sehr gewöhnlichen Redensart. Was sollte er auch oben machen? Saß er hier nicht an einem schönen Punkte, zeichnete er nicht die kleine, so malerisch gelegene Fahnenburg und links an ihr vorbei den abfallenden Bergrücken, in dessen Einsattlung die Ebene mit dem Rheine erschien, und sang er nicht dazu mit seiner wohlklingenden, hellen Stimme aus dem bekannten Liede:

„Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.“

Es ist dies ein Lied, dessen schöne, jetzt aber so sehr mißbrauchte Weise damals von Jedermann gesungen wurde, von Manchem, der oft nicht wußte, was es bedeuten sollte, daß er gar so traurig war, und der sich wenigstens einbildete, traurig zu sein.

Ueber die Blätter seines Skizzenbuches aufwärts schauend, sah er, daß sie jetzt auf die Seite der Altane trat, wo er tief unter ihr auf den Wurzeln der alten Eiche saß, daß sie hinabblickte, vielleicht zu ihm, den sie wohl wiedererkannte — daß sie jetzt von dem Balkone verschwand, wahrscheinlich, um drinnen Erdbeeren zu frühstücken.

Ach, wer so eine Erdbeere gewesen wäre, oder das Glas, aus dem sie vielleicht trank, oder der Schemel zu ihren Füßen — junge Künstler haben häufig dergleichen extravagante Wünsche, die ihnen vielleicht in der Ausführung nicht das Vergnügen verursachen würden, wie sie es sich in ihren Phantasieen ausgemalt.

Es war eine halbe Stunde vergangen, eine unendlich

lange — langweilige halbe Stunde, welche Rodenberg dazu anwendete, die Fahnenburg flüchtig zu skizziren und sich so gewaltsam zwang, seine Gedanken von der jungen Dame abzulenken, die hoch droben saß, gewiß unbewußt, daß er hier unten an sie dachte.

Da wieherte der Rappe, und der Husar, leise herantretend, meldete: „Der alte Herr und die junge Dame, welche wir im Wagen gesehen, kommen den Fußweg herab und hieher.“

„Meinetwegen,“ gab Rodenberg mit der unerhörtesten Heuchelei zur Antwort und that, als ob er emsiger zeichnete, aber er fuhr nur mit dem Bleistifte in der Luft herum; er sah weder das Papier seines Skizzenbuches, noch die Fahnenburg, er dachte auch in diesem Augenblicke eigentlich nichts mehr, sondern sein ganzes Denken und Fühlen hatte sich in einem einzigen Sinne vereinigt, dem Gehör — er horchte und vernahm eine tiefe Stimme, die in einer fremden Sprache redete, dann das Geräusch von Schritten auf Laub und weichem Moos und dann das Rauschen eines seidenen Kleides.

O, es gibt Augenblicke der Spannung, wo uns die wundervollste Musik nicht so entzückt, als das Rauschen eines seidenen Kleides! Es ist das ein eigenthümlicher Ton, mit nichts Anderem zu vergleichen; es regt in gewissen Augenblicken unsere Nerven auf, es verdunkelt unsern Blick, es macht unsere Hand zittern.

So erging es Arthur, und als er, sich gewaltsam bezwingend, eine lustige Melodie pfeifen wollte, machte er die nämliche Erfahrung, wie der wilde Jäger: seine gespitzten Lippen brachten keinen Ton heraus.

Jetzt mußten die Fremden neben ihm stehen und jetzt war der Moment, aufzublicken — ja, sie war es, es war die junge Dame, die er im Wagen gesehen und die jetzt neben ihm stand. Sie hatte ihren leichten Strohhut in der Hand, und da ihr Begleiter, der hinter ihr stand, ihre schwarzseidene Mantille trug, so war jetzt ihre ganze schlanke und doch wieder so volle Gestalt sichtbar. Sie trug ein Kleid von dünner, naturfarbiger Seide; es war eigentlich kein Kleid, sondern ein Gewand: ein Gewand, wie es die Maler lieben, welches, mit anliegenden Aermeln und einem sorgfältigen Obertheile, die Körperform gänzlich verhüllt und doch wieder so vortheilhaft zeigt.

Sie beugte sich zu dem jungen Manne herab, blickte ungenirt auf sein Papier und sagte mit einer äußerst wohlklingenden, vollen und doch so weichen Stimme: „Ah, Sie zeichnen das — wie schön!"

Diese Worte, in deutscher Sprache an ihn gerichtet, betonte sie so fremdartig, daß er augenblicklich mit sich im Reinen war, sie sei eine Fremde, eine Italienerin, vielleicht eine Spanierin.

„Wenn Sie mir erlauben," fuhr sie fort, „so sehe ich Ihnen ein wenig zu, während Sie zeichnen, das unterhält mich ganz außerordentlich" — und ehe er noch antworten konnte, hatte sie neben ihm Platz genommen auf der knorrigen Baumwurzel und faßte mit ihren kleinen Fingern, an denen sie einen Glacé-Handschuh vom hellsten und zartesten Lila trug, das eine Ende des Skizzenbuches.

Es zitterte auch gar zu arg in seiner Hand!

Und so sollte er zeichnen, an diesem heißen Frühlingstage, in ihrer warmen, duftigen Nähe!

Er that wenigstens so und gab sich die außerordentlichste Mühe, sich mit seinem Bleistifte nicht zu sehr zu compromittiren, indem er irgend einen unpassenden Strich machte.

Der Begleiter der jungen Dame, der alte Herr mit der dunklen Gesichtsfarbe und dem schwarzen Barte, hatte sich dem Pferde genähert und betrachtete mit großem Vergnügen den prächtigen Rappen.

„Sie zeichnen das zu Ihrem Vergnügen?“ fragte sie — „o, Sie zeichnen sehr gut, ja ausgezeichnet, wenn Sie es nur zu Ihrem Vergnügen thun!“

„Ich bin ein Maler, mein Fräulein,“ gab er zur Antwort.

„A—a—a—ah,“ erwiederte sie mit einem wundervollen Lächeln, „Sie sind also ein Künstler, ein guter Künstler, hier auf dem Papiere wie dort auf dem Sattel Ihres schönen Pferdes — ich liebe schöne Zeichnungen — und schöne Pferde,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, während welcher er mit einer stummen Verneigung seines Kopfes geantwortet — er wußte auch wahrhaftig nicht, was er erwiedern sollte, er kam sich überhaupt so dumm, so hölzern, so einfältig vor, daß er sich selbst am Ohr genommen hätte, wenn er allein gewesen wäre, und er wünschte jetzt fast, allein zu sein. Sie blickte so aufmerksam auf sein Papier und auf seine Hand und kam ihm dadurch so nahe, daß er den süßen Hauch ihres Mundes spürte.

Er wußte immer noch nicht, was er ihr sagen sollte, und fühlte, daß er vor Verlegenheit erröthete, aber geschehen mußte etwas. Statt fortzuzeichnen, hätte er lieber auf das Papier geschrieben und hätte ihr gesagt, wie er gleich im ersten Augenblicke verwirrt gewesen sei, fast betäubt, als er

sie im Wagen gesehen, wie sie das ihm, einem Maler, nicht übel nehmen könne, und wie dies eine Wirkung sei, die ihr schönes Gesicht, ihre herrliche Gestalt gewiß auf jeden fühlenden jungen Menschen ausüben müsse. — Er schrieb das aber nicht, er dachte es nur, und als er mit diesen Gedanken zu Ende war, schien er sich vergewissern zu wollen, ob dies gute Gedanken seien, denn er wandte ihr nun auf einmal sein Gesicht voll zu, um sie anzuschauen, während er sein Skizzenbuch etwas niedersinken ließ.

Auch die junge Dame sah Arthur im gleichen Augenblicke ins Gesicht — dasselbe reizende Lächeln wie vorhin erschien wieder auf ihren Zügen und entzündete seine frohe Laune.

„Beim Himmel," sagte er heiter, „Sie sind wohl eine wunderbare Waldfee, wie sie glücklichen Künstlern zuweilen erscheint?"

„Was ist eine Waldfee?"

„O, eine Waldfee ist ein junges, schönes, weibliches Wesen, das gewöhnlich vom Himmel herabsteigt und im Dunkel der Wälder erscheint, um irgend einen Sterblichen glücklich zu machen!"

„Nein, dann bin ich es nicht," erwiederte sie lachend, „denn ich komme nicht vom Himmel herab und wüßte auch nicht, womit ich Jemanden glücklich machen könnte."

„O, das wüßte ich wohl," seufzte er in sich hinein, indem er seinen Blick wieder rasch dem Papiere zuwandte, denn ihre schönen Augen mit dem heiteren, glücklichen Ausdrucke brannten tief in sein Herz hinein.

„Werden Sie diese kleine Zeichnung hier fertig machen?" fragte sie nach einem längeren Stillschweigen.

Er bejahte das, indem er eifrig zeichnete. Ihm war ein guter Gedanke gekommen, und als er nun einmal wußte, was er wollte, da irrte sein Bleistift nicht mehr wild und zwecklos auf dem Papiere umher, sondern gewandt zog seine geübte Hand hier eine feste Linie, dort eine andere, schattirte dazwischen einzelne Stellen, während er auf anderen das weiße Papier als helles Licht stehen ließ, und so entstand wie durch Zauberei eine Ansicht der kleinen, zierlichen Fahnenburg.

„Wie schön," rief sie dazwischen, „wie außerordentlich schön und ähnlich — ah, es ist ein großes Glück, ein so vortrefflicher Zeichner zu sein!"

„Sie zeichnen auch, mein Fräulein?"

„Nein, ich habe dazu kein Talent!"

„Sie haben es vielleicht nie versucht. Man muß versuchen, um zu erfahren, ob ein Talent in uns steckt."

„O doch, ich habe darin meine Proben gemacht und viel Papier verdorben, es aber nie so weit gebracht, daß man einen Baum von einem Hause hätte unterscheiden können." Als sie das sagte, lachte sie so heiter und launig und zeigte dabei ihre schön geformten, weißen, glänzenden Zähne, daß dem jungen Manne augenblicklich durstig zu Muthe wurde und er noch lebhafter als bisher an den heimlich stillen Platz dachte mit der Moosbank, den Schlingpflanzen und dem murmelnden Quell; ja, er konnte sich des Gedankens daran so gar nicht entschlagen, daß, als sie nach einer Pause sagte, dies sei wohl der schönste Punkt des kleinen Gebirges, er zur Antwort gab: „O nein, der schönste Punkt ist aber nicht weit von hier und so reizend, wie man sich nur etwas denken kann."

„Den müssen wir auch sehen!“ rief die junge Dame mit großer Entschlossenheit, wobei sie den Kopf umwandte und ihren Begleiter durch ein Zeichen herbeirief.

Dieser schien sich mit Mühe von dem schönen Pferde, welches der junge Mann geritten, trennen zu können, und als er sich näherte, bemerkte er zu Rodenberg in französischer Sprache: „Ein superbes Thier, ein kostbares Pferd — ist es aus einem der Gestüte des Landes — sind Sie schon lange im Besitze desselben?“

Wie der junge Maler sich anschickte, zu antworten, beugte sich die schöne Fremde wieder nahe, sehr nahe auf das Skizzenbuch herab, um die fast vollendete Zeichnung genauer anzusehen — ja, so nahe, daß, wenn er ein indiscreter Mensch gewesen wäre, seine Lippen bei einer ganz kleinen Biegung des Kopfes ihr starkes, duftiges Haar hätten berühren müssen — aber er war nicht indiscret, er hatte nicht einmal den Muth, indiscret zu sein, schon bei dem Gedanken daran schlug ihm sein Herz wie das eines Schulknaben, der auf einem Apfeldiebstahle erwischt worden ist, und als der Begleiter der jungen Dame ihn, wie eben gesagt, fragte, überkam ihn das Gefühl eines redlichen Jungen, besonders da sie jetzt ihr klares, offenes Auge gegen ihn wandte, und er hätte um Alles in der Welt nicht lügen mögen. Deßhalb antwortete er: „Dieser allerdings sehr schöne Rappe ist aus einem königlichen Gestüte, trakehner Blut mit arabischem gemischt, doch gehört das Pferd nicht mir — ein Freund hat es mir geliehen.“

„Da dieser Freund wohl wußte,“ sagte der alte Herr in verbindlichem Tone, „welch vortrefflichem Reiter er das schöne Thier anvertraute.“

„Ich hatte Angst," sagte die junge Dame, „als Sie vorhin über den breiten Graben hinsetzten; „warum ritten Sie nicht lieber der Straße nach, auf der wir fuhren?"

„Das wäre allerdings bequemer und auch viel angenehmer gewesen," erwiederte er mit leichtem Seufzer; „glauben Sie aber nicht, mein Fräulein," setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „daß ich aus Uebermuth so mit einem Pferde über Hecken und Gräben setze — ich ritt nur zur Probe heute ein wenig toll im Walde umher."

„Zur Probe?" fragte sie lachend — „wozu brauchen Sie eine Probe?"

„Zu einem Künstlerfeste, welches in einigen Tagen hier in diesem Walde gefeiert werden soll und wobei ich die Ehre habe, den wilden Jäger vorzustellen."

„Ah, ein Künstlerfest in Costume, das muß herrlich werden!"

„Ich hoffe, es wird gefallen."

„Das sollten wir mit ansehen," versetzte rasch die junge Dame mit einem Blicke auf ihren Begleiter, der mit einer sehr gleichgültigen Miene die Achsel zuckte, was wohl so viel heißen konnte, als: ‚das ist sehr unnöthig,' oder als: ‚meinetwegen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.'

Sie schien diesem Achselzucken die letztere Bedeutung zu geben und sagte in einem sehr entschlossenen Tone: „Ja, wir wollen bleiben oder für das Künstlerfest nach einem kleineren Ausfluge in die Umgegend wieder zurückkehren."

Der alte Herr verbeugte sich schweigend.

„Ich habe ein solches Künstlerfest nie gesehen," fuhr sie fort — „welch interessante Costumes werden Sie haben,

von Künstlern gezeichnet, von Künstlern ausgeführt, man kann dabei etwas lernen!“

Rodenberg hatte indessen seine Zeichnung vollendet und versah sie jetzt mit einer kleinen Unterschrift, indem er den Namen: ‚die Fahnenburg‘, hinschrieb und das Datum beisetzte. Dann zog er sein Federmesser aus der Tasche, trennte das Blatt mit einem raschen Schnitte aus seinem Buche und übergab es der jungen Dame, indem er ihr sagte: „Sie machen mir eine Freude, wenn Sie diese unbedeutende, flüchtige Skizze zur Erinnerung an die Gegend, welche Ihnen so wohl gefällt, annehmen wollen.“

Sie sah ihn überrascht, ja befremdet an und warf einen verstohlenen Blick auf ihren Begleiter, der abermals die Achseln zuckte, aber dieses Mal unverkennbar mit einer bejahenden Geberde.

„Ja, ich will dieses schöne Blatt nehmen,“ sagte die junge Dame rasch, „und danke Ihnen herzlich dafür; aber Sie müssen Ihren Namen beisetzen, damit ich mich auch später des freundlichen Gebers besser erinnere.“

Der junge Maler nahm, sich verbeugend, das Blatt zurück und schrieb seinen Namen darunter in großen, deutlichen Schriftzügen: Arthur Rodenberg. Dann sagte er in einer leicht zu errathenden Absicht: „Soll ich Ihnen das Blatt zusammenrollen, denn sonst können Sie es wohl nicht gut mitnehmen?“ worauf sie hastig erwiederte:

„O nein, das wäre schade, ich werde es sorgfältig tragen und in den Wagen legen.“

„Oder lassen Sie es mir so lange, bis wir von dem kleinen Spazirgange zurückkommen, den ich Ihnen vorgeschlagen und der Sie gewiß nicht gereuen wird.“

„Haben wir dazu noch Zeit?“ fragte sie ihren Begleiter.

Dieser zog seine Uhr hervor und erwiederte mit dem Achselzucken, das ihm, wie es schien, zu jeder Antwort nöthig war: „Zeit haben wir wohl; wenn uns der Spazirgang nur nicht zu weit führt.“ Indem er das sagte, fuhr ein eigenthümliches Lächeln über seine sonst so unbeweglichen Züge.

„So gehen wir denn,“ sagte sie, indem sie sich rasch erhob.

„Aber bis zu Ihrem Wagen werden Sie mir doch erlauben, das Blatt in mein Skizzenbuch zu legen?“

„Werden Sie es nicht vergessen?“

„O nein, weder dieses Blatt noch den heutigen Tag — noch ....“ — er wollte sagen: noch sie werde er vergessen, doch überkam ihn abermals jenes fatale Schulbubengefühl, das ihn sonst nicht so leicht befallen, und er setzte hinzu: „noch die Güte, mit der Sie dieses Blatt angenommen.“

Darauf gingen sie mit einander fort, und der alte Herr folgte wenige Schritte hinter ihnen, während der Husar auf einen Wink Rodenberg's zurückblieb.

Die reizende Fremde genoß in vollen Zügen die Schönheit des schattigen Waldes, die duftige Frische des schönen Morgens; Rodenberg wollte ihr den Hut abnehmen, den sie an ihrem Arme trug, doch wollte sie das nicht zugeben, sondern sagte heiter: „Geben Sie nur recht auf meinen Schatz Achtung“ — damit meinte sie das Blatt in seinem Skizzenbuche, und nachdem sie das gesagt, drückte er dieses alte Skizzenbuch unbemerkt, wie er glaubte, an seine Brust.

Doch sie hatte das gesehen mit dem blitzenden Auge unter den schönen, schläfrigen, langen Wimpern hervor — sie lächelte, doch nicht gegen ihn, sondern hinauf zur maje-

stätischen Krone einer riesenhaften Eiche, dann strich sie mit beiden Händen ihr dickes Haar von den Schläfen hinweg und meinte: „O, man kann nicht genug an sich hinwehen lassen von dieser wunderbaren Waldluft — o, wie sich dieselbe so leicht und angenehm athmet!“

Sie sog die allerdings erfrischende, würzige Luft in einem vollen Zuge in sich, daß ihre Brust anschwoll, worauf sie etwas wie einen langen, tiefen Seufzer ausstieß.

Arthur ging wie träumend neben ihr; ihm war zu Muthe, als erlebe er ein köstliches Märchen. Wie war das liebliche Wesen, welches neben ihm ging — leicht schreitend wie ein Reh —, so ganz anders, wie alle die Frauen und Mädchen, die er bis jetzt kennen gelernt! — War sie ihm nicht erschienen so unverhofft und plötzlich, wie die Feen zu erscheinen pflegen, und wurde nicht diese fast zauberhafte Wirkung noch erhöht durch den fremdartigen Schnitt ihres schönen, edlen Gesichtes und durch ihre pikante Betonung der deutschen Sprache! Dabei war sie jetzt, wo sie neben ihm auf dem schmalen Fußpfade ging, ausgelassen und munter wie ein glückliches Kind; sie brach in einen Freudenruf aus, wenn sie ein Eichhorn sah, das sich in rascher Flucht von Zweig zu Zweig schwang, sie ahmte lachend und mit einer wunderlieblichen Stimme den Gesang des Kukuks nach, sie pflückte, sich elastisch niederbeugend, Waldblumen und zierlich geformte Gräser, und wenn zufällig eine dicke Baumwurzel ihren Weg kreuzte, so überschritt sie dieselbe nicht, sondern sprang mit der Gewandtheit einer Gemse auf die Erhöhung und ebenso wieder von derselben herab.

Dieses letzte Spiel war wohl am gefährlichsten für die leicht erregbare und schon genugsam erregte Phantasie des

jungen Malers; sie hob dabei ihr Gewand ein wenig auf und ließ ein Füßchen sehen, so zierlich, so fein, wie Arthur nie etwas Aehnliches geschaut und wie er es auch bei einer Erwachsenen nicht für möglich gehalten.

Dabei streifte zuweilen ein Sonnenblick, das dichte Laub durchbrechend, ihr Gesicht und überzog es mit goldenem Scheine.

Dabei sangen die Vögel des Waldes, die hin und her huschende Amsel, der Schwarzkopf auf der äußersten Spitze des Zweiges, der Finken zahlreich Geschlecht, und sogar jetzt noch, aus dem Grunde hervor, zu dem sie gerade hinabstiegen, wo die Quelle floß — man hörte schon ihr Rauschen —, vernahm man aus dichtem, fast undurchdringlichem Gebüsche den sehnsüchtigen Schlag der Nachtigall.

Die schöne Fremde blieb plötzlich horchend stehen, und als der Gesang nun drunten verstummte, öffneten sich ihre feinen Lippen und antworteten dem zarten Sänger der nächtlichen Stille und lautlosen Einsamkeit mit einem so wundervollen Triller, zart wie ein Hauch anfangend und zu einer fast unbegreiflichen Stärke anschwellend, daß Arthur plötzlich stehen blieb und sie fast erschrocken anblickte.

„O, o," machte der alte Herr hinter ihnen, worauf sie rasch mit einem Tone abbrach, der aufs Täuschendste den klagenden Ton der Nachtigall nachahmte, und dann lachend sagte: „Das kam mir so in die Kehle, ich freue mich unendlich über den wunderbaren Morgen und den schönen Wald — ach, ach, den herrlichen Wald, den ich so selten sehe, den ächten nämlich — gemalte Wälder habe ich genug."

Damit sprang sie rasch den schmalen Fußweg abwärts,

so daß ihr Arthur kaum folgen konnte und der alte Herr weit zurückblieb.

Da war das Plätzchen, von dem der junge Maler gesprochen, und er hatte Recht gehabt, es zu loben. Wie kühl war es hier an dem rasch über glatte Kiesel herabfließenden Bergwasser, wie natürlich war der umgestürzte, mit Moos bewachsene Baumstamm, der die schönste Ruhebank bot, und das reizende Gewirr von Schlingpflanzen, die wie ein Laubdach darüber hinabhingen!

„Habe ich Ihnen zu viel versprochen?“ fragte Arthur, der mit Entzücken und mit Ehrfurcht auf das schöne, seltsame Wesen blickte. Er konnte die Töne, welche sie vorhin gesungen und wie sie dieselben gesungen, nicht vergessen.

„Warum setzen Sie sich nicht zu mir?“ fragte sie, nachdem sie auf dem Baumstamme Platz genommen. „Ruhen Sie ein wenig aus.“

Er that, wie sie es verlangte, und als sie ihn hierauf heiter lächelnd anschaute, sprach er Einiges über die Schönheit des Weges, der sie hieher geführt, erzählte auch, daß dieses ein Lieblingsplätzchen von ihm sei, daß er, so oft er könne, hieher gehe, und daß es ihm von heute ab noch lieber werden würde, wenn er nicht die Erinnerung fürchtete an diesen unvergleichlichen Morgen, dem wohl nie ein ähnlicher folgen würde.

„Das ist ja das Loos aller unserer Stunden und Tage,“ gab sie zur Antwort, „und wohl ein Glück zu nennen. Unter den guten Stunden, die wir verleben, bleibt ja doch die zweite glückliche Stunde mit geringen Ausnahmen weit zurück hinter den Erwartungen, welche uns jene versprach, und was nun gar die trüben Stunden anbelangt, so wollen wir dem Himmel

danken, wenn sie sich nicht in zu trauriger Reihe folgen — aber wissen Sie wohl, was uns bleibt von jenen lichten, glücklichen Stunden?"

„O ja, die Erinnerung, und von ihr will ich zehren — ja, in ihr will ich schwelgen mein ganzes übriges Leben hindurch, indem ich des heutigen schönen Morgens gedenke."

„Ah, Sie sind noch sehr jung," gab sie zur Antwort, und es klang etwas im Tone ihrer Stimme wie ein leiser Spott — „Sie werden mit Ihrer kleinen Erinnerung nicht ausreichen für ein langes und glückliches Leben, das ich Ihnen wünsche."

„Sollte es denn nicht möglich sein," fragte er schüchtern, fast ängstlich, „diese Erinnerung wieder aufzufrischen?"

„Und wodurch?"

„Dadurch, daß ich Sie wiedersehe!"

Sie sah nachdenkend vor sich nieder, während sie leicht ihren Kopf schüttelte. „Ich glaube kaum," sagte sie alsdann; „Sie werden mich wohl nie wiedersehen!"

„Ah, das habe ich gefürchtet!" sprach er in einem Tone des Erschreckens, welcher fast komisch klang und auch diese Wirkung auf das junge Mädchen hervorzubringen schien, denn es fuhr ein heiteres Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, das ihn ermuthigte, obgleich mit klopfendem Herzen, die kleinen Finger ihrer Hand, welche sie fest in die dicke Moosdecke eingedrückt hatte, anzurühren, wobei er sagte: „Das Moos ist feucht, Sie verderben Ihre Handschuhe." — Und als sie ihre Finger nicht sogleich zurückzog, fuhr er mit einer flammenden Röthe im Gesichte und mit klagendem Tone der Stimme fort, seine Worte von vorhin wiederholend: „Ja, ich habe es gefürchtet; Sie sind kein Wesen von dieser Welt,

Sie sind eine jene wunderbaren Feen, die nur auf Augenblicke erscheinen, um uns armen Sterblichen den Kopf zu verrücken."

„Ja, ja, so ist es," gab sie mit großer Bestimmtheit zur Antwort, „ich bin eines jener Wesen — ein böser Geist, ein Geist der Nacht, des falschen Schimmers, ein Geist des Trugs; nur zuweilen, wie heute ausnahmsweise, ist es mir vergönnt, die trügerische Nacht, in der ich mich gewöhnlich berge, verlassen zu dürfen, um heiter und glücklich einen schönen Morgen in Waldeslust und Sonnenschein wie den heutigen zu verleben — ja, ich bin eines jener gespenstigen Wesen, die unwahr und trügerisch sind, wenn sie sich in ihrem Elemente zeigen, und die so leicht trügerisch und unwahr erscheinen, wenn sie sich geben, wie sie sind."

Sie sagte das mit einer ruhigen, fast sehr ernsten Stimme, und ihre Worte klangen erst wieder heiter, als sie hinzusetzte: „Deßhalb nehmen Sie sich in Acht und verlangen Sie nicht, mich wiederzusehen!"

„O doch, lassen Sie mich dieses Verlangen als den heißen Wunsch meiner Seele aussprechen!"

„Sie fordern Ihr Verderben!" gab sie lachend zur Antwort.

„So gewähren Sie mir mein Verderben — ich muß Sie wiedersehen!"

„Sie wissen, Wesen unserer Art gewähren den Sterblichen drei Augenblicke des Zusammenseins."

„Ja, drei Augenblicke mit einer entzückenden Steigerung."

„Um sie alsdann zu verderben."

„Sei es darum — wann ich Sie zum letzten Male

gesehen, soll mir das Verderben gekommen sein — o, willigen Sie ein," bat er dringender, „o, sagen Sie nur die wenigen, köstlichen Worte: „Ich will Sie wiedersehen!'"

Es raschelte auf dem Fußpfade, der sie hieher geführt: der ältliche Begleiter der jungen Dame, der den rasch Voran-geeilten langsam gefolgt war, wurde zwischen den Gebüschen sichtbar.

„O, willigen Sie ein!" sagte Arthur mit einer flehenden Geberde.

„Nun denn, ich willige ein," entgegnete sie heiter lachend.

„Ich darf Sie wiedersehen?"

„Ja!"

„Und wo?"

„Ach," erwiederte sie mit einer vielleicht angenommenen traurigen Miene, doch stand ihr diese so außerordentlich natürlich — „wir Wesen überirdischer Art, wenn wir auch mit einiger Macht bekleidet sind, bleiben doch abhängig und sind nicht ungehindert bei unseren Schritten, namentlich wenn es sich um das Erscheinen vor Sterblichen Ihrer Art handelt!"

„Ah, Sie bereuen Ihr Versprechen," sagte er hastig mit einem unruhigen Blicke auf den Herannahenden, „und wollen mir durch diese Wendung entgehen!"

„Gewiß nicht," gab sie zur Antwort, indem sie ihn mit ihren großen, schönen Augen offen und ehrlich ansah; „glauben Sie mir, ich hätte Ihnen kein Versprechen gegeben, wenn ich nicht die Absicht hätte, es zu erfüllen!"

„So darf ich wirklich hoffen?"

„Ja, auch an mich glauben."

„Und das Dritte in diesem göttlichen Bunde?"

„O, nehmen Sie sich davor in Acht,“ versetzte sie fröhlich lachend, „es wäre Ihr sicherer Tod, denn wir Feen lassen unsere Leute in diesem Leben nicht wieder fahren!“

„Also ich habe Ihr Versprechen, Sie wiedersehen zu dürfen?“

„Ja.“

„Ich werde nicht mehr wagen, nach dem Worte ‚wann‘ zu fragen, aber ich werde viel an Sie denken, schöne Fee, o, unendlich viel — ich glaube, fast jeden Augenblick, und da wäre es mir doch so angenehm, wenn ich diesen Gedanken durch einen Namen verkörpern könnte.“

„So nennen Sie mich die Nymphe der Quelle.“

„Ein solcher Name läßt sich nicht innig genug aussprechen; wie kann man zum Beispiel in herzlicher Weise sagen: ‚O, Nymphe der Quelle, gedenke mein!‘ oder: ‚Wo bist Du, Nymphe der Quelle?‘ Nein, nein,“ sagte er dringender, „lassen Sie mir wenigstens zum Andenken an diesen herrlichen Morgen einen Namen, nur einen Vornamen!“

Sie hatte sich langsam erhoben, wie um ihrem Begleiter entgegen zu treten, wandte sich aber, noch dicht bei dem jungen Manne stehend, nach diesem um, berührte seine Schulter mit ihrer kleinen Hand und schaute ihn einen kurzen Augenblick mit ihren glänzenden Augen an. O, es lag etwas Eigenthümliches in diesem Ausdrucke der Augen, etwas Zauberhaftes, etwas Dämonisches! Hätte sie in diesem Augenblicke gesagt: ‚Stirb für mich!‘ Arthur hätte sich wenigstens mit dem besten Willen nach einem Dolche umgesehen, um mit Anstand vor ihren Füßen verbluten zu können. Doch war das schöne Mädchen weit davon entfernt, eine solch düstere Absicht zu hegen, vielmehr milderte sie ihren Blick durch ein

anmuthiges Zucken ihrer Mundwinkel und durch die leise hingehauchten Worte: „Ich heiße Juanita.“

„Juanita?“

Sie wandte sich rasch um und eilte lustig plaudernd ihrem Begleiter entgegen, dem sie von der Schönheit des Morgens sprach, von der reizenden Stelle, wo sie gesessen, und ihn einlud, dort auch ein wenig Platz zu nehmen.

Statt aber weiter vorzugehen, zog er seine Uhr und sagte: „Wir haben keine Zeit mehr, Juanita; ich möchte nicht warten lassen — —“

„O, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie habe ich mich darauf gefreut, sie wiederzusehen, und wie freue ich mich noch darauf! Also, es ist Zeit, sie wird demnach bald kommen!“

„Wann wir dort oben ankommen, können wir sie jede Minute erwarten.“

„So eilen wir denn,“ erwiederte sie hastig; „aber lassen Sie mich vorher unserem freundlichen Begleiter danken.“

„Der Herr wird uns gewiß bis zu seinen Pferden zurückbegleiten?“

„Ich glaube, Sie werden das thun?“ sagte die junge Dame, indem sie mit einem reizenden Lächeln nach Arthur hinschaute.

„Juanita!“ hatte dieser noch einige Male leise vor sich hingesagt und dann, so viel als ihm das möglich war, seine Gedanken gesammelt, um dieses seltsame Abenteuer zu begreifen — ja, es war ein Abenteuer, das konnte der nüchternste Mensch nicht läugnen. Dieses auffallend schöne Mädchen, mit einer Figur, wie er nie etwas Aehnliches gesehen, die fremdartige Erscheinung ihres Begleiters, dieses Zusammentreffen im Walde, ihr göttlicher Humor, ihre

wundervolle Stimme, ja, der Name Juanita, alles das erlaubte ihm, phantastische Fäden anzuknüpfen und eine entzückende Fortsetzung dieses kleinen Romans zu spinnen.

Für heute aber kam er nicht weiter mit dieser Fortsetzung, und die Frage der geheimnißvollen Fremden riß ihn rasch aus seinen Träumereien: er eilte an ihre Seite und sie kehrten mit einander dahin zurück, von wo sie ausgegangen.

Dieses Mal ging der Begleiter voraus, und so schweigsam er vorher gewesen war und obgleich man auch jetzt noch seine Unterhaltung nicht glänzend nennen konnte, so war er es doch fast allein, welcher auf dem Rückwege sprach.

Arthur gab sich vergeblich alle Mühe, unbefangen mit seiner Begleiterin zu plaudern: es wollte nicht gelingen; auch schien sie auf seine Worte nicht zu hören, sondern blickte ernsthaft vor sich nieder, und wenn er leise eine Frage an sie richtete, so antwortete sie meistens nicht darauf oder nur durch ein Kopfnicken und sang dazu fast beständig mit viel weniger als halber Stimme ein Lied von einer einfachen, aber zu Herzen gehenden Weise und mit Worten, die er nicht verstand — ja, die Töne kamen zwischen ihren feinen, wenig geöffneten Lippen kaum vernehmlich heraus, und doch klangen sie weit in den Wald hinein, als seien sie das Echo eines in weiter Ferne laut hallenden Gesanges.

Da war der Husar mit den Pferden; er hatte sich unter die alte Eiche gesetzt, in jede Hand einen Zügel genommen und war so eingeschlafen. Als die Drei sich ihm näherten, stand er auf und lachte ihnen entgegen, wie man zu lachen

pflegt, wenn man aus tiefem Schlafe plötzlich erwacht und gern nicht geschlafen hätte.

Dies schien aber nur der Begleiter der jungen Dame zu merken. Er ging wieder zu den Pferden hin, klopfte dem Rappen auf den Hals und sagte: „So flüchtig sie unter dem Reiter sind, so fromm scheinen sie in der Ruhe."

Die junge Dame hatte, ohne das Geringste zu sagen, ihre Hand nach dem Skizzenbuche ausgestreckt, und als Arthur dasselbe ebenfalls schweigend geöffnet, die Zeichnung herausgenommen und sie behutsam in ihren Strohhut gelegt. Da ruhte sie wie in einem Korbe, den sie am Arme trug.

„Und nun danke ich Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit," sagte sie nach einer Pause in einem Tone, der so ruhig, so fremd, ja so kalt klang, daß der Maler fast um sich geschaut hätte, ob vielleicht sonst noch Jemand hinter ihm stände; ich danke Ihnen für den hübschen Spazirgang, den wir gemacht, und für die schöne Zeichnung, welche Sie mir geschenkt, sie wird mir eine recht angenehme Erinnerung sein!" Nach diesen Worten reichte sie ihm die Hand und wartete ruhig, bis Arthur, der verwirrt, fast betäubt war, ihre zierlichen Finger ergriffen und zwischen dem Handschuhe und dem Ende des Aermels eine passende freie Stelle gefunden, um seine Lippen darauf zu drücken.

„Leben Sie wohl!"

Er konnte nicht in derselben ruhigen, kalten Art antworten, er mochte jetzt nicht wiederholen: ‚Auf Wiedersehen!' er durfte ihr nicht nachrufen: ‚Behüte Dich Gott, Juanita — vergiß mein nicht!' — und da ihm sonst nichts Passenderes zu thun einfiel, so that er das, was für den Augen-

blick das Richtigste war: er nahm seinen Hut mit einer stummen Verbeugung ab und ließ nur seine Blicke sprechen, welche er noch einen langen, süßen Augenblick in ihre glänzenden Augen versenkte.

Fast hätte er ihren Begleiter, der sich nun näherte, um ihm zum Abschiede freundlich die Hand zu schütteln, unmuthig auf die Seite gedrückt, da er ihm im Nachsehen hinderlich war.

Da stieg sie langsam den Weg hinauf, den sie vor einer kleinen, köstlichen Stunde herabgekommen, ohne sich umzuschauen, aber singend — dasselbe Lied, das sie vorher gesungen, wobei es nur eigenthümlich war, daß es um so lauter klang, je mehr sie sich entfernte.

Nun war sie droben, und immer noch tönte das Lied fort, aber jetzt klang es so laut und gewaltig und dabei so wunderbar tönend von der Höhe herab, so tief ergreifend in den lang gehaltenen Tönen, daß er sich wie bezaubert vorkam, daß er jetzt auf einmal wieder in dem reizenden Abenteuer fortlebte, das er an der Quelle in der Phantasie angesponnen und das er nun fortsetzen zu müssen glaubte, indem er als treuer Ritter und Befreier seiner Dame das Roß bestieg und hinaufjagte, ihre Fesseln zu zerbrechen und ihr die Hülfe zu bringen, welche sie durch ihren zauberhaften Gesang in so ergreifender Weise verlangte.

Er bestieg auch den Rappen, doch als er sein Pferd gegen die Fahnenburg wenden wollte, verstummte droben der Gesang, seine phantastischen Träume zerflogen und er ritt mit einem tiefen Seufzer der Landstraße zu, wohin wir ihm vor der Hand nicht folgen wollen, indem wir sonst dem geneigten

Leser schuldig wären, weiter zu berichten von dem Seelenzustande des jungen Mannes, was uns nöthigen würde, viel aus dem Vorhergehenden zu wiederholen. Deßhalb lassen wir ihn allein seines Weges reiten, schweigsam und sinnend, das Herz voll von der soeben erlebten Wald-Idylle.

V.

„O Jugendzeit, du grüner Wald.“

Als die junge Dame mit ihrem Begleiter wieder droben in der Fahnenburg angekommen war, ließ letzterer den Wirth kommen und fragte ihn, ob um diese Zeit gewöhnlich viele Gäste hieher kämen, worauf jener erwiederte, es sei als die größte Ausnahme zu betrachten, wenn Jemand die Fahnenburg in den Morgenstunden besuche, „und mit großem Unrechte,“ setzte er redselig hinzu, „unser Kaffee ist vortrefflich, wir lassen es nie fehlen an reinem Kaffee, an der feinsten Butter und an frischgebackenem Weißbrod — und dazu die Aussicht! Nun, Sie waren ja oben und haben sich vom Balkon umgeschaut — gibt es einen prächtigeren Blick, als von da auf die umliegenden Wälder und auf die Ebene, in der der Rhein fließt — das ist nämlich der Rhein, der große Fluß, den Sie von oben sehen, der Rhein, der ....“

„Ich weiß das, mein Freund, ich weiß das alles; wir haben die Aussicht gesehen und wollen Sie nochmals anschauen, möchten aber, daß Sie die Gewogenheit hätten, wenn doch heute ausnahmsweise einmal Gäste kämen, denselben zu sagen, das Zimmer droben mit dem Balkon sei besetzt.“

„Ah, Sie wollen dort allein sein?“ fragte der Wirth, indem er, ziemlich dumm lächelnd, einen Blick auf die junge, schöne Fremde warf.

„Es wird in kurzer Zeit ein Wagen kommen,“ fuhr der Andere in gleichgültigem Tone fort, „mit zwei Damen; diese führen Sie zu uns herauf und lassen uns alsbann allein. Küche und Keller Ihres Hauses werde ich wahrscheinlich nicht in Anspruch nehmen, Sie aber dafür zu Ihrer Zufriedenheit entschädigen.“

Der Herr und die Dame stiegen in den oberen Stock und waren noch nicht lange dort, als auch ein Wagen vor der Fahnenburg hielt, zwei Damen ausstiegen und von dem Wirthe nach oben begleitet wurden.

Der Herr, der vorhin mit ihm gesprochen, kam ihnen entgegen und sagte alsbann zu dem Besitzer der Fahnenburg, der neugierig oben stehen blieb: „Es ist gut, ich danke Ihnen“ — und zwar in so unverkennbarem Tone, daß jener sich entfernen mußte und die Treppen wieder hinabschlich.

Der Herr und die beiden Damen traten in den Salon, und kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als sich seine ernste, ruhige Miene in einen Ausdruck der Freude, der Rührung verwandelte und er mit lauter Stimme rief: „Da sind sie, Juanita!“

Er hatte aber diese Worte noch nicht vollständig ausgesprochen, er hatte kaum die Thür geschlossen, was alles das Werk des Augenblickes war, als seine junge Begleiterin rasch von dem Balkon, auf dem sie gestanden, herbeieilte, sich mit ausgebreiteten Armen gegen die beiden Damen stürzte und die eine derselben stürmisch an ihr Herz drückte.

„O, meine geliebte Conchitta!“

„O, Juanita, meine Juanita, endlich sehen wir uns wieder!“

„Und fröhlich wieder, wie ich hoffe!“ rief die, welche von dem Balkon herbeigeeilt war, indem sie sanft ihre Arme vom Halse der anderen löste und sie, bei den Händen sie ergreifend, einen Augenblick aus kleiner Entfernung beschaute, um sie alsdann wieder an sich zu ziehen, sie herzlich zu küssen und dazwischen auszurufen: „Ja, fröhlich, glücklich und heiter — und auch Du bist heiter, meine Conchitta, fröhlich und glücklich!“

„Gewiß, Juanita, und besonders im jetzigen Augenblicke — wie habe ich mich darnach gesehnt, Dich wiederzusehen!“

Juanita legte ihren Arm um den Hals ihrer Schwester, denn beide waren Schwestern, und sie gingen beide mit einander auf den Balkon hinaus, wo eine kleine Bank stand, auf welche sie sich neben einander setzten — da lag der schöne, friedliche Wald vor ihnen, da fächelte die leicht bewegte, duftige Luft ihre unter der Freude des Wiedersehens erglühenden Wangen, da lehnte Juanita, welche die ältere war, ihren Kopf an die Brust ihrer Schwester, wobei sie ihren Arm um ihren Hals geschlungen hielt, und weinte reichliche Thränen, während aus den großen Augen der ruhig blickenden Conchitta ebenfalls glänzende Tropfen herabrollten.

Ja, sie waren Schwestern, und man hätte sie für Zwillingsschwestern halten können, so ähnlich waren sie einander, fast von gleicher Größe, nur war Conchitta, die jüngere, ein wenig kleiner; sie schienen von gleicher Gestalt, doch war die Juanita's etwas voller; was aber die Aehnlichkeit ihrer Züge anbelangte, so waren sie so zum Verwechseln, daß Jemand,

der sie hier so neben einander gesehen, kaum einen bemerkbaren Unterschied zwischen ihnen gefunden, es sei denn der etwas verschiedene Ausdruck ihrer Physiognomie: Juanita's Miene, der Blick ihrer strahlenden Augen zeigte, besonders wenn sie sprach, eine außerordentliche Lebhaftigkeit, einen beständigen Wechsel von Heiterkeit und Ernst, eine rasche, sichtbare Folge der leicht auf sie wirkenden Eindrücke.

Conchitta dagegen erschien viel ruhiger, ernster, und war auch so in der That; ihre Mienen erzählten nicht leicht von einer besonderen Fröhlichkeit, welche ihr Herz bewegte, obgleich ihr Charakter nichts weniger als düster war; über ihrem ganzen Wesen lag eine milde Ruhe, von der ihre Seele erfüllt war und welche sich häufig zeigte durch einen wohlthuenden Ausdruck ihrer Augen, durch ein freundliches Lächeln auf ihren Lippen. Gab es auch wohl zuweilen Veranlassungen, wo ihr dunkles Auge feuriger blitzte, wo ihr südliches Blut aufzuwallen schien, meistens aber in Augenblicken, wo sie allein war und irgend ein aufregender Gedanke sie beschäftigte, so brauchte sie sich nur umzuwenden, an den Himmel hinauf zu schauen oder ihren Blick in die grünen Laubmassen der Bäume zu versenken, um ein paar Sekunden nachher wieder vollkommen beruhigt zu erscheinen.

Juanita's Thränen hörten ein paarmal auf zu fließen und zeigten sich sogleich wieder, fast leuchtend über die langen, seidenen Wimpern herabrollend, sobald sie die Schwester wieder betrachtet, an ihr Herz gedrückt und hastig befragt hatte, ohne auf ihre Fragen eine Antwort erwarten zu können. Dazwischen lächelte sie zuweilen, lachte auch einmal über eine Bemerkung, die sie selbst machte, und ein wehmüthiges Zucken ihrer Mundwinkel verwandelte sich vor dem ruhigen Blicke

Conchitta's zuletzt in eine fast ausgelassene Fröhlichkeit, unter deren Einflusse sie gern gesungen und getanzt hätte.

„Und was wirst Du gedacht haben," rief sie freudig, „als ich Dich bitten ließ, mich hier, an einem dritten Orte, zu sehen? Hast Du nicht gedacht, da sehe man wieder eine meiner extravaganten Launen? Und Du hättest Recht gehabt, wenn Du so gedacht hättest! Ich konnte mich nicht dazu entschließen, in irgend einem kleinen, bescheidenen Hause dieser deutschen Stadt eine enge, winkelige Treppe hinauf zu steigen und ein paarmal anzuklopfen und zu fragen, ehe ich Dich fände. Ja," sagte sie mit einem Seufzer, „wenn ich, um meine Conchitta zu finden, an einem Palast hätte vorfahren dürfen und in einer marmorglänzenden Halle beim Murmeln des Springbrunnens und beim Dufte der Orangen mit klopfendem Herzen gewartet hätte, bis ich das Rauschen eines Gewandes gehört und ihr entgegengeflogen wäre ...."

Statt zu antworten, neigte die jüngere Schwester ihre Lippen auf das dichte Haar Juanita's, worauf jene in ihrer Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Das wird aber alles werden, mein Kind, dafür arbeite ich und dafür spare ich! Wir werden einen Palast haben, wo wir später zusammen wohnen, nicht hier in dem kalten Deutschland, obgleich es auch da schön ist, wenn wir uns vor der heißen Sonne schützen können unter so prächtigen Laubmassen — ah, wie das schön ist, nicht wahr, meine Schwester?" — Sie streckte ihre Rechte gegen den Wald aus und fuhr mit einer etwas gedämpften Stimme fort: „Ich bin vorhin da unten spaziren gegangen und habe eine recht komische Bekanntschaft gemacht — doch davon später; vorerst

sage mir, wie es Dir geht, was Du treibst und was Deine Kunst macht."

Statt aber auf diese Fragen in Ruhe eine Antwort zu erwarten, hat Juanita aufblickend jetzt Mercedes bemerkt, die mit zusammengefalteten Händen unter der Thür des Balkons stand, als sie auf sie zusprang, sie in ihre Arme riß und fast eben so herzlich küßte, wie vorhin ihre jüngere Schwester.

„Merced, Merced," jubelte sie, „da sind wir wieder alle beisammen, wir alle, die sich so lieb haben! Hast Du auch Don Jose betrachtet, wie gut er aussieht — und immer ernst, wofür ich ihm aber von Herzen dankbar sein muß, denn wenn er heiter und lustig wäre wie ich, so gäbe das eine schöne, tolle Wirthschaft! Aber er ist sehr ernst, o, so sehr ernst, daß ich Angst vor ihm habe und ihm folge wie ein kleines Kind — hat er Dir schon von mir erzählt?"

Mercedes hatte ihre Hände wieder zusammengefaltet, und, vor den beiden Schwestern stehend, blickte sie dieselben abwechselnd mit einem innigen, herzlichen Ausdrucke der Liebe an, und zwar so anhaltend, daß sich fast unwillkürlich ihre Augen mit Thränen füllten und sie nun recht glücklich war, als jetzt Don Jose ebenfalls auf den Balkon trat und Conchitta herzlich begrüßte.

„Wir haben uns gegenseitig von Euch erzählt," sagte er alsdann in herzlichem Tone, während er Conchitta's Hand ergriff und ihre Blicke sich fanden, „und nur Gutes und Angenehmes: Merced hat mir gesagt, daß Du im Begriffe seiest, eine große Künstlerin zu werden."

„Und Don Jose hat mir bestätigt," fiel jene wieder rasch ein, „was wir aber schon aus den Zeitungen erfahren

und mit Entzücken gelesen hatten, welche Triumphe Juanita gefeiert und wie ihr Name in so kurzer Zeit schon berühmt und in Jedermanns Munde ist."

„Der Name, den ich angenommen," erwiederte das junge Mädchen, indem sie, plötzlich ernst werdend, mit der Hand über ihre Augen fuhr .... — „reden wir nicht von mir, wenigstens nicht von meinen Erfolgen, davon kann euch Don Jose erzählen, wenn ihr einmal allein seid .... — Ah, es freut mich," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie ihre Schwester mit erneuter Innigkeit betrachtete, „daß Dein Talent sich so glänzend Bahn bricht, und doch schmerzt es wieder, daß Du selbständig sein wirst und meiner Liebe nicht Alles verdanken willst!"

„Wie Du immer noch egoistisch bist, sogar in Deiner Liebe," sagte Don Jose.

„Ach ja, ich bin es," gab Juanita in einem fast trockenen Tone zur Antwort — „ja, ich könnte Neid gegen meine gute Conchitta fühlen, wenn ein solches Gefühl überhaupt bei meinem Charakter möglich wäre! Sie ist die wahre Künstlerin, während ich mit einem Scheine der Kunst, mit einem falschen Schimmer mich begnügen muß .... — Ist es nicht eigenthümlich," fuhr sie nach einer kurzen Pause wieder heiter fort, „daß ich auch Talent zum Zeichnen habe und es bis jetzt gar nicht gewußt?"

„Hast Du in der That den Versuch gemacht, zu zeichnen? Wie sollte mich das freuen — bei Deinen vielen Reisen würden selbst die flüchtigsten Skizzen später eine angenehme Erinnerung für Dich sein."

„Ja, ich begnüge mich auch mit flüchtigen Skizzen," sprach Juanita heiter — „sieh nur!"

Sie nahm aus dem Strohhute, welcher neben ihr auf dem Boden lag, die uns bekannte Zeichnung und zeigte sie Conchitta, während sie die Unterschrift mit ihrer Hand verdeckte.

„Das hast Du gezeichnet?"

Juanita nickte mit einer angenommenen Ernsthaftigkeit, doch konnte sie sich schon im nächsten Augenblicke des Lachens nicht erwehren und rief, in laute Fröhlichkeit ausbrechend: „Nein, nein, es ist das Geschenk eines jungen Mannes, den ich zufällig unten kennen lernte — ich erwähnte dessen ja vorhin, Dir wird wohl der Name bekannt sein!"

„Arthur Rodenberg," las Conchitta; „ich habe den Namen schon häufig gehört, doch sah ich diesen Herrn Rodenberg, so viel ich mich erinnere, nie."

„Du sahst ihn nie?" fragte Juanita erstaunend — „so kennt Ihr Künstler Euch also nicht unter einander?"

„Du vergißt, daß ich eine Künstlerin bin — die jungen Männer werden wohl alle mit einander bekannt sein, doch ich kenne nur sehr wenige von ihnen."

„Das habe ich mir anders gedacht," erwiederte Juanita und fuhr, nachdem sie ein paar Sekunden über etwas nachgedacht, in unbefangenem Tone fort: „Das habe ich mir in der That anders gedacht; ich glaubte, man lernte zusammen, man arbeite gemeinschaftlich in großen Sälen, man tausche dabei seine Ansichten aus."

„Das thue ich auch wohl, doch nur in einem sehr beschränkten Kreise von Bekannten."

„Ah — nun ja, ich begreife das; ich sah jenen jungen Künstler da unten zeichnen, und als ich begreiflicherweise seine Skizze gelobt, riß er sie aus seinem Skizzenbuche und bot

sie mir an — es wäre unhöflich gewesen, sie auszuschlagen."

„Dieser Künstler, ein recht angenehmer junger Mann," bemerkte Don Jose, „ritt ein prachtvolles Pferd, das ihm ein Freund, wie er sagte, geliehen."

„Und das er zur Probe eines Festes hier im Walde herumgetummelt."

„Ah ja," machte Conchitta in gleichgültigem Tone, „sie feiern ein Frühlingsfest — es soll, wie man sagt, sehr schön werden."

„Du sagst, sie feiern?" fragte Juanita erstaunt — „so bist Du nicht mit dabei?"

„Man hat sie dringend eingeladen," sagte Mercedes, „sie solle Theilnehmerin sein am Feste oder Zuschauerin, und sie hat beides abgelehnt."

„Das begreife ich nicht, daran thatest Du Unrecht!"

„Und sie hatten mir eine so schöne Rolle zugedacht!" sprach Conchitta, indem sie ihre dunklen Augen über das Balkongeländer hinweg auf den frischen Wellen der sich leicht bewegenden Laubkronen ruhen ließ — „ich sollte die Freude vorstellen, die hier oben gefangen gehalten wird und welche durch den Prinzen Maiwein befreit wird."

„Und wer stellt den Prinzen Maiwein vor?"

„Ein sehr angenehmer junger Mann, ein Engländer, der aber die Kunst nur zu seinem Vergnügen treibt," mischte sich Mercedes in das Gespräch, wobei sie den Zeigefinger gegen Conchitta aufhob und scherzhaft drohend sagte: „Wir sind etwas eigensinnig, und es würde Allen große Freude machen, wenn Conchitta Theil nehmen wollte."

„Und vor Allen wohl dem Prinzen Maiwein?"

„Lytton!“

„Lytton!“ wiederholte Juanita, „ein schwerer, kaum auszusprechender englischer Name; da wäre mir Rodenberg geläufiger.“

„Auch Rodenberg soll bei dem Feste sein — so viel ich gehört, stellt er den wilden Jäger vor.“

Juanita nickte mit dem Kopfe.

„Jetzt aber,“ sagte Conchitta, welche den Wunsch zu haben schien, dieses Gesprächsthema zu ändern, „wie lange bleibst Du bei uns und wohin gehst Du?“

„Davon später, mein liebes Herz, ich bin ja bei Dir und muß von Deinen Angelegenheiten hören.“

„Nicht wahr, Don Jose,“ wandte sich Mercedes an diesen, „Conchitta könnte unter meiner Aufsicht wohl das Fest der Künstler mitfeiern; ich als Weisheit würde die Freude begleiten.“

„Gewiß, weiseste und zuverlässigste aller Duennen — ich vertraue Dir so, daß unsere Conchitta das unbedingt thun darf, wozu Du ihr räthst!“

„Und Herr Lytton hat sie so dringend gebeten.“

„Mir scheint, Du protegirst diesen Herrn Lytton.“

„Er ist mir einer der liebsten von allen jungen Leuten, die wir hier kennen gelernt, ein schöner junger Mann, sehr gebildet, von guter Familie und großem Vermögen.“

„O Merced, Merced!“ sagte Don Jose lachend.

„Du hast mir versprochen, nicht mehr darüber zu reden,“ sagte Conchitta fast empfindlich; „Du hältst Dein Wort schlechter als Herr Lytton, der des Festes nicht mehr gegen mich erwähnt, seit ich ihn darum gebeten!“

„Also bist Du in der That entschlossen, dieses Fest weder mitzumachen, noch anzuschauen?"

„Weder mitzumachen, noch anzuschauen!" erwiederte Conchitta.

„Gut denn," sagte Juanita, während eine heitere Laune aus ihren lebhaften Augen blitzte, „so leihe mir Deinen Namen und laß mich ein wenig die Freude vorstellen."

„Unmöglich!" rief Conchitta mit großer Entschiedenheit, und Mercedes schüttelte mit dem Kopfe.

„Warum nicht? — Laßt mir die Freude, zur Freude Anderer die Freude vorzustellen. Schaut doch uns Beide an, sehen wir uns nicht zum Verwechseln ähnlich? Und da wir, wie ich hoffe, im Costume erscheinen werden, so wird in einer ungewohnten Tracht Niemand in mir eine falsche Conchitta ahnen. Bitte, thue mir den Gefallen! Oder fürchtest Du," fuhr sie in einem ernsteren Tone fort, „daß ich Dich in irgend etwas bloßstellen könnte? Laß Dir von Jose erzählen, wie ich mich jungen und alten Männern gegenüber, und unter ihnen solche von den ausgezeichnetsten Eigenschaften, zu benehmen pflege — sprich, Jose!"

„In diesem Punkte, wie in so vielen, bist Du über alles Lob erhaben," gab der jungen Dame ihr älterer Begleiter zur Antwort.

„Bitte, Conchitta, warum willst Du mir diese kleine Unterhaltung nicht gönnen?"

„Wie könnte ich Dir einen Wunsch abschlagen, dessen Erfüllung in meiner Macht läge!"

„Und diesen zu erfüllen liegt nicht in ihrer Macht," sagte Mercedes rasch; „da Conchitta sich geweigert, so wurde die ihr zugedachte Rolle einer Anderen übertragen."

„Ach, wie schade!“ rief Juanita. „So laß uns denn wenigstens als Zuschauerinnen dem Feste beiwohnen!“

„Laß mich davon wegbleiben,“ bat Conchitta mit einer ungeduldigen Bewegung; „ich habe meine Gründe, die ich Dir später mittheilen werde!“

„Es sei, ich werde Deine Gründe achten, wie Du hoffentlich meinen Wunsch, dieses Fest zu sehen! Laß mir dieses Vergnügen,“ bat sie in schmeichelndem Tone, „ich sah noch nie dergleichen und stelle mir ein solches Treiben der heiteren Künstlerwelt gar zu köstlich vor!“

„Du willst als Zuschauerin anwohnen?“

„Als Zuschauerin, als Conchitta, vielleicht auch als mithandelnde Person,“ erwiederte Juanita lachend, „natürlich unter der strengen Obhut Don Jose's; ich habe jetzt meine Ferienzeit und möchte sie heiter benutzen. Daß ich Dich in keiner Weise bloßstelle, wirst Du mir glauben — Deiner Schwester, die Dich über Alles liebt und die für Deinen Ruf besorgter ist, wie für ihren eigenen!“

Conchitta wollte etwas antworten, wahrscheinlich wiederholt eine Einwendung machen gegen den Plan ihrer Schwester, doch küßte diese sie herzlich und verschloß ihr so den Mund, indem sie alsdann rasch fortfuhr: „Bitte, keine Einwendungen mehr, kein Wenn und Aber, ich weiß alles, was Du sagen willst: Du wolltest mir bemerklich machen, wie es ja unmöglich sei, daß ich für Dich gelten könne, wenn man mich in der Stadt sähe; aber ich will mich nicht sehen lassen. Wenn ich ausfahre oder Dich zu besuchen komme, was morgen geschehen wird, nachdem ich die Freude gehabt habe, Dich zum ersten Male in dieser herrlichen Gegend wiederzusehen, unter Gottes freiem Himmel, so werde ich dicht verschleiert

gehen, wie das überhaupt meine Gewohnheit ist — nicht wahr, Jose?"

„Ich muß das bezeugen!"

„Hörst Du wohl; alsdann kennt mich Niemand hier, und ich unterhalte mich köstlich, indem ich einen Tag Deine Rolle spiele."

„Du wirst aber meine Rolle nicht spielen können," gab die Schwester zur Antwort. Ihr Gesicht hatte sich freundlich erheitert und sie schien jetzt Gefallen zu finden an der großen Lebhaftigkeit ihrer Schwester und deren Freude über das bevorstehende Abenteuer. — „Wenn Du mich mit Glück vorstellen willst, mußt Du viel ruhiger und ernster sein; Deine Dir eigenen raschen Bewegungen, Deine Art, so lebhaft und eindringlich zu reden, so lieb sie mir auch ist, würde Dich augenblicklich verrathen."

„Meine Kunst wäre gering," gab Juanita zur Antwort, „wenn es mir nicht gelingen sollte, das Benehmen einer so stillen, bescheidenen Malerin anzunehmen — ach, ein Benehmen, meine liebe Conchitta," fuhr sie wieder mit überströmendem Gefühle fort, „das so schön ist, so zart, das ich so sehr liebe und das ich in Gedanken immer und immer vor mir sehe!"

„Du beschäftigst Dich zu viel mit mir," versetzte bescheiden die jüngere Schwester.

„Man muß sich wohl mit Dir beschäftigen, kleiner Eigensinn, der trotz seines schüchternen und eingezogenen Wesens einen so festen, selbständigen Sinn hat — ich kann es Dir immer noch nicht verzeihen, daß Du mir nicht gestatten wolltest, gänzlich für Dich zu sorgen, ich hätte es doch so

gut gekonnt, und daß Du es vorzogst, Deine eigene Existenz zu gründen, eine so bescheidene Existenz."

„Ich fühle Talent in mir, und das mochte ich nicht vernachlässigen," versetzte Conchitta in ruhigem Tone, aber mit großer Entschiedenheit. „Doch sprechen wir jetzt einmal von Dir, Du hast Dich bis jetzt nur mit mir beschäftigt."

„Ja, wir wollen jetzt von Dir hören," sagte auch Mercedes.

„Etwas von mir hören? — Nun gut, mit Vergnügen, ich werde Euch eine große Arie singen."

„Das später, Juanita — wir möchten jetzt etwas von Deinem Leben vernehmen," sprach die jüngere Schwester mit ihrem so einfachen Tone.

„Ach, von meinem Leben laßt mich Euch nichts erzählen: es ist das so glänzend und doch wieder so ärmlich, so bewegt und doch wieder so langweilig; eigentlich lebe ich nur wenige Abendstunden, wie ein Nachtschmetterling, und das Denken und Arbeiten meines ganzen Tages, gewöhnlich abgeschieden von der Welt, muß sich mit diesen paar Abendstunden beschäftigen — laßt mich über das glänzende Elend hier nicht reden, hier im frischen, grünen Walde an Deiner Seite, wenn ich in Dein gutes, liebes Auge sehe — später einmal davon, wenn wir in unserem Schlosse am Kaminfeuer sitzen, wenn die hochrothe Gluth des flammenden Holzes uns bestrahlt, wenn draußen der Wind heult und der Regen gegen die Fenster peitscht, dann erzähle ich Dir schauerliche Märchen vom Intendanten Blaubart, der ein schwarzes Gemach hatte, wie der Andere desselben Namens, dabei zu wenig Kopf, aber viel zu viel Herz und ein ungeheuer weites Gewissen; auch von jener blutdürstigen Rotte erzähle ich Dir,

die man Schriftsteller nennt, eigentlich Theater-Recensenten, und mit denen Don Jose zu kämpfen hat; zuweilen besiegt er sie oder stopft ihnen das Maul mit Gold und Juwelen, ein anderes Mal unterliegen wir, und dann fallen sie über mich her und suchen mich zu zerfleischen — aber," setzte sie mit leiserer Stimme und freundlich lächelnd hinter der vorgehaltenen Hand hinzu, „ich mache mir nichts daraus, mögen sie schmeicheln und zu meinen Füßen kriechen, oder mögen sie mich bissig anfläffen, ich lache über sie und verachte das Gesindel — o, an solchen Abenden will ich Dir wunderbare Geschichten erzählen, Geschichten von vor und hinter den Coulissen, Geschichten vom allerlieberlichsten Hofe und vom allerhöchsten Pöbel — nein, ich versprach mich, doch ist das gleichviel, es gibt Lagen, wo beide Eigenschaftswörter für beide Theile gelten, und daß ich die Wahrheit rede, das soll Dir alsdann Jose bezeugen, unser guter, lieber Jose, der so viel für mich thut, eigentlich Alles, denn wenn er seine Vorbereitungen getroffen hat, so brauche ich nur meinen Mund zu öffnen oder später, wenn ich müde bin, mich zu Bette zu legen, am anderen Tage erfahre ich auch Alles durch ihn, wie viel Blumen sie ruinirt, wie oft man mich herausgerufen, wie viele Visitenkarten man mir geschickt und wie oft so ein Intendant oder Direktor gesagt: ‚Beim Himmel, göttlich!‘ Doch ist so ein armer Mann nur das traurige Echo eines allerhöchsten Hofes, hohen Adels oder der verehrungswürdigen Anderen; würde einer von diesen drei Köpfen der gierigen Schlange, die man Publikum nennt, mich mittelmäßig oder gar schlecht finden, so wird es von jenem Echo nicht mehr heißen: ‚Beim Himmel, göttlich!‘ sondern man würde sich achselzuckend abwenden, wenn ich erschiene.

„Aber Gott sei gedankt,“ fuhr sie mit erregter Stimme fort, während sich ihre Augenlider hoch emporhoben und ihre dunkeln Augen darunter hervorblitzten, „sie finden mich göttlich, sie finden mich wunderbar, sie finden mich über alle Beschreibung, sie kriechen vor mir, sie liegt mir schmeichelnd zu Füßen die ganze bunte, hinterlistige Schlange, von der ich vorhin sprach; ich darf sie offen und ohne Scheu verachten, ich darf sie mißhandeln, denn ich bin jung, schön und eine große Künstlerin, ich darf sie mit Füßen treten, und ich thue das mit einer leidenschaftlichen Freude, weil ich die elende Falschheit dieser Schlange kenne, weil sie auch mich zu begeifern versucht und weil es mir ein süßes Gefühl ist, Rache zu nehmen für alle die unglücklichen Geschöpfe, die sich vergebens sträubten gegen die Umschlingung dieser Schlange, die sich umsonst abmühten, ehrlich und redlich zu bleiben, die dahinsiechen und verderben vor dem giftigen Blicke des Ungeheuers, vor dem heißen, betäubenden Hauche, der aus dem offenen Rachen desselben dampft.

„Nach großen Erfolgen auf den blutgedüngten Schlachtfeldern dieser Welt spricht man achselzuckend von Kanonenfutter — wer denkt in gleichem Sinne des Theaterfutters warmfühlender, lebenskräftiger Wesen, die für keine großen Erfolge zu Grunde gehen, die kein Bewußtsein haben, für eine gute Sache dahin zu welken, die vergehen in der Hand eines Mächtigen, weil er die Gelegenheit und die Macht hatte, ihnen gefährlich zu werden.

„Du siehst mich staunend an, meine Schwester, und hast ein Recht dazu; nicht wahr, ich komme Dir sehr alt vor und überverständig? — Ja, was ich da vorhin sagte, kam aus meinem Theaterherzen. Ich habe nämlich die wunderbare

Eigenschaft, mein Herz nach Gefallen wechseln zu können, und wenn ich vor die heißen Lampen trete und vor die noch heißeren Blicke jener Schlange, zwischen die staubigen, unnatürlichen Bäume, zwischen die gemalten, trockenen Wasserfälle, da laß ich zurück mein warmes, gutes, gefühlvolles Alltagsherz und trage ein anderes bei mir, das trocken ist und alt, das mir aber sehr verständigen Rath ertheilt und das ganz ruhig, gleichförmig, ja, gefühllos schlägt."

„Doch in Deiner Kunst erlebst Du auch andere, heitere Stunden, nicht wahr, meine arme Schwester?"

„Wenige, denn wo ich in meiner so schönen, so göttlichen Kunst wirke und lebe, fühle ich auf die eine oder die andere Art den Athem des giftigen, Alles benagenden Gewürms und schaudere vor jeder Berührung zurück — und doch haben wir heitere, glückliche Stunden, nicht wahr, Jose?" fuhr sie mit einem flüchtigen Blicke auf ihren Begleiter fort; „aber mit der wahren Kunst haben diese gewöhnlich nicht viel zu thun. Wie lachen wir, Jose und ich, wenn nach einem Abende, wo das Publikum besonders toll war, Briefe einlaufen, Geschenke, Blumen — massenhaft, und wenn wir Zeit haben, etwas von dem Wahnsinn zu lesen, den man an mich schreibt; die Geschenke werden zurückgesandt ....

„Du siehst," unterbrach sie sich hier selber, „ich trage als einzigen Schmuck im gewöhnlichen Leben immer noch den einfachen maurischen Reif, das Erbstück von Mutter und Großmutter her." Sie schob bei diesen Worten ihren Aermel etwas zurück, so daß ein einfacher Ring von mattem Golde zum Vorschein kam.

Mercedes ergriff die Hand Juanita's und drehte an

diesem Ringe, bis ein paar arabische Buchstaben zum Vorschein kamen, welche sie innig küßte.

„Ja, die Geschenke," fuhr die Erzählerin fort, „werden ohne alle Ausnahme zurückgeschickt, Blumen und Kränze erhalten die Kellner des Gasthofes, welche sie, wenn ich abgereist bin, wieder zu hohen Preisen verkaufen; die Briefe aber werden auf eigenthümliche Art verwandt: meine Kammerfrau macht Haarwickel für mich daraus, und wenn sie alsdann von den albernen Schreibern befragt wird, so kann sie mit gutem Gewissen schwören, ihre Zeilen seien mir sehr nahe gegangen."

„Wie interessant aber muß es sein, die Bekanntschaft so vieler Menschen zu machen!" meinte Mercedes.

„Um fast die Achtung vor allen zu verlieren!" erwiederte Juanita seufzend. „Glaube mir, nach einem großen Gastspiele suche ich förmlich die Einsamkeit auf oder heitere, einfache Menschen, die nicht wissen, wie ein Theatervorhang aussieht. Das ist meine Erholung, mit ihnen zu leben, mit ihnen zu plaudern, die frische Luft, die ich genieße; dabei ist mir so wohl, ach so wohl, wie jetzt hier im erfrischenden Dufte dieses schönen Waldes."

Bei diesen letzten Worten war sie aufgestanden und hatte ihre Schwester mit sich fortgezogen bis an den Rand der Terrasse, wo sie ihre Arme sanft um Conchitta's Schultern legte und ihren Kopf an deren Brust ruhen ließ.

VI.

„Sie sah mich arglos freundlich an.“

Olfers war an diesem Morgen zu Michel Angelo Schmitz gegangen, um dessen Kunstschätze anzusehen, wie er ihm schon öfters versprochen.

Der kleine Mann war hoch erfreut darüber und führte seinen geehrten Gast in ein mäßig großes Zimmer, das er seinen Salon nannte, an dessen Wänden die Kunstwerke hingen, welche er durch Tausch oder Kauf an sich gebracht oder von einem Freunde oder Bekannten geschenkt erhalten hatte.

Dieser Salon war zu gleicher Zeit das Wohnzimmer der Madame Schmitz, der Mutter Michel Angelo's, einer bejahrten Dame, die sich hier sehr glücklich fühlte bei der Freude ihres Sohnes, eine so werthvolle Gemäldesammlung zu besitzen. Sie hatte ihren Aufenthalt gewöhnlich an einem der beiden Fenster, wo sich ein bequemer Lehnstuhl befand und wo sie vermittelst eines an der Außenseite des Hauses angebrachten Spiegels die ganze Nachbarschaft gewissermaßen beherrschte oder vielmehr controlirte, denn es entging ihr kein Spazirgänger dieser Straße, kein Besucher irgend welches

Hauses, ja, kein Gruß zu einem geöffneten Fenster hinauf oder von einem solchen herab, ja, nach der Art dieses Grüßens combinirte sich Madame Schmitz kleine Verhältnisse schon lange im Voraus, ehe sie öffentlich wurden, und wenn alsdann Michel Angelo von einem derselben als einer unerhörten Neuigkeit sprach, so wußte Madame Schmitz dieselbe nicht nur schon lange im Voraus, sondern sie war auch im Stande, sehr umständlich anzugeben, welche Nachbarin bei dem Attentate auf das Herz eines beliebigen jungen Mädchens in der Straße besonders thätig gewesen war.

Michel Angelo Schmitz war übrigens ein viel zu zartfühlender Sohn, um seiner Mutter die Freude zu verderben, als habe er etwas Näheres über ein solches Verhältniß gewußt, vielmehr fand er Alles mit der staunendsten Miene von der Welt merkwürdig und ganz besonderlich.

Madame Schmitz urtheilte gewöhnlich sehr milde über alle Vorfälle in der Straße, nur konnte sie es nicht leiden, wenn ein Herr und eine Dame, die beide nicht in der Straße wohnten, sich dennoch hier zusammenfanden; darüber konnte sie sich in bitteren Redensarten ergehen und mochte es nicht begreifen, warum man sich gerade die Straße, wo sie wohnte, zu dergleichen Zusammenkünften ausgesucht.

Wir wissen, daß der selige Herr Schmitz seinem Sohne die schönen Vornamen Michel Angelo in der Hoffnung gegeben, es werde einstens ein großer Maler aus ihm werden, eine Voraussetzung, die jedoch nicht eingetroffen war, weßhalb Madame Schmitz sich des einfachen „Michel“ bediente, wenn sie ihrem Sohne rief, gewiß in der zarten Absicht, um in diesem keine trüben Gedanken zu erwecken. Sie war überhaupt eine gute und sehr brave Frau und sorgte heute noch,

wie in früheren Zeiten, mit einer rührenden Zärtlichkeit für das Wohl ihres Kindes. Wenn sie einen Fehler hatte, so war es ihr Argwohn gegen jedes weibliche Wesen, das sich ihrem Sohne näherte, indem sie bei allen jungen und alten unverheiratheten Damen Eroberungsgelüste voraussetzte auf die Hand Michel's, das heißt auf sein kleines Vermögen, sein Haus und seine berühmte Gemäldesammlung.

Um die Charakteristik dieser würdigen Dame zu vollenden, müssen wir noch ihrer eigenthümlichen Gewohnheit erwähnen, alle Dinge, selbst die geringfügigsten, sehr geheimnißvoll und mit großer Wichtigkeit zu behandeln: so konnte sie zum Beispiel ihren Sohn mit einer fast beängstigenden Feierlichkeit zu sich ans Fenster rufen, ihren Mund an sein Ohr neigen und ihm anvertrauen, daß der Doktor Strampfer gegenüber heute schon, Anfangs Mai, mit einer weißen Hose ausgegangen sei.

„Merkwürdig“ oder „ganz erstaunlich“ pflegte der gute Sohn gewöhnlich hierauf zur Antwort zu geben, worauf Madame Schmitz ihn fest anschaute, zwei- bis dreimal mit dem Kopfe gegen ihn nickte und dazu eine Miene machte, als wolle sie sagen: „gib nur Achtung, was daraus entstehen wird“, ehe sie zu anderen wichtigen Betrachtungen überging.

Roderich war also von Schmitz in den Salon geführt worden und betrachtete die Gemäldesammlung, nachdem er vorher mit der Mutter seines Bekannten einige freundliche Worte gewechselt hatte.

Michel Angelo hatte die Aufmerksamkeit gehabt, das schöne Aquarell, welches er von dem berühmten Maler zum Geschenke erhalten, sogleich mit einem geschmackvollen Rahmen zu versehen und an dem besten Platze im ganzen Zimmer

aufzuhängen, ja, über demselben war ein kleines Reis mit frischen Lorbeerblättern befestigt.

Olfers schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, als er seine Arbeit so ehrenvoll bekränzt sah, und sprach darüber einige freundliche Worte.

Michel Angelo rieb sich still lächelnd die Hände und erwiederte: „Wenn ich auch mein Glück über den Besitz dieses Kunstwerkes mit einem ganzen Kranze von Lorbeeren nicht genügend hätte ausdrücken können, so bin ich doch an dieser Verzierung unschuldig, so gerechtfertigt ich sie auch finde."

Der Andere sah ihn fragend an.

„Sennora Conchitta, unsere liebe Hausgenossin, die sich nicht minder über dieses Geschenk gefreut, hat es verziert."

„Ah!" machte Roderich und schritt weiter längs der Wand hin, um sich die übrigen Bilder und Zeichnungen zu betrachten.

Er fand manch Gutes, manch Werthvolles: Oelskizzen, Kreidezeichnungen und Aquarelle, mit berühmten Namen versehen, von denen die meisten, da sie alle freundschaftliche Geschenke waren, sehr bemerklich prangten und so schon von Weitem den freundlichen Geber verkündeten.

Schmitz folgte seinem Gaste auf dem Fuße, blieb stehen, wo dieser stehen blieb, ging auch wohl einige Schritte voraus, um vor einem besonders werthvollen Schatze stehen zu bleiben und so die ganz besondere Aufmerksamkeit Roderich's zu erwecken. Dabei trippelte der kleine Mann ganz vergnügt von einem Fuße auf den anderen, rieb sich die Hände und verbeugte sich für jedes Lob, das seinen Kunstwerken gespendet wurde, als sei er nicht nur der Besitzer, sondern auch der Verfertiger derselben.

Dazwischen warf er hier und da einen heiteren Blick auf seine Mutter, aber nur sehr selten und wenn er durch eine Wendung fast dazu gezwungen war, denn so oft er die alte Dame anschaute, winkte sie ihm mit großer Wichtigkeit, näher zu kommen, und hatte jedesmal eine Thatsache von ganz außerordentlichem Belange mitzutheilen. So zum Beispiel fand sie, daß Herr Roderich dem seligen Schmitz merkwürdig ähnlich sähe, und als dies Michel Angelo entschieden in Abrede stellte — denn zwischen beiden bestand in der That auch keine größere Aehnlichkeit, als vielleicht zwischen einer Billardkugel und einem Pflaumenkern —, war Madame Schmitz sichtlich gekränkt und blickte eine Zeit lang zum Fenster hinaus, ehe sie ihrem Sohne in sehr ernsthaftem, flüsterndem Tone und nachdem sie lange mit so erstaunter Miene und so angelegentlich an den Himmel emporgeschaut, als würde dort eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen sogleich sichtbar, die Mittheilung machte, sie habe vorhin eigentlich sagen wollen, Michel's Vater, der selige Schmitz, habe beständig die Gewohnheit gehabt, seinen Stock genau so an den Stuhl zu lehnen, wie es Herr Roderich auch gethan, worauf der zuvorkommende Sohn rasch mit der beistimmenden Bemerkung, das sei in der That ganz erstaunlich, sich loskaufte und wieder zu Roderich eilte.

„Da hast Du ein prächtiges Blatt von Rodenberg," sagte dieser, indem er vor einer Zeichnung stehen blieb, welche den edlen Ritter von la Mancha darstellte, wie er, auf öder Haide allein daherreitend, hoch in den Wolken die Bilder seiner künftigen Heldenthaten und Schicksale erblickt — es ist das ein ganz außerordentliches Talent und schade, daß er seine Zeit mit Malen zubringt, da ihm doch jeder Begriff von der

Behandlung der Farben und ihrer Wirkung abgeht — wenn doch einer seiner vertrauteren Freunde ihm das beibringen wollte!“

„Walter hat es gethan und mit so gutem Erfolge, daß Rodenberg die feste Versicherung gegeben hat, so bald keinen Pinsel mehr anzurühren.“

„Walter ist der Mann dazu, Jemandem so etwas eindringlich zu sagen und ihn zu warnen vor solch einer Verschwendung der kostbaren Zeit, und kann sich dabei selbst als Beispiel aufstellen. Aber mich freut es, wenn Rodenberg auf den richtigen Pfad gekommen ist — wie jammerschade — mir that es jedesmal leid, wenn ich ihn so auf falschem Wege seine Zeit wegwerfen und die Leinwand verderben sah! Hat er Walter's Offenherzigkeit übel genommen?“

„Nicht im geringsten; ich war vorhin bei Walter. Durch den Entschluß, nicht mehr zu malen, sei Rodenberg förmlich ein Stein vom Herzen gefallen — sie hätten das mit einer sehr lustigen Nacht gefeiert.“

„Wie die glücklich sind!“ murmelte Roderich, während er die Arme über einander schlug und die Zeichnung noch aufmerksamer betrachtete. „Siehst Du,“ sagte er nach einer Pause, „diesen so poetisch gefühlten und trefflich ausgeführten Contrast zwischen der Erde und dem Himmel, welch letzterem der edle und sinnreiche Junker in seinen Träumereien fast nur allein anzugehören scheint, während Rosinante, mit dem hängenden Kopfe und eingezogenem Schweife matt einhertrabend, so ganz irdisch ist. Wie trefflich ist die öde, melancholische Gegend der Mancha mit wenigen Strichen dargestellt, so todt und doch wieder so lebendig: man glaubt den Abendwind flüstern zu hören, wenn er durch die Distel-

Köpfe streicht und mit den dunkeln Blättern magerer Gesträuche spielt. Und wie leuchtet am Horizonte die letzte Helle der untergegangenen Sonne, hinter dem begeisterten Ritter förmlich eine Glorie bildend, welche dann von den dunklen Wolkenrändern begrenzt wird, deren seltsame Zusammenballungen die oben erwähnten phantastischen Gestalten bilden — in der That ein prächtiges Blatt! Wie kommt es, daß Rodenberg es Dir gegeben und dasselbe nicht bei seiner Don-Quixote-Sammlung behalten?"

„Es ist eigentlich ein kleiner Handel, den wir zusammen gemacht," erwiederte Michel Angelo lächelnd; „Du weißt, der gute Rodenberg braucht gewöhnlich mehr Geld, als er einnimmt."

„Ganz richtig," gab der Andere in düsterem Tone zur Antwort, „beständig in Geldnoth und beständig heiter und guter Dinge — und doch hat er es in seiner Hand, sich eine glänzende Zukunft zu schaffen. Beim Himmel, Blätter wie diese da, ja, seine sämmtlichen Skizzen zu Don Quixote oder zu den deutschen Märchen, die er ebenfalls so vortrefflich illustrirt, müssen vervielfältigt herausgegeben werden in Kupfer oder, noch besser, in Holzschnitt!"

„Er ist ein so guter Kerl, dieser Rodenberg, so anständig in jeder Beziehung; ich habe ihn recht lieb und gab ihm schon oft ähnlichen Rath, aber da hatte er die Malerei im Kopfe und glaubte darin Großes leisten zu können."

„Nie, aber als Zeichner macht er sich einen berühmten Namen und hat, wie ich schon vorhin sagte, eine glänzende Zukunft; er muß nur einen tüchtigen Buch- oder Kunsthändler finden, der zum Beispiel seine Illustrationen zu den deutschen Märchen oder zu Don Quixote herausgibt."

„Ich werde für ihn an Hallberger in Stuttgart schreiben."

„Thu' das, und wenn Du bei mir vorbeikommen solltest, gebe ich Dir an denselben für Rodenberg ein paar empfehlende Zeilen."

Während beide diese letzten Worte mit einander wechselten, war Olfers wieder an die Stelle gekommen, wo sein mit Laubwerk verziertes Aquarell hing, dessen Anblick ihm abermals ein Lächeln abnöthigte, worauf er sagte: „Es ist eigentlich meine Schuldigkeit, Sennora Conchitta für so viel Theilnahme ein freundliches Wort zu sagen. Willst Du nicht so gut sein, lieber Schmitz, und bei ihr anfragen, ob sie einen Augenblick Zeit für mich hat?"

„Ich bedaure recht sehr, Dich nicht zu ihr führen zu können," erwiederte Michel Angelo, „denn sie ist ausgegangen — ja, sie, die Morgens selten das Haus verläßt, ist schon in aller Frühe mit ihrer Schwester fort."

„Sie wird den schönen Tag benutzen, um irgend eine Studie zu machen," warf Roderich scheinbar gleichgültig hin.

„Das glaube ich auch, doch hat mir meine Mutter gesagt, sie seien ohne Skizzenbuch oder sonst etwas fort — nicht wahr, Mama?"

Als sich die alte Dame so befragen hörte, richtete sie ihren Blick von der Straße ab und in das Zimmer hinein und sagte mit einem langen Kopfnicken: „Es ist so, Michel, wie ich Dir gesagt; sie hat kein Skizzenbuch oder sonst etwas Aehnliches bei sich und sie gingen fort, als es auf der Kirche drüben ein Viertel nach Sieben geschlagen hatte."

„Ah, so früh schon," sagte Roderich; „so muß ich mir ein andermal das Vergnügen machen, sie zu sehen." Er

wandte sich nach diesen Worten nach dem Stuhle, wo sein Stock lehnte.

Madame Schmitz hatte den Augenblick benutzt, wo ihr Sohn sie fragend angeschaut, um denselben durch einen geheimnißvollen Wink an ihre Seite zu rufen. „Michel," sagte sie ihm alsdann, indem sie ihren Mund an sein Ohr neigte, „Mamsell Conchitta — Du wirst mir erlauben," unterbrach sie sich hier, „daß ich hier in meinem deutschen Hause das spanische Wort nicht gebrauche — Mamsell Conchitta, die heute Morgen mit ihrer Schwester so auffallend früh ausgegangen ist, liebt ...."

„Sie liebt?" fragte Michel Angelo hastig, aber in so leisem Tone, daß ihn nur seine Mutter verstehen konnte."

„Sie liebt," bejahte die alte Dame mit einem mehrmaligen, sehr wichtigen Kopfnicken, ehe sie zu sprechen fortfuhr — „ich habe es von ihrer eigenen Schwester und auch von der Köchin, der sie es anvertraut — sie liebt ...."

„Und wen liebt sie? Wenn Sie das schon früher wußten, hätten Sie es mir eher sagen sollen!"

„Ich erfuhr es zufällig vor acht Tagen, legte aber dieser Sache kein großes Gewicht bei, erinnerte mich aber soeben daran, als ich Schmauber's Babette vom Markte kommen sah."

„Aber was geht Conchitta Schmauber's Babette an?"

„Die hatte es ja in ihrem Korbe!" flüsterte die alte Dame aufs geheimnißvollste.

„Aber was denn?" stöhnte Michel Angelo Schmitz in großer Aufregung.

„Was Conchitta liebt? — Dicke Bohnen, aber sie müssen in Butter und Petersilie gemacht sein — mit viel Petersilie,"

setzte sie hinzu, wobei ihre Lippen das Ohr Michel Angelo's berührten.

Roderich hatte begreiflicherweise von diesem kleinen Zwiegespräche nichts verstanden, jedoch den Augenblick benutzt, als er Mutter und Sohn so angelegentlich mit sich beschäftigt sah, um abermals vor sein Aquarell hinzutreten und von dem Lorbeerreis über demselben ein Blatt zu entwenden, das er ungesehen in seine Brusttasche steckte.

Wir können hier nicht verschweigen, daß Michel Angelo Schmitz etwas bleich geworden war bei den ersten Worten der Mittheilung, die ihm vorhin seine Mutter in vertraulicher Weise gemacht, ja, er hatte nach Luft geschnappt und eine seiner mageren Hände auf die Stelle gedrückt, wo er sein Herz plötzlich lauter schlagen fühlte; jetzt war es ihm wie eine Centnerlast von diesem armen Herzen gerollt und er konnte seine Mutter freundlich anlächeln, als sie schließlich zur Bekräftigung sehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe nickte.

Dann erhob sie sich, als Roderich auf sie zukam und ihr sein Vergnügen ausdrückte, die Kunstschätze ihres Sohnes Michel Angelo gesehen und die vortreffliche Mutter desselben so wohl und munter gefunden zu haben.

Madame Schmitz knixte in schuldiger Dankbarkeit und drückte ihr Vergnügen aus über Roderich's Besuch. „Michel," sagte sie, „wird seine Bilder und Zeichnungen noch einmal so lieb haben, nachdem Sie ihm dieselben gelobt, und das freut mich für ihn, denn Michel ist ein großer Kunstnarr, wie man das so zu nennen pflegt, gerade wie es der selige Schmitz auch war, nur daß der an alten Möbeln und sonstigem Gerümpel seine Freude hatte."

Bei diesen Worten begleitete sie ihren Gast bis an die

Thür, wobei sie sich ein paarmal schüchtern nach ihrem Sohne umsah, der aber ganz harmlos zum Fenster hinaus zu blicken schien und so seiner Mutter die Gelegenheit ließ, sich in geheimnißvoller Weise an den scheidenden Freund zu wenden und ihm mit leiser Stimme zu sagen: „Mein Mann, der selige Schmitz, war ein sehr guter und lieber Mann, aber er" — damit deutete sie verstohlen nach dem Fenster, wo Michel Angelo stand — „er hat mir doch die Freude gemacht und ist mir ganz ähnlich geworden — dasselbe Gemüth, dasselbe gute Herz."

„Das freut mich in der That recht sehr, Madame Schmitz."

„Gewiß und wahrhaftig — aber unter uns." Sie legte bei diesen Worten ihren Zeigefinger auf den Mund, und da sie zu gleicher Zeit zum Abschiede sehr tief knixte, so machte das eine so komische Wirkung, daß Roderich sichtlich erheitert das Zimmer verließ.

Michel Angelo Schmitz schoß nun wie eine Rakete hinter ihm drein, um ihn bis auf die Straße zu begleiten. Roderich wäre gern einen Augenblick in Conchitta's Zimmer getreten, um nach ihren Arbeiten zu sehen, doch scheute er sich, diesen Wunsch auszusprechen, und hoffte vergebens, der kleine Kunstkenner würde ihm dieses Anerbieten stellen: er hätte auf diese Art wenigstens die kleinen, bescheidenen Räume wiedergesehen, in denen sie lebte, in denen sie athmete, in denen sie ihrer Freunde, unter welche er sich wohl zählen durfte, gedachte; er hätte vielleicht eine Arbeit gesehen, mit der sie gerade beschäftigt war, er hätte wohl mit seiner Hand die Lehne ihres Stuhles berühren können, an welcher ihr Kopf mit dem prächtigen schwarzen Haare zu ruhen pflegte.

An der Hausthür hatte der kleine Mann mit seinen beiden Händen die Rechte des berühmten Malers ergriffen und ihm einige dankende Worte gesagt, dann war letzterer davongegangen, seinem Atelier zu.

„Warum,“ dachte er, als er so dahinging, „war sie heute Morgen gegen ihre Gewohnheit schon so früh ausgegangen — und wohin mochte sie gegangen sein?“ Er hatte so sicher gehofft, sie zu Hause zu finden, und bereute sehr diesen vergeblichen Gang, nicht als ob ihn die Zeit gedauert, die er darauf verwandt, nein, sondern er bereute, gerade heute diesen vergeblichen Besuch gemacht zu haben, den er morgen, übermorgen, ja, kommende nächste Woche nicht wiederholen durfte; denn bei den kleinlichen Verhältnissen der Stadt, in welcher er lebte, wäre eine Wiederholung dieses Besuches in kurzer Zeit auffallend gewesen und würde wahrscheinlich zu Gereden Veranlassung gegeben haben, welche ihm in ihren Folgen für sich, besonders aber für Conchitta unangenehm gewesen wären.

Wohin mochte sie gegangen sein — und schon zu so früher Tageszeit?

Unter diesen Gedanken erreichte er den kleinen Garten, in dem sein Atelier lag und an dessen Eingangsthür er stehen blieb, um einen Reiter zu betrachten, besonders aber dessen zierlich galoppirendes Pferd, das gegen ihn daherkam.

Jetzt erkannte er Rodenberg, der ihn schon von Weitem mit der Hand grüßte, dann neben ihm den Rappen parirte und ihm freundlich einen guten Morgen bot.

Roderich sah den jungen, schönen Mann gern, einen so vortrefflichen Reiter und guten Künstler, der ihn jetzt so heiter, so glücklich lächelnd anschaute, den Hut von seinem krausen,

blonden Haare nahm und sich mit demselben Kühlung zu-fächelte, indem er lustig ausrief: „Da kann man sehen, wer es gut hat in der Welt — da schlendert Ihr langsam nach Eurem kühlen Atelier, um Werke zu schaffen, welche die Verwunderung der ganzen civilisirten Welt sind, während ein armer Teufel wie ich schon so früh in der Hitze herumreiten muß — puh, heute wird's einmal heiß!“

„Ei, der Tausend,“ erwiederte Roderich lachend, „Ihr habt mich wohl zu beneiden, wenn Ihr da wie ein Cavalier in der prächtigen Morgenluft spaziren reitet, während ich auf der staubigen Straße nach meinem dumpfen Atelier schleiche! Aber wo kommt Ihr schon so früh her?“

„Ja, wenn ich Euch das sage, so wird Euch Bewunderung erfüllen von meinem Amtseifer — heute Morgen waren wir im Dienst, Verehrtester, im strengen Dienst! Ich war nämlich draußen in den Bergen und ritt Probe zu unserem Künstlerfeste.“

„Ah, als wilder Jäger, der Rappe paßt vortrefflich dazu, Ihr werdet famos aussehen!“

„Das hoffen wir,“ versetzte der junge Mann wohlgefällig, „ich und mein Pferd — wollte schon, es wäre mein eigenes, es gehört aber meinem Freunde, dem Rittmeister von Strachwitz —, nicht wahr, ein capitales Thier?“

„Ausgezeichnet, und es ist sehr freundlich von ihm, daß er es zum Feste leiht.“

„Nun, er kennt seine Leute,“ meinte der Andere, sich in die Brust werfend; „auch bekomme ich einige Unterofficiere, tüchtige Reiter, als Gefolge, und Rüden habe ich mir zusammengeborgt, eine ganze Meute — ach, da fällt mir eine Bitte ein, die ich an Euch auf dem Herzen habe, Roderich:

Ihr könnt mir wohl ein schönes Schwert leihen, ich weiß, Ihr habt Vorrath in alten Waffen."

„Mit Vergnügen; soll ich Euch eines aussuchen und es Euch schicken?"

„Wenn Ihr es mir erlaubt, sehe ich selbst ein bischen nach; es macht mir immer Freude, Eure prächtigen Sachen zu sehen, und dann vor allen Dingen Euer neues Bild; man sagte mir, es sei fast fertig — darf ich mir erlauben, Euer Atelier zu besuchen?" fuhr er in komisch gravitätischem Tone fort, indem er den Knopf seiner Reitpeitsche salutirend an den Rand seines Hutes hielt.

„Es ist immer eine Ehre für uns arme Künstler," erwiederte Roderich, scherzhaft den gleichen Ton annehmend, „wenn hohe Herren sich zu uns herablassen."

Der junge Maler winkte mit einer vortrefflich passenden Miene vornehmer Nachlässigkeit dem Husaren, heranzukommen, und schwang sich dann aus dem Sattel ganz mit dem Air eines großen Herrn; auch wußte er die bereitgehaltenen fünf Silbergroschen so geschickt in die Hand des Husaren gleiten zu lassen, während er den schlanken Hals des Rappen streichelte, daß Roderich nichts davon merkte; dann betrachtete der Reiter nochmals sein Pferd mit Kennermiene und sagte, während er sich den Staub von den Stiefeln schlug: „Nach Hause."

Die beiden Künstler traten hierauf in den Garten, und als das Thor hinter ihnen zufiel, meinte Arthur lachend: „So, jetzt wäre bis auf Frack und Weste aller falsche Flitter abgestreift, denn dieses Kleid," setzte er, sich verbessernd, hinzu, da er wohl fühlte, er wäre im Begriffe, zu offenherzig zu sein, „ist doch nur die unächte Umhüllung eines

Künstlers; ich fühle mich nur wohl im Malerkittel, beim Dufte der Oelfarben."

„Was das Letztere anbelangt, lieber Rodenberg," sagte der Andere, den jüngeren Maler unter den Arm nehmend, „so habe ich mit großem Vergnügen gehört, daß Sie Palette und Pinsel bei Seite legen wollen: ein Entschluß, zu dem ich Ihnen von Herzen Glück wünsche."

„Ich verstehe Sie vollkommen, ich muß Ihnen Recht geben, und doch thut es mir leid: man ist kein Maler mehr, wenn man nicht mehr malt."

„Aber wenn man so componirt und zeichnet, wie Sie, so ist man ein großer Künstler," erwiederte Roderich mit Wärme.

„Ah, wie es mich freut, das aus Ihrem Munde zu hören!" rief der jüngere Maler, indem er mit leuchtenden Blicken stehen blieb.

„Es ist die Wahrheit, und jeder, der Ihr großes Talent anerkennen will, muß Ihnen das sagen; ich war soeben bei unserem Bekannten, dem kleinen Michel Angelo, und sah dort ein Blatt von Ihnen: Don Quixote in der Nacht über die Haide reitend."

„Eine flüchtige Skizze."

„Fragen Sie Schmitz, was ich ihm darüber sagte. Führen Sie Ihre Illustrationen zu Don Quixote oder zu den deutschen Märchen so durch, und man wird Sie nicht nur enorm dafür bezahlen, sondern Sie werden sich einen tüchtigen Namen machen."

„Ich gab dem Buchhändler das Wort, meine Zeichnungen zu verlegen; dazu gehört Geld, Geschmack und Sinn für die Kunst."

„Nur Geld und das richtige Erkennen, ein gutes Geschäft zu machen. Wollen Sie wohl gar von einem Buchhändler noch verlangen, daß er das, was er thut, um des guten Geschmackes willen thut, oder um der Kunst zu nutzen?“

„Traurig genug, das Facit einer Berechnung sein zu müssen und vor der Welt wenig oder viel zu gelten, je nachdem mit uns gut oder schlecht spekulirt worden ist — ah, da haben Sie es doch besser!“

„Vielleicht, wenn wir, was aber höchst selten vorkommt, direkt mit einem wirklichen Kunstfreunde verkehren, der unser Werk kauft, weil es ihm gefällt, und der nicht schäbig handelt und marktet, wo er glaubt, es thun zu dürfen. Weiß Gott,“ fuhr er achselzuckend fort, „sind doch unsere Bilder nachgerade Gegenstand der Spekulation geworden wie ein Staatspapier — es ist zum Verzweifeln, und dieses Geschacher mit Kunstwerken, sowie das Herumschicken derselben in aller Welt muß einem Bilde den Schimmer der Jungfräulichkeit nehmen!“

„Bst,“ sagte Rodenberg lächelnd, als sie nun in das kühle Atelier eingetreten waren:

„In diesen heiligen Hallen
Kennt man die Rache nicht —

hier weht es mich immer so künstlerisch an, daß mir gerade zu Muthe ist, als müßte der große Mediceer jetzt eintreten und stundenlang zuschauen, wie sein Bild voranschreite.“

„Ja, das er selbst bestellt, und nicht durch die Kunsthändler Salomon Meier.“

„Oder als bücke sich dort der größte Kaiser vieler Jahrhunderte, um einen Pinsel aufzuheben; dazu aber fehlt der Kaiser.“

„Und ebenfalls ein neuer Titian,“ meinte Roderich lachend, indem er seinen Rock auszog und in den von Sammt schlüpfte, welchen ihm Andreas hinhielt — „so, jetzt wollen wir nach der Waffe sehen.“

„Ich denke, zuerst nach dem Bilde.“

„Da steht es, Padrone, wie der Italiener sagt.“

„A—a—a—ah!“

Dieser Ausruf des jungen Künstlers galt dem großartigen Kunstwerke, das er nun fast vollendet vor sich sah, und im Allgemeinen und Speciellen einem weiblichen Kopfe, der aber auch so gewaltig zwischen den übrigen Gestalten des Bildes hervortrat, daß er die Harmonie desselben gestört hätte, wenn man nicht die Absicht des Malers errathen haben würde, vor Allem die Blicke des Beschauers auf diese wunderbaren Züge zu lenken, Züge von einer classischen, vollendeten Schönheit, und die selbst unter dem Einflusse von Haß und Rache, mit dem das schöne Weib auf einen zu ihren Füßen Dahingesunkenen blickte, noch immer etwas Wohlthuendes, Großartiges behielten.

„Ah, wie schön das ist!“

Roderich war in eine Ecke seines Ateliers gegangen, und während er leise eine bekannte Melodie summte, nahm er eine Cigarre und zündete sie an.

„Wenn ich so etwas sehe,“ rief der junge Maler enthusiastisch aus, „so möchte ich blutige Thränen weinen, daß es mir auf immer und immer versagt sein soll, auch etwas Gutes zu schaffen — was ist eine elende Zeichnung gegen ein Werk wie dieses?“

„Sie haben Unrecht mit dem, was Sie sagen: anstatt

Vierhunderten, die vielleicht kommen, um mein Bild zu bewundern, erfreuen sich Tausende an Ihren Zeichnungen!"

„Ja, sie erfreuen sich daran, kühl und gemessen, aber wird Einer einen Ruf des Entzückens ausstoßen, wenn er betrachtet, was ich gezeichnet? — Und doch," fuhr er nach einer längeren Pause fort, „wenn ich lange in solchen Gedanken herumwühle — nicht mit Neid im Herzen, so wahr mir Gott helfe! —, so kommt es fast wie Beruhigung über mich, daß ich mich für immer des Versuches entschlage, in dieser Kunst Gott weiß der Wievielste zu sein, während ich wahrhaftig die Kraft in mir fühle, im Zeichnen etwas zu leisten."

„Ganz richtig, mein lieber Freund," sagte Roderich, der herbeigekommen war und dem Anderen freundlich seine Hand auf die Schulter legte; „wenn der Vergleich richtig wäre, würde ich Sie an das Beispiel Cäsar's erinnern, lieber in einem Dorfe der Erste zu sein, als der Zweite in Rom."

„Wenn ich Ihnen hundertmal wiederhole," sprach nach längerem Betrachten Rodenberg, „wie schön ich dieses Bild finde in Composition und Ausführung, so wird Ihnen das wenig Eindruck machen, da Sie schon das Urtheil besserer Leute gehört; doch darf ich vielleicht hinzusetzen, daß mir eigenthümlicherweise die Hauptfigur etwas so Sympathisches hat, daß ich es kaum vermag, den Blick abzuwenden von diesem wildschönen Antlitze."

„Wie kommt das?" fragte der Herr des Ateliers in unbefangenem Tone und doch nicht ohne Interesse.

„Weil für mich aus diesen düsteren Zügen andere, freundliche hervorlächeln, die ich noch vor Kurzem gesehen und die mir unvergeßlich sein werden .... — Es gibt eine schöne Dame,

die Ihnen bei der Anlage des Kopfes vorschwebte oder die Ihnen erlaubte," setzte er in fragendem Tone hinzu, „ihre Züge zu benutzen?"

„Wohl möglich," gab Roderich ausweichend zur Antwort; „ja, ja, es gibt eine junge Dame hier, welche mit der Figur auf meinem Bilde einige Aehnlichkeit hat."

„Nur einige Aehnlichkeit?" rief der Andere in einem Tone, der wie Ironie klang; „nehmen Sie diesem Kopfe das Dämonische, den Ausdruck des tödtlichsten Hasses, so haben Sie die Züge jener Dame, an die ich soeben dachte!"

Der Herr des Ateliers berührte mit seinem Zeigefinger das Bild an einer Stelle, um zu untersuchen, ob dort die Farben trocken seien, dann sagte er lächelnd: „Sie sind ein guter Fechter, Rodenberg, weil Sie sogleich einen zweiten Stoß führen, wenn der erste nicht sitzt."

„Habe ich Sie verletzt?"

„Das nicht gerade, aber Sie wollten etwas durchdringen, das, wenn es auch eben kein Geheimniß ist, doch auch nicht öffentlich sein soll."

„Ah, ich verstehe und bitte um Verzeihung! Schweigen wir darüber!"

„Im Gegentheil, reden wir darüber; Künstler wie Sie, mein lieber Rodenberg, rechne ich nicht in meinem Sinne zur Oeffentlichkeit; ich entlehnte diese Züge von einer mir bekannten und befreundeten Dame."

„Es konnte nicht anders sein."

„Sie kennen diese Dame?"

„Leider kenne ich Sie nicht."

„Aber Sie sahen sie öfters?"

„Nur ein einziges Mal, vor ungefähr einer Stunde."

„Ah, vor ungefähr einer Stunde?“ fragte Roderich, indem er sich abwandte, um Palette und Malerstock zu ergreifen, worauf er dann sein Bild, für das er nur allein Interesse zu haben schien, mit zurückgebogenem Kopfe betrachtete — „und wo sahen Sie diese Dame, wenn das kein Geheimniß ist?“

„Durchaus nicht; ich sagte Ihnen vorhin schon, daß ich zu meinem wilden Jäger Probe geritten; müde, über Gräben und Hecken zu setzen, stieg ich ab und skizzirte die Fahnenburg — ich brauche sie ja, wie Sie wissen, zu dem Gedenkblatte, welches das Comite so freundlich war, mir in Auftrag zu geben. Apropos, ich vergaß wahrhaftig, Ihnen, der Seele dieses Comite's, dafür meinen herzlichsten Dank zu sagen!“

„Lassen wir das, lieber Rodenberg — also, Sie dachten an den Auftrag?“

„Ja—a—a—a, ich dachte an den Auftrag,“ antwortete der junge Mann zögernd, denn er wußte, daß er die Unwahrheit sprach. „Als ich so saß und zeichnete, kam eine junge Dame auf dem schmalen Fußpfade von der Fahnenburg herab.“

„Jene junge Dame, deren Aehnlichkeit mit der Figur in meinem Bilde Ihnen auffiel?“ fragte der Andere, ruhig malend.

„Dieselbe — ein Herr von ziemlich fremdem Aussehen war bei ihr.“

„Ah, wie man ungeschickt sein kann,“ rief Roderich, indem er sich bückte, um seine Cigarre aufzuheben, die ihm entfallen war, „wie ungeschickt und — wie unhöflich, ich rauche und biete ihnen keine Cigarre an — verzeihen Sie,

lieber Rodenberg, dort auf dem Tische sind welche, bitte, die kleinen sind die besten!"

Während der jüngere Maler an den bezeichneten Platz in der Ecke des Ateliers ging, sich dort eine Cigarre nahm und sie anzündete, fuhr Roderich in gleichgültigem Tone fort: „So, ein Herr war bei Ihrer Dame? Ich glaubte schon, Sie würden mir ein kleines, pikantes Abenteuer erzählen."

„Nun, der Herr würde mich dabei gerade nicht genirt haben," versetzte Arthur, zurückkommend; „es war ein ziemlich alter Herr von einem sehr gesetzten Wesen."

„Und von einem fremden Aussehen?"

„Ja, sein Teint war wie mit Sepia untermalt und sein kohlschwarzer Knebel- und Schnurrbart sah nicht nach dem Rasirmesser eines unserer Barbiere aus."

„Der Mann kommt mir spanisch vor," lächelte Roderich.

„Ja, und die jüngere Dame — ah, sie war sehr schön!"

„Und Sie sehr liebenswürdig, was wohl einen großen Eindruck auf das Herz dieser jungen Dame machte?" sagte der Herr des Ateliers, indem er einen beinahe düsteren Blick auf die schöne Gestalt und das edle, blühende Gesicht des jungen Mannes warf.

„Ich gab mir die schönste Mühe, in allen brillanten Farben zu erscheinen; ich hatte mich ihr als kühnen Reiter gezeigt, ich suchte in der Unterhaltung zu glänzen, während ich vor ihren Augen keine schlechte Skizze von der Fahnenburg auf das Papier warf."

Hier entstand in der Unterredung der beiden Künstler eine längere Pause, hervorgerufen durch Roderich, der, das Gesprächsthema mit Einem Male ändernd, zu dem Anderen sagte: „Lassen Sie mich den Zweck Ihres Besuches nicht ver-

gessen; da an der Wand hangen meine Waffen, sehen Sie, ob Sie etwas Passendes für sich finden. Ich rathe Ihnen dort zu der auffallend langen Klinge mit dem feinen, zierlichen Griffe — eine echte Tolebo."

Rodenberg ging an den bezeichneten Platz, nahm das lange Schwert von Toledo sorgfältig herab von dem Nagel, an dem es hing, und zog die prächtige Klinge aus der Scheide; statt aber das Zeichen der Echtheit zu betrachten, den oberhalb des Blattes roh eingehauenen Wolf von Toledo, schweiften seine Blicke und Gedanken über die glatte, spitze Klinge hinweg zu Roderich hin, dabei denkend: ‚Er scheint seine Gründe zu haben, auf einmal über jene Dame schweigsam zu werden — sollen wir discret sein oder indiscret? Pah, unter jungen Leuten nimmt man es nicht so genau, ich muß etwas über sie erfahren — seien wir also indiscret!'

Der Herr des Ateliers ließ die eine Hand mit der Palette herabhangen und stützte sich mit der anderen auf die Staffelei, während er zu sich selber sprach: „Mache ich ihm ein Geheimniß daraus, wer jene junge Dame ist, so reizt es seine Neugierde, während er die Sache vergessen wird, wenn ich unbefangen darüber rede. — Nicht wahr, sie ist schön?" rief er, sich halb gegen seinen Gast wendend.

„Die Klinge, oder meinen Sie vielleicht die junge Dame, von der ich vorhin sprach?" gab der junge Maler lachend zur Antwort und setzte, zu sich selber sprechend, hinzu, während er mit dem toledaner Degen nach Fechterart gegen die Wand ausfiel: „Das war deutlich genug!"

„Beide — doch bleiben wir vor der Hand bei der Klinge; wenn sie Ihnen convenirt, so leihe ich Sie Ihnen mit Vergnügen."

„Was ich mit Dank annehme,“ versetzte Arthur, worauf er elegant salutirte, die Klinge einsteckte und darauf wieder zu Roderich trat, welcher mit großer Emsigkeit zu malen schien.

„So, mit dem Degen wären wir fertig, also jetzt nochmals zu meiner schönen Unbekannten.“

„Mich wundert nur, daß Sie dieselbe früher nie gesehen,“ sprach Roderich nach einem kleinen Stillschweigen im Tone großer Gleichgültigkeit.

„Wie so — wie sollte ich die Bekanntschaft einer Fremden machen, die vielleicht erst einige Tage hier ist?“

„Die junge Dame, von der Sie vorhin sprachen, ist aber schon längere Zeit hier.“

„A—a—a—ah — und ob Sie sie genau kennen, brauche ich beim Betrachten Ihres Bildes nicht erst zu fragen.“

„Ja, ich kenne sie so genau, wie sie mehrere unserer Bekannten kennen — sie lebt schon seit einem Jahre hier.“

„A—a—a—ah!“

„Sie ist eine Künstlerin.“

„Den Teufel auch — mir sagte die hübsche Hexe, sie könne keinen Strich zeichnen.“

Olfers sah bei dieser Benennung mit einem unwilligen Blicke in die Höhe; doch fuhr der Andere unbefangen fort:

„Ja, sie wunderte sich über meine Zeichnung, und zwar mit einer Naivetät, als habe sie nie einen Bleistrich gesehen — schau, schau, aber singen kann sie, allen Respekt vor dem Gesang!“

Roderich schaute abermals in die Höhe, doch drückten seine Blicke dieses Mal Erstaunen und Zweifel aus.

„Also sie wohnt hier in der Stadt — und wo? wenn man fragen darf.“

Roderich biß sich auf die Lippen, und es dauerte ein paar Sekunden, ehe er zur Antwort gab: „bei dem kleinen Schmitz.“

„Bei Michel Angelo? Ei, ei, deßhalb hatte dieser Schelm beständig Ausreden, wenn ich ihn besuchen wollte, um seine Bilder zu sehen!“

„Gewiß aus einem anderen Grunde, denn seine Bilder und die junge Fremde, welche bei ihm wohnt, sind zwei sehr verschiedene Gegenstände.“

„Das kann ich mir wohl denken, aber ein Wort gibt das andere, man ist ebenfalls Künstler — man grüßt das Handwerk.“

„Die junge Dame ist von einer altadeligen, spanischen Familie, hat Vermögen und lebt sehr eingezogen; ich wurde mit ihr bekannt, da sie Empfehlungsbriefe an mich hatte, die sie übrigens längere Zeit gar nicht benutzte — denn sie ist von sehr stiller, fast schüchterner Gemüthsart.“

„So—o—o—o?“ machte Arthur im Tone des Zweifels.

„Auch ist sie obendrein von einer älteren Schwester mit einer Schärfe überwacht, wie man in Spanien junge Mädchen zu überwachen pflegt.“

„Von einem älteren Bruder vielleicht?“

„Von einer älteren Schwester, wie ich gesagt.“

„Nun, dann muß sich diese ältere Schwester in ihren älteren Bruder verwandelt haben,“ lachte Rodenberg, „oder,“ setzte er absichtlich hinzu, „ich habe mich gewaltig versehen.“

„Da Sie nur Augen für die junge Dame hatten.“

„Mein Gott, ja — es war so ein Spiel des Augenblicks: wir plauderten zusammen, recht heiter, dessen kann ich Sie versichern, nur als sie mich endlich verließ und zur

Fahnenburg hinaufging, sang sie, wie ich in meinem ganzen Leben nicht singen gehört; es lag in dem Gesange etwas Zauberhaftes, die Bäume spitzten förmlich ihre Blätter, als hätten sie Tausende von Ohren."

„In der That?"

„Wahrhaftig, und ich ritt ganz nachdenklich nach Hause — wer weiß," fügte er nach einer Pause hinzu, „ob die junge Dame, wenn ich sie zu Hause zwischen vier Mauern gesehen oder draußen mit ihrer Duenna gravitätisch spaziren gehend, einen gleichen Eindruck auf mich gemacht hätte, da es etwas ganz Anderes ist, wenn man sich an einem so wundervollen Morgen im grünen, duftigen Walde plötzlich begegnet in stiller Einsamkeit, sanft angeregt durch die herrliche Kühle, in der wir wandeln, durch das leise Rauschen der Blätter, den Geruch der Tannennadeln, die mit ihrem Weihrauchdufte unser Herz in eine so kirchliche Stimmung versetzen."

„Sie schwärmen ja förmlich, Rodenberg!"

„Die Jugend, die Jugend, aber ich werde einstens alt und grämlich sein; das hat aber noch Zeit," setzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu, wobei er sich mit einer gewissen Coquetterie auf seinen langen Degen stützte und so eine prächtige, jugendlich frische Erscheinung abgab. „Sie hätten an meiner Stelle ebenfalls geschwärmt — ach, es war eine heitere Stunde: das junge, schöne Mädchen kam mir wie eine Fee vor, wie sie uns armen Sterblichen erscheint, um alsdann plötzlich auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden — sie schien so glücklich, so froh!"

„Wirklich?"

„Sie lachte so glücklich, sie lachte so toll
Und mit so schönen Zähnen —

Wenn ich an dieses Lachen denk',
So wein' ich plötzliche Thränen" —

deklamirte Arthur statt einer anderen Erwiederung; dann zog er seine Uhr hervor und rief plötzlich: „Was, schon eilf Uhr! Ah, ich muß nach Hause, ich habe dort ein paar Kranke zu verpflegen; allerdings ungefährliche Kranke, Walter und Rüding — sie hatten gestern Abend starke Händel mit einem bösen Gesellen, den man kalten Punsch nennt, und schmachten nach mir so, wie nach einem Trunke frischen Wassers."

„Das ist eine Christenpflicht, da will ich Sie nicht aufhalten."

„Auf Wiedersehen — und meinen besten Dank für die schöne Waffe, welche ich mitnehmen und sorgfältig bewahren werde!"

Der Gobelin fiel hinter dem jungen Manne herab, und während er zur Hausthür hinausschritt, hörte man ihn ein lustiges Lied trällern.

VII.

„Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß."

Ein tiefes Aufathmen, einem schweren Seufzer gleich, folgte Arthur und seinem Gesange und hallte förmlich wieder in dem hohen und jetzt so leeren und stillen Atelier. Es war hier heute so ganz verschieden von jenem Morgen, wo wir den geneigten Leser zum ersten Male hieher geführt. Die Schüler Roderich's hatten die Ecke hinter ihrem großen Carton verlassen und waren schon seit einigen Tagen ins Freie gezogen, angeblich, um Naturstudien zu machen. Walter, Lytton und Andere fehlten mit ihrem gemüthlichen Geplauder — dort war die Stelle leer, wo Conchitta gesessen und wo sich das kleine Mädchen an ihre Kniee geschmiegt.

Wie oft aber war Olfers schon so allein gewesen, und wie gern! Nie hatte er sich in solchen Augenblicken einsam gefühlt; seine Gedanken weilten alsdann bei seinen Arbeiten, bei denen, die er gerade ausführte, oder bei neuen Entwürfen. War dies nicht der Fall, so bevölkerte seine Phantasie das weite Gemach mit freundlichen Gestalten, oder in Stunden glücklicher Muße, wenn er, vielleicht müde vom Schaffen, eine Cigarre rauchend, in seinem niedrigen Fauteuil ruhte,

so schaute er alle die Gegenstände an, welche umherlagen, umherstanden oder welche die Wände bedeckten, und konnte sich bei ihrem Anblicke zurückversetzen in die vergangenen Tage und in die fernen Länder, wo er Dieses oder Jenes gefunden, wo er sich so glücklich gefühlt, in den Besitz desselben zu kommen, wie er es auf der Rückreise so sorgfältig bewahrt, und welche Freude er empfunden, wenn er es endlich bei sich aufgestellt.

Heute dachte er an alles das nicht; seine Cigarre hatte er schon längst weggeworfen, Palette, Pinsel und Malstock, sowie er sich allein befand, mechanisch niedergelegt und war dann in seinen Stuhl gesunken, wo er den Kopf zwischen seine Hände vergrub. Tausende widerwärtiger Gedanken durchkreuzten sein Gehirn; er war schon am Morgen verstimmt von Hause weggegangen, denn sein kleines Mädchen, das gewöhnlich mit ihm zu frühstücken pflegte, mußte zu Bette bleiben, da das an sich schwächliche Kind in der Nacht krank geworden war.

Roderich hatte vor dem Grauen des Tages schon lange, lange an dem Bettchen seines Kindes gesessen, häufig dessen brennende Stirn berührend oder seinen fieberhaft raschen Puls beobachtet, wobei ihm Margarethe, wenn sie, was häufig geschah, aus unruhigem Schlummer aufschreckte, mit ihren matten Augen ansah und jedesmal lächelnd versicherte, sie befinde sich viel besser.

Olfers war vom Hause weggegangen, nachdem ihm der herbeigerufene Hausarzt versichert, dieser Anfall habe an sich nichts Beunruhigendes, im Allgemeinen aber müsse das Mädchen bei seinem schwächlichen Körperbaue, wie er schon öfters gesagt, aufs sorgfältigste geschont werden. Das Kind

hatte sich so darauf gefreut, mit seinem Vater nach dem Atelier gehen zu dürfen, indem es gehofft hatte, dort Conchitta zu finden, die ihm so hübsche Märchen erzählte und die es überhaupt so lieb hatte ....

Ah, Conchitta ....!

Gerade vor einem Jahre war die junge Spanierin hier angekommen, hatte aber erst nach einiger Zeit ihre gewichtigen Empfehlungsbriefe im Hause Roderich's abgegeben und war dort von der Herrin desselben ziemlich kühl aufgenommen worden — was konnte eine Künstlerin wohl anders in ihr Haus führen, hatte sich Frau Hildegard selbst gesagt, als die Protection oder vielleicht die Unterstützung ihres Mannes, des berühmten Malers — sie brauchte dergleichen Leute nicht in ihren vier Wänden, zumal eine Person nicht, die bei so viel Jugend und Schönheit mit einem jedenfalls nur erheuchelten, so auffallend zurückgezogenen und bescheidenen Wesen auftrat, die ein kühles, verletzendes Wort so richtig empfand und dasselbe, ohne selbst verletzend zu werden, dadurch wiedergab, daß sie ihre Besuche immer seltener machte und endlich ganz unterließ.

Hatte Frau Hildegard nicht Recht gehabt, eine Person fern von ihrem Hause zu halten, die trotzdem, daß man sie nicht nur kalt, sondern sogar verletzend behandelt, die Gattin des Malers, wo sie dieselbe sah oder ihr begegnete, aus reiner Opposition und Heuchelei mit Anstand und Ehrfurcht grüßte — welche das Atelier des berühmten Malers, dem sie von guten Freunden dringend empfohlen war, zuweilen, wenn auch nicht häufig, besuchte, und die sich vor allen Dingen bei diesen Besuchen die herzliche Liebe ihrer kleinen Tochter erworben hatte?

Wo Margarethe sie sah, im Atelier des Vaters oder bei Spazirgängen, war selbst nicht der kalte, finstere Blick ihrer Mutter im Stande, sie von dem jungen Mädchen zurückzuhalten. Sie eilte auf sie zu, sie hing sich an ihre Hand — — das Kind, sonst so launisch und verdrießlich, war dann mit Einem Male heiter, glücklich und zufrieden.

Heute Morgen hatte es seinem Vater gesagt: „Wenn Du die Conchitta siehst, so mußt Du ihr erzählen, ich sei krank, aber es sei so arg nicht; ich habe ihr nämlich versprochen, ihr es sagen zu lassen, wenn ich wieder einmal krank werde. Dann will sie mich auf alle Fälle hier auf meinem Zimmer besuchen, und Mama wird alsdann wohl nichts dagegen haben."

„Ich werde sie aber schwerlich sehen," hatte Roderich gesagt, und darauf hatte das Kind geantwortet: „Mache, daß Du sie siehst; es freut mich schon, wenn sie nur weiß, daß ich ein klein wenig unwohl gewesen."

Aber er hatte sie nicht gesehen — sie war ausgegangen zu so ungewöhnlich früher Morgenstunde; sie war im Walde gewesen mit einem Begleiter, wie Rodenberg gesagt — Conchitta, das stille, ruhige Mädchen, die so wenig sprach, die sich so schwer an Fremde anschloß, die sich so selten von äußeren Eindrücken beherrschen ließ und diesen nachgab, war heiter und glücklich gewesen, hatte gelacht und gesungen — was war das?

Ja, sie hatte gesungen, und, wie Rodenberg sagte, auffallend schön gesungen — warum hatte sie ihm, den sie mit Wärme ihren guten Freund nannte, ein Geheimniß daraus gemacht, daß sie überhaupt zu singen verstand?

Und in Arthur's Gesellschaft — in der Gesellschaft dieses

auffallend schönen und dabei nicht gehaltlosen jungen Mannes war sie heiter und glücklich gewesen, nicht still und gemessen, wie sie gewöhnlich zu sein pflegte — —

Aus solch langen und tiefen Träumereien fuhr der Maler empor, ohne daß er in dem dichten Walde seiner wirren, trüben Gedanken einen Pfad gefunden hätte, der ihn zurückführte an das Licht eines freundlichen Tages. Er sprang endlich von seinem Stuhle in die Höhe und machte einen raschen Gang durch das Atelier. Alles kam ihm hier so dunkel vor, so gewöhnlich, so interesselos, sogar sein Bild auf der Staffelei, ja, dieses am allermeisten, und es war ihm, als hätte sein Pinsel noch nie etwas so Mittelmäßiges hervorgebracht — ja, als er so da stand, den Kopf düster in die Hand gelegt, fand er sich auf dem Gedanken, als sei er vielleicht gar nicht mehr im Stande, etwas so Vorzügliches zu schaffen, wie er früher mit Leichtigkeit gethan.

Er athmete so tief auf, daß es klang, als ringe seine Brust nach fehlender Luft; dann stützte er sich auf die hohe Lehne eines der Sessel und dachte beim Anstarren dieses seines letzten Bildes an sein erstes — wie fühlte er sich damals so glücklich, so frei, so ohne jede Fessel — gerade wie jener, der soeben von ihm fortging, wie Rodenberg sich fühlte, unbeengt wie der Vogel in der Luft, wie der bunte Schmetterling auf sonnenbeglänzter Wiese, dem Lichte zufliegend, wann und wo es ihm beliebte, sich freuend an dem Dufte herrlicher Blüthen, wann er wollte.

Wie kurz war für ihn die Zeit einer gleichen vergoldeten Jugend gewesen, eigentlich von gar keiner Dauer, denn so bald sein großes Talent angefangen, die Flügel zu regen, hatte man auch schon begonnen, leichte Fäden, die Anfänge

künftiger Fesseln, um die kräftigen Schwingen seines Geistes zu legen.

Da stand sein Bild fast vollendet vor ihm, und an dem Tage, an welchem er es absandte, war seine Kasse um eine große Summe reicher, um eine Summe, die jedem Anderen genügt hätte, jahrelang die Welt zu sehen, sich seines Lebens zu freuen und tausend Thorheiten zu begehen! — Was that er mit diesem Gelde, das für ihn nichts war, als kaltes, gefühlloses Metall, kein Vermittler zu neuen Freuden: er sandte es seinem Banquier und erfuhr in ein paar Tagen, daß sein Haben um so und so viel Tausend Thaler gestiegen sei. Zuweilen, aber sehr selten, vermehrte er nach einer solchen Einnahme seine Sammlungen um ein neues Kunstwerk, eine werthvolle Waffe oder dergleichen — sehr selten — und wozu auch? Hatte er doch Niemanden, mit dem er in seinen Mußestunden oder auch bei seiner Arbeit so recht herzlich über dieses oder jenes interessante Stück hätte plaudern können — war doch Niemand da — Niemand, der sich mit ihm so recht innig gefreut hätte über die vielen, an sich meist werthlosen Gegenstände, die oft erst dadurch ihren Werth erhalten, daß ein gleichgestimmtes liebes Wesen uns dieselben von Herzen lobt oder daß wir ein solches Wesen in traulichen Stunden mit den Erinnerungen bekannt machen, die für uns an diesem oder jenem Stücke haften und die es uns mehr oder minder werthvoll machen.

Für Roderich gab es kein solches Wesen, das seinem Herzen nahe stand oder nahe stehen durfte, das mit einem liebenden Antheile an seinem Munde gehangen hätte, wann er erzählte von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, von

seinen Erinnerungen, die hier in seinem Atelier so viele stumme und doch so beredte Zeugen hatten.

Für ihn gab es kein Wesen, das rathend oder besprechend den Strichen, die unter seiner Meisterhand hervorgegangen, gefolgt wäre, oder das seine Bilder glühend gelobt und sanft getadelt, oder das anmuthig in dem niederen Fauteuil dort gekauert und ihn unterhalten hätte mit Lachen und Scherz, mit lustigen Neckereien, wenn er arbeitete, das ihm in heiterem Tone guten Rath ertheilt, das ihm ein fröhliches Lied gesungen, das ihm Feuer für seine Cigarre gebracht, ja, das versuchsweise mit ihm geraucht hätte!

Ein Wesen, welches liebend seine Blumen gepflegt hätte und ihm launige Geschichten mitgetheilt, wenn er in Mußestunden draußen saß, seine Augen und seinen Geist erfrischend an dem Grün der Blätter, seine Nerven beruhigend an dem gleichförmigen melodischen Plätschern des Springbrunnens!

Ein solches Wesen hätte ihn glücklich gemacht, er sehnte sich so glühend darnach — —

Da hob Andreas den Gobelin vor dem Eingange in die Höhe und trat alsbann, durch eine tiefe Neigung seines Kopfes ehrerbietig grüßend, zurück. Madame Hildegard trat in das Atelier und erwiederte diesen Gruß mit einem kaum merklichen Nicken ihres Kopfes, doch sagte sie dabei in lautem und ziemlich scharfem Tone: „Wird denn hier bei Euch das ewige Anpflanzen von Blumen nicht aufhören — wozu immer Blumen und nichts als Blumen?“

„Madame wollen verzeihen,“ entgegnete schüchtern der Gärtner, „wir haben noch Erdbeeren und Himbeeren hier und das Zwergobst hat schön geblüht und gut angesetzt.“

Die Gattin des Malers zuckte mit den Achseln und sagte

beim Eintreten: „Eure Erdbeeren verfaulen gewöhnlich hier außen oder vertrocknen, je nach dem Charakter des Jahres, und das Zwergobst wird Euch gestohlen — was bleibt da übrig?“

Die Blumen, die schönen, bunten, duftigen Blumen! dachte der Knecht, während er den Gobelin zwischen sich und die Herrin fallen ließ. — Die Blumen, die schönen, bunten, duftigen Blumen! dachte auch der Herr, welcher begreiflicherweise kein Wort von der Unterredung verloren — die Erinnerung an schöne Früchte, welche wir genossen — und vielleicht doch noch eine kleine Hoffnung für die Zukunft!

Madame rauschte heran in ihrem weiten, bauschigen, seidenen Kleide, Oberkörper und Haupt so aufrecht wie möglich, nicht die geringste Bewegung zeigend in den Zügen ihres kalten, glatten und doch noch immer schönen Gesichtes. Sie war anzusehen wie eine jener schlanken, in bunten Farben schillernden giftigen Waldblumen, welche der arglos Unwissende bewundernd anschaut, die aber der Kenner fürchtet und scheut.

Nachdem Frau Hildegard sehr ruhig und gedehnt guten Morgen gesagt, sah sie rings umher nach irgend einer Sitzgelegenheit, die sich vielleicht vor den übrigen durch weniger Staub oder durch weniger unordentlich auf ihr herumliegende Gegenstände auszeichnete. — Roderich schob, nachdem er den ihm gebotenen guten Morgen freundlich erwiedert, einen bequemen Lehnsessel heran, von dem er vorher ein Stück tiefrothen Damast herabgestreift, und stellte ihn so, daß man von demselben aus sein neues Bild betrachten konnte.

Ehe sich Frau Hildegard darauf niederließ, drehte sie den Lehnsessel ein klein wenig und zwar so, daß sie, um das

Bild ihres Gatten zu sehen, etwas über die Achsel blicken mußte.

Sie liebte es sehr, Menschen und Gegenstände über die Achsel anzuschauen.

Das offene, gute und redliche Gemüth des Malers hatte sich vor wenigen Augenblicken in einer so weichen, wehmüthigen, versöhnlichen Stimmung befunden; er hatte so sehr und so schmerzlich den Mangel eines mitfühlenden Herzens erkannt; er hatte sich bemüht, durch einige wenige glückliche Erinnerungen aus seiner Vergangenheit doch noch eine Hoffnung für seine und seines Kindes Zukunft aufzubauen, daß er mit einem warmen, versöhnlichen Gemüthe die Hand seiner Frau ergriffen hätte, wenn sie ihm dieselbe nur mit der Idee eines freundlichen Blickes, mit einem einzigen guten Worte entgegengestreckt.

Er war empfindlich und empfänglich wie alle Künstler, und deßhalb schnitt ihm der knarrende Ton, den der Lehnsessel bei der Wendung hervorbrachte, tief ins Herz und machte, daß er seine Lippen fest zusammenpreßte.

Frau Hildegard seufzte ein wenig, während ihre großen, sehr klaren Augen rings umherliefen und ihr Sonnenschirm auf dem Boden eine drehende Bewegung machte.

Roderich wußte, daß er ziemlich lange auf die Eröffnung eines Gespräches hätte warten müssen, wenn seine Frau zum Sprechen nicht besonders geneigt war. Sie pflegte ihre Launen und ihre schmerzhaften Erregungen gegen ihn je nach ihrem Gefallen auf zweierlei Art kund zu thun, einmal durch Schweigen und sehr spärliche Reden oder durch eine Fluth von Worten.

Heute schien sie in der schweigenden Laune zu sein, weß-

halb er nach einiger Zeit sagte: „Heute wirst Du hier im Atelier weniger Leben finden, als neulich.“ Worauf sie, ihn scharf ansehend, erwiederte:

„Ja, ich finde es hier heute ruhiger und anständiger und Dich deßhalb wohl in weniger guter Laune.“

„Wie so?“ fragte Olfers, indem er sich gewaltsam zu einem Lächeln zwang.

„Du warst verstimmt, als ich eintrat, oder vielleicht gerade, weil ich eintrat.“

Er machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern, indem er sagte: „Thue mir den Gefallen und sprich solche Voraussetzungen nicht aus, die leider richtig werden müssen, weil Du sie auf so herbe Art aussprichst!“

„Du findest alles herb und hart, was ich sage, Du findest den Ton, den Du führst!“

„Gäbe Gott, daß Du die Wahrheit sprächest, und sei überzeugt, daß ich dann in Deinen Reden stets einen herzlichen und warmen Ton fände!“

„Lassen wir dieses Wortgefecht, in welchem Du mir überlegen bist — ich kam in einer anderen Absicht, um einer anderen Ursache willen hieher!“

Roderich fühlte sich verletzt durch ihre Worte, besonders aber durch den kalten Ton, mit dem sie dieselben aussprach. „So laß mich Deine Absicht und Deine Ursache hören,“ sagte er, weniger freundlich, als er es sonst gewiß gethan hätte.

„Du brauchst dieses Verlangen nicht so rauh an mich zu stellen,“ fuhr sie nach einer Pause fort; „ich komme mit bekümmertem Herzen.“

„Ah,“ machte er, sie anschauend, und seine angeborene

Gutmüthigkeit ließ seinen Blick aufmerksam, ja, sogar herzlich erscheinen.

„Das Unwohlsein meiner Tochter macht mir Sorge.“

Frau Hildegard hatte die Gewohnheit, bei ähnlichen Veranlassungen nie oder höchst selten zu sagen: unseres Kindes. Mit dem Ausdrucke meiner Tochter oder meines Kindes fing sie gewöhnlich ihre Erörterungen an und steigerte sie in den meisten Fällen bis zur Benennung: meiner Tochter, welche Dir mit ihrem guten Herzen durchaus unähnlich ist.

„Der Arzt gab mir die tröstliche Versicherung, ihr leichtes Unwohlsein sei nur vorübergehend.“

„Womit Du Dich eben so leicht getröstet.“

Er warf ihr einen schmerzlichen Blick zu, ohne sie jedoch durch eine Sylbe zu unterbrechen.

„Dieses Unwohlsein wird, so Gott will, allerdings vorübergehen, aber es wird auch wiederkehren; Margarethe hustet, und wenn sie hustet, färben sich ihre blassen Wangen mit einer verdächtigen Röthe.“

„Heute Morgen, als ich sie verließ, hustete sie noch nicht,“ sagte Roderich besorgt. „Das Kind blieb doch in seinem Bette?“

„Ich ließ es aufstehen, was ihm bei dem warmen Wetter durchaus nicht schaden konnte, welcher Meinung Du auch sein wirst; oder,“ setzte sie mit einem lauernden Blicke hinzu, „willst Du mir vielleicht durch Deine Frage den Vorwurf machen, als sei ich die Schuld, wenn das arme Kind kränker geworden?“

„Du weißt, ich mache Dir selten Vorwürfe, und wenn es geschieht, so glaube ich ein Recht dazu zu haben, und thue es alsdann in klaren, deutlichen, nicht zu verkennenden Worten.“

„Ich sagte Dir schon einmal, daß ich nicht hieher kam, um über Worte oder Ausdrücke zu streiten!“

„Und ich kann Dir versichern, Hildegard, daß ich besonders nach dem, was Du mir gesagt, nicht in der Stimmung bin, das zu thun, was Du Streiten nennst.“ — Er legte den Malstock, sowie die Palette bei Seite und fuhr alsdann mit bekümmertem Tone fort: „Wenn Margarethe in der That kränker geworden ist, besonders wenn sich ihr beunruhigender Husten wieder zeigt, so will ich selbst zu unserem Arzte gehen und ihn bitten, das Kind gründlich zu untersuchen.“

„Er war schon da und hat es untersucht.“

„Nun?“ fragte Roderich in großer Spannung.

„Er fand die Brust meiner Tochter schwach, wie immer, und angegriffen.“

„Sprach er Befürchtungen aus? Ich bitte Dich herzlich, Hildegard, erzähle mir das umständlich und laß mich nicht jedes Wort aus Dir herausfragen.“

„Ja, er sprach Befürchtungen aus.“

„Das fehlte mir noch!“ rief der Maler in schmerzlichem Tone der Stimme.

„Das fehlte Dir noch, und an mich denkst Du nicht!“ Du verläßt heiter und wohlgemuth das Haus, während ich in meinem Jammer in das kummervolle Gesicht meines armen kranken Kindes sehe!“

„Heiter und wohlgemuth?“ erwiederte er in ungeduldigem Tone; „ich hoffe, Du wirst überzeugt sein, daß ich nicht hieher ins Atelier zu meiner Arbeit gegangen wäre, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, Margarethe werde husten oder kränker werden — in diesem Falle,“ setzte er unmuthig hinzu, „würde ich es wenigstens für einen Trost halten, zu

Hause bleiben zu können, um ihr armes, liebes, kummervolles Gesicht zu sehen."

„Damit willst Du mir wohl einen Vorwurf machen, daß ich ausgegangen sei? Ich eilte voll Kummer und Schmerz hieher, um selbst zu sehen, ob Du noch nicht hier seiest."

Während des ersten Satzes, den seine Frau sprach, warf Roderich einen Blick auf ihre sehr gewählte und reiche Toilette, doch lenkte der Nachsatz, den sie in einem ganz besonderen, ihm wohlbekannten scharfen Tone sprach, seine Aufmerksamkeit auf diesen hin, und er fragte rasch: „Wie soll ich das verstehen: ob ich noch nicht hier sei?"

„Weil ich schon einmal, nachdem Du schon lange fort warst, hieher sandte und man Dich nicht fand!"

„A—a—a—ah!" machte Roderich, wobei ein Lächeln über seine Züge flog; ihm rollte eine Last von der Brust, indem er jetzt ganz genau wußte, daß Margarethe nicht kränker geworden sei, daß sie nicht auf beunruhigende Art hustete, daß der Arzt keine Befürchtungen ausgesprochen, daß aber seine Frau durch irgend einen Zufall erfahren, er sei nicht direkt hieher gegangen, sondern habe einen Besuch bei Michel Angelo Schmitz gemacht.

Wir wissen, daß Roderich dort äußerst selten Besuche machte, und eben so gut, daß ihm jeder seiner Besuche in diesem Hause für ein Verbrechen angerechnet wurde — er hatte also in den Augen seiner Frau abermals ein Verbrechen begangen und mußte dafür bestraft werden, dieses Mal, wie es schien, nicht durch Anklagen und heftige Worte, sondern empfindlicher durch unnöthige Angst, welche man ihm in Betreff seines kleinen Mädchens einjagte, sowie durch Darlegung eines tief zerrissenen Mutterherzens.

Als sich der Maler die Lage der Dinge einigermaßen klar gemacht hatte, indem er ungefähr so dachte, wie wir eben gesagt, fiel es ihm durchaus nicht mehr ein, von Angst und Sorge getrieben rasch nach Hause zu eilen, vielmehr nahm er ruhig Palette und Malstock wieder auf, nachdem er sich zuvor eine Cigarre angezündet, und bis er alsdann wieder zu malen anfing, war vielleicht eine Zeit von zwei bis drei Minuten vergangen, während welcher beide Gatten in Stillschweigen verharrt.

Endlich sagte Olfers zum großen Erstaunen von Frau Hildegard: „Du hast mir noch kein Wort über mein Bild gesagt; ich glaube, es soll mir gelingen, meine Freunde sind wenigstens dieser Ansicht."

Sie schien so überrascht von dieser plötzlichen Wendung seiner Gedanken, sowie des Gespräches, welches sie begonnen und das ihrer Ansicht nach noch lange nicht zu Ende geführt war, daß sie nicht im Stande war, sogleich eine scharfe Erwiederung auf seine Frage hören zu lassen, und erst nach ein paar Sekunden und nachdem sie sich durch einen tiefen Athemzug gestärkt, erwiederte: „Deine sogenannten Freunde loben Deine Bilder und sagen Dir begreiflicherweise nur Angenehmes; mir aber, die ich doch nun einmal Deine Frau heiße, erlaube, wenigstens heute über ernstere Dinge mit Dir zu reden — ich sprach von meiner kranken Tochter ...."

„Und ich hörte Dir zu, weiß Gott, mit Sorgen und Kummer im Herzen, bis Du ...."

„Bis ich was?"

„Bis Du mich im Laufe des Gespräches merken ließest, Du habest nach mir geschickt und erfahren, ich sei, obgleich

schon lange von Hause fort, doch noch nicht hier angekommen — wo mag ich nur in aller Welt gewesen sein?" setzte er mit einem kurzen Lächeln hinzu.

„Mir ist das höchst gleichgültig!"

„Schade, daß es Dir heute gleichgültig ist!"

„Wo wirst Du auch gewesen sein — bei Künstlern oder bei Künstlerinnen!"

„Ja!"

„Im Hause Deines würdigen Freundes Schmitz!"

„Ah, Du weißt es schon?"

„Ich ahnte es, da ich Deine Neigungen kenne — ah," fügte sie mit dem Ausdrucke der Geringschätzung hinzu, „an einem Tage, wo Dein einziges Kind zu Hause liegt, krank auf den Tod!"

„Halt!" rief der Maler, indem er sich rasch gegen seine Frau wandte, so daß sie sein leuchtendes Auge sehen konnte und das Anschwellen der Ader auf seiner Stirn. „Halt," wiederholte er, „laß mich ein solches Wort in dem Zusammenhange wie eben nicht wieder hören, spiele nicht freventlich damit, Du könntest es bereuen!"

„O, ich bereue so Vieles, daß das Wenige, was noch dazu kommt, mir wenig Unterschied macht!"

„Das Wenige — Du nennst es etwas Weniges? Doch wozu mich ereifern?" fügte er achselzuckend hinzu, indem er sich wieder gegen sein Bild umdrehte. — „Ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz — Du nennst ihn so!"

„Während Dein Kind tödtlich krank zu Hause liegt!" wiederholte sie ruhig, kalt, absichtlich und entschlossen.

Er schaute sie rasch mit einem zornigen Blicke an, wobei eine tiefe Blässe sein Gesicht überzog, was bei ihm immer

der Fall war, wenn er sich ärgerte oder wenn ihn ein tiefer Kummer ergriff.

„Meinetwegen denn, Madame,“ sagte er mit einer dumpfklingenden Stimme, da sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervorkam — meinetwegen denn, ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz, während mein armes Kind tödtlich krank zu Hause liegt — da Sie es so haben wollen!“

„Es ist die Wahrheit!“

„Nein — tausendmal nein, es ist eine Lüge! — O sieh', Hildegard,“ fuhr er plötzlich mit einem weichen, schmerzlichen Tone der Stimme fort, „ich halte Dich für besser, als Du scheinen willst — wie könnte unser Kind tödtlich krank zu Hause liegen und Du, statt in Kummer und Verzweiflung an seinem Bette zu sitzen, Dich hier befinden — so ....“ Er schwieg plötzlich, wahrscheinlich, um sie mit einer Schlußbemerkung nicht noch mehr zu reizen.

Doch gab gerade dieses Schweigen ihr erwünschte Veranlassung zu der Frage: „Wie sitze ich hier — so?“

Statt einer Antwort zuckte er die Achseln.

„Darf ich wohl wissen, wie ich hier sitze?“

„Nun denn, ja, Du darfst es wissen: nicht wie eine Mutter, die mit kummervollem Herzen vom Bette ihres kranken Kindes kommt, nein, wie eine Frau, die, über die Möglichkeit aufgeputzt, nach einer kleinen Scene mit ihrem Manne bei einer guten Freundin Trost suchen und finden wird!“

Ihre Augen funkelten, und sie nagte unter tiefen Athemzügen an der bebenden Unterlippe.

„So ist es,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort,

„Dein Anblick und Deine Bemerkung über meine Abwesenheit haben mich wegen meiner lieben Margarethe vollkommen beruhigt!“

„Beruhigt?“ brachte sie mühsam mit einem verächtlichen Lächeln hervor — „vollkommen beruhigt? Als ob es Dich je beunruhigen würde, wenn Du Dein Kind oder mich sterbend wüßtest — ja,“ fuhr sie heftiger werdend fort, indem sie rasch aufstand, „was mich anbelangt, so bin ich überzeugt, daß Du sehnsüchtig des Augenblicks harrst, wo Du von mir befreit sein wirst!“

„Ich denke,“ erwiederte er in einem Anfluge von Humor in seiner Stimme, trotz des traurigen Tones, „das soll in weniger als einer Viertelstunde geschehen!“

„O, nicht so, ich denke an eine ewige Befreiung!“

„Auch die wird kommen, Madame, für mich eben so gut wie für Sie!“

„Ja, nach langem, trostlosem Warten, nach einem unerträglichen Leben voll Jammer und Qual — am Ende dieses unglücklichen Daseins, wo wir von dieser Welt nichts mehr hoffen und fürchten — warum denn nicht früher?“

Sie that diese Frage so plötzlich und gegenüber ihrem früheren, aufs höchste gereizten Tone mit so leidenschaftsloser Stimme, ja, mit einem, wenn gleich frostigen Lächeln, daß er sie erschrocken anblickte und, obschon widerstrebend, doch nichts über seine Lippen brachte, als die Wiederholung ihrer Worte.

„Ja, warum denn nicht früher?“

Dann aber blickte er um sich her, als fürchte er, ein fremdes Ohr könnte diese kurze, aber furchtbare Frage gehört haben; auch legte er hierauf Palette und Malstock ruhig bei

Seite, verschränkte seine Arme über die Brust und ging kopfschüttelnd an das andere Ende des Ateliers.

Er war furchtbar ergriffen, ihm war zu Muthe wie dem Mitschuldigen eines Verbrechens, über welches nach häufigen, unklaren Andeutungen endlich ein klares, nicht zu verkennendes Wort fällt und welches damit aus einem unbestimmten Schattenbilde plötzlich furchtbar verkörpert erscheint.

Warum denn nicht früher?

Dies klang ihm fortwährend in die Ohren in gellenden, betäubenden Wiederholungen — warum denn nicht früher? — und diese vier Worte bildeten sichtbar für ihn eine unzerreißbare Schranke, welche ihn von seinem Weibe und seinem Kinde trennen sollte, ja, in Gedanken schon getrennt hatte. Die That, vor der ihm graute, war nun kein wesenloser Schatten mehr, sondern zu einem Gespenste geworden, welches Miene machte, sich zwischen ihn, sein Haus und sein Kind zu werfen — die Kugel, dem Rohr entflogen, fand sicher ihr Ziel.

„Daß es so weit gekommen, ist gewiß nicht meine Schuld!“ hatte sie die Kühnheit, ihm zu sagen, und sie hätte noch viel mehr sagen können, ohne daß er ihr darauf geantwortet hätte, so sehr war er erfüllt von dem trüben, garstigen Bilde, welches jene Worte in ihm hervorgerufen.

Wenn sich auch, wie wir wissen, Roderich durch keine heftige Liebe zu seiner Frau, ehe sie sein Weib ward, hingezogen gefühlt hatte, so fehlte doch nicht in seinem Herzen eine Neigung, welche, wenn sie von Hildegard gepflegt, von ihr heilig gehalten worden wäre, da sie aufrichtig war, ein glückliches Verhältniß hätte anbahnen müssen.

Was sie aber ihrem Gatten nicht zugebracht hatte: eine

innige, heiße Liebe, verlangte sie von ihm, obgleich das umgekehrte Verhältniß richtiger gewesen wäre.

Ja, warum denn nicht früher?

Er zog kopfschüttelnd und in tiefes Nachdenken versunken seinen Sammtrock aus und sein gewöhnliches Kleid an, nahm seinen Hut und Stock und sagte mit ruhiger, wenn gleich klangloser Stimme zu seiner Frau: „Ich gehe nach Hause!" was sie mit einer kurzen Neigung ihres Kopfes erwiederte.

Ja, es trieb ihn zurück in sein Haus, welches ihm jetzt auf einmal viel wichtiger erschien, als sein Atelier mit allen Entwürfen und Bildern; er hatte eine unbestimmte Idee, wenn er um die Straßenecke böge, von wo aus er sein Haus gewöhnlich erblickte, er sehe es nicht mehr an dem alten Platze stehen, es sei auf und davon, der Himmel möchte wissen, wohin, und er hatte die feste Ueberzeugung, er werde es niemals wiedersehen — sein Haus mit dem kostbaren Inhalte, seinem kleinen, lieben Mädchen nämlich, das ganz genau wußte, wann er, sein Vater, aus dem Atelier komme, und das alsdann, ihn erwartend, mit seinem bleichen Gesichtchen durch die Fensterscheiben sah — ach, er liebte das Kind so innig, er liebte es, weil es sein Kind war, weil es so unendlich an ihm hing, weil es ihn zu erheitern verstand mit seinen kleinen Späßen und Schmeichelreden; ganz besonders aber liebte Roderich seine Tochter, weil sie so bleich aussah und weil sich ihre kleine Brust so fieberhaft rasch hob und senkte, wenn sie mit ihrem Vater hier in dem kleinen Garten ein wenig umhergesprungen war.

Hier in dem kleinen Garten, den der Maler jetzt durchschritt und in welchem er sich vergeblich nach seinem Kinde

umsah — freilich lächelte er im nächsten Augenblicke über sich selbst, Margarethe konnte ja nicht hier sein.

Ja, warum denn nicht früher?

Roderich war so in Gedanken vertieft, daß ihm alles Andere außer diesen Worten, welche glühend vor seiner Seele standen, wie in dichten Nebel eingehüllt erschien.

Andreas, der ihm in den Weg trat, fragte ihn, ob er heute Nachmittag zur gewöhnlichen Zeit ins Atelier käme, worauf er ihm, eigenthümlich lächelnd, zur Antwort gab: „Ei, warum denn nicht früher?"

VIII.

„Ein fremder Cavalier.“

Wenn Rodenberg's kleiner Diener Rafael nichts zu thun hatte, das heißt, wenn er nothdürftig geputzt und den Pudel so lange geplagt, bis dieses unbegreiflich geduldige Thier zu knurren anfing und seinem beständigen Quälgeiste die scharfen Zähne zeigte, dann pflegte er vom Fenster herab seine Beobachtungen zu machen.

Nichts entging alsdann seinem scharfen Auge, und er wußte sich die kleinsten Begebenheiten und unbedeutendsten Zufälle mit seiner außerordentlichen Pfiffigkeit und seinem frühreifen Verstande zu wahren und unwahren Geschichten zusammenzusetzen, mit denen er alsdann die Betreffenden plagte und leider seinen Herrn häufiger ergötzte, als es für den Charakter des kleinen, verdorbenen Burschen nützlich war.

Wollte er von seinen Beobachtungen ausruhen, so begab er sich in seinen Mußestunden an den Käfig, worin sich der ausgestopfte Papagei befand, und trieb, hinter demselben versteckt, mit den Vorübergehenden seine tollen Possen.

Schon einige Male in den letzten Tagen hatte Rafael von seinem Standorte aus einen älteren Herrn bemerkt, der

ihm eben so sehr durch ein fremdartiges Aeußeres aufgefallen war, als dadurch, daß er mit größter Langsamkeit durch die Wurstgasse schritt, wobei er die Häuser rechts und links aufmerksam betrachtete und schon ein paarmal vor dem Reichsapfel stehen geblieben war.

Daß bei diesen Veranlassungen der Papagei oder vielmehr Rafael durch den Papagei nicht versäumt hatte, sich dem Fremden durch einige unpassende Zurufe bemerklich zu machen, als: „alter Jakob“ oder auch „alter Spitzbube“, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, müssen aber hinzufügen, daß der Fremde über die ungemein deutliche Aussprache des Papagei's freundlich gelächelt und alsdann gewöhnlich ruhig weiter geschritten war.

Rafael, der seit lange schon nicht mehr einen so angenehmen und dankbaren Zuhörer gehabt, freute sich, so oft er den alten Herrn ruhig daherschreiten sah, und verstieg sich eines Tages so hoch, daß er seinen Papagei hinabrufen ließ: „Bist Du schon wieder da, alter Gauner?“ worauf er doch ein wenig erschrack, als er durch die unterste Fensterecke blinzelnd sah, wie der alte Herr freundlich mit dem Kopfe nickte, und dann hörte, wie er laut zurückrief: „Ja, ich bin schon wieder da, mein loser Vogel!“

Der alte Herr war von ziemlicher Leibesgröße, trug einen großen, nach rechts und links hinausstehenden Schnurrbart, dazu einen starken Knebelbart; er hatte, was für Rafael sehr wesentlich war, ein dickes spanisches Rohr in der Hand und schritt, nachdem er, wie eben gesagt, auf den Zuruf des Papagei's geantwortet, nicht, wie gewöhnlich, in der Straße weiter, sondern wandte sich, nicht gerade zur angenehmen Ueberraschung des kleinen Lauschers droben, gegen

das Haus und trat, nachdem er noch einmal den Reichsapfel betrachtet, hinein.

Rafael hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Zimmer zu verlassen, in welchem sich der Papagei befand; er schloß die Thür desselben zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann erwartete er das Herannahen des ihm einigermaßen unheimlich gewordenen Fremden ungefähr mit denselben Gefühlen, wie Don Juan das Erscheinen des steinernen Gastes.

Draußen klopfte es an und drinnen rief man: „Herein!"

Der Herr mit dem großen Knebelbarte und dem dicken spanischen Rohre trat in die Stube und schaute mit einem gemüthlichen Lächeln rings umher, nachdem er mit einer nichts Gutes weissagenden Stimme den kleinen Diener gegrüßt.

Das Gemach befand sich in einer Verfassung, bei welcher man es einem Fremden nicht übel nehmen konnte, wenn er dasselbe lächelnd beschaute: da war der Boden, die Stühle, die Tische bedeckt mit eigenthümlichen Gegenständen und Geräthschaften, mit hohen Reiterstiefeln, an denen gewaltige Sporen prangten, mit gelben Lederhosen und grauen Tricots, mit Trachten vom verschiedensten Schnitte und in allen erdenklichen Farben, mit Schwertern und Dolchen, Jagdspießen, Hirschfängern, Hüfthörnern, kurz, mit allen Garderobe-Bestandtheilen, um eine zahlreiche Schaar Männer in das Gefolge des wilden Jägers umzuwandeln.

In der Ecke des Zimmers waren sogar ein paar zusammengekoppelte Rüden angebunden, die abwechselnd bellten oder heulten.

„Mir scheint, hier bin ich schon recht," sagte der fremde Herr mit dem dicken spanischen Rohre, nachdem er seine Beobachtungen beendigt zu haben schien und nun seine

schwarzen, etwas starren Augen fest auf Rafael ruhen ließ.

„Es könnte wohl sein, daß Sie hier recht sind," gab dieser schüchtern zur Antwort und setzte in einem unbefangen scheinenden Tone hinzu: „Darf ich wohl fragen, wen Sie suchen?"

„Wen ich suche," versetzte der Eingetretene, indem er sich abermals umschaute — „ja so, ganz richtig, was ich suche, willst Du wissen — ich sehe das nicht, was ich suche."

„Und was könnte es sein, wenn ich fragen darf?" stotterte Rafael.

„Es könnte sein — ein kleiner, charmanter Papagei, der mit einer übergroßen Natürlichkeit in der Stimme die Leute ausschimpft, welche ruhig über die Straße wandeln — ich liebe dergleichen Galgenvögel."

„Ein solcher Papagei ist nicht hier," erwiederte der kleine Diener mit einer Sicherheit, welche ihm die Angst vor dem dicken spanischen Rohre des Fremden einflößte.

„Ah, der Papagei ist nicht hier — aber ein anderer Galgenvogel!"

Der Herr mit den starren, schwarzen Augen und dem großen Schnurr- und Knebelbarte sagte diese Worte in einem so außerordentlich freundlichen und verbindlichen Tone, daß Rafael, einen plötzlichen Umschlag in diesem angenehmen Zwiegespräche vorhersehend, langsam gegen die Thür zurückzuweichen begann, worauf in der That die von Rafael so richtig geahnte Wendung eintrat; denn ehe jener sich dessen versah, hatte ihn der Fremde am Kragen seines fadenscheinigen Malerkittels erwischt und schüttelte ihn ein wenig, aber mit einer so sanften Bewegung und so wohlwollender Miene,

daß der kleine Diener nicht zu entdecken im Stande war, ob hier Scherz oder Ernst vorwalte.

„Ah," sagte der Fremde nach einer Pause, als er den Kragen von Rafael's Gewand losgelassen, „da drinnen ist wohl der zauberhafte Papagei! Nun, ich will hier geduldig warten, bis Dein Herr zurückkommt, du kleiner Schlingel, und werde ihm alsdann erzählen, womit Du Deine Freistunden hinbringst — Cararo! Ich glaube, wenn Dein Herr ein vernünftiger Herr ist, so kann Dir eine tüchtige Tracht Prügel nicht entgehen!"

Da Rafael in diesem Punkte vollkommen der gleichen Ansicht war wie der Fremde, so ließ er den Kopf hängen und machte eine sehr demüthige Miene. Sein Herr nämlich, wenn er sich auch zuweilen selbst einen Spaß mit dem ausgestopften Vogel erlaubte, meistens gegen gute Freunde, hatte doch seinem Diener aufs strengste verboten, sich auf diese Art zu belustigen, und für ein Vergehen dieser Art nicht nur allein mit einer Tracht Prügel gedroht, sondern auch mit Dienstentlassung.

„Wie mir scheint," sagte der Fremde lächelnd, als er die zerknirschte, aber trotzdem sehr verschmitzte Miene Rafael's sah, „bist Du nicht nur ein lustiger Junge, sondern auch ein verständiger Junge."

„Gewiß, das bin ich, Herr Baron."

„Du brauchst mich nicht Baron zu nennen — wenn ich richtig auf Deinem Gesichte lese, so sehe ich darauf den Wunsch, ich möchte mich entfernen, ehe Dein Herr kommt."

„Ja, Herr Graf."

„Laß die Titulatur hinweg, wenn es Dir einerlei ist, und höre mich an: ich will Dich nicht durchprügeln, wie

Du es verdient hättest; ich will auch das Zimmer verlassen, ehe Dein Herr kommt, und auch weder bei diesem, noch bei der Polizei wegen Deiner Schimpfreden Klage führen; doch nur, wenn Du mir ein paar Fragen beantwortest, aber ehrlich und aufrichtig, und wenn ich überhaupt sehe, daß Du für einen blanken Thaler, den ich hier in meiner Tasche habe, geneigt bist, mir einen Dienst zu leisten."

„Alles, was Ihr wollt, gnädiger Herr."

„Ich bin hier im Zimmer des Herrn Malers Rodenberg?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Was bedeuten diese Kleider und Waffen, welche hier herumliegen?"

„Uebermorgen ist das Frühlingsfest der Herren Künstler, und was hier herumliegt, ziehen die Reiter an, welche meinen Herrn begleiten."

„Und was zieht Dein Herr an?"

„Das ist noch nicht da, das heißt der Rock und der Mantel nicht, nur seine grauen, ledernen Beinkleider und hohe, reiche, glanzlederne Stiefel mit großen Sporen."

„Seine Waffen?"

„Dort der lange Degen."

„Zeig' ihn einmal her — ah," rief er, „echter und gerechter Toledaner — eine schöne Klinge — und sonst?"

„Eine Hetzpeitsche, an deren Schnur noch ein Stück geflochten wird."

„Und das Jagdhorn?"

„Ja, das fehlt noch; mein Herr sollte eines von einem Bekannten erhalten, aber es war zu groß und nicht schön genug, das im Laden aber ist zu theuer."

„In welchem Laden?"

„Drunten auf dem Markte, gegenüber den drei Reichskronen."

„Ah, Du kennst die drei Reichskronen?"

„Gewiß, gnädiger Herr."

„Und bist ein lustiger und verständiger Junge, der einen Spaß versteht und der lieber einen blanken Thaler verdient, oder zwei, als Prügel erhält — he? — Nun gut denn, sobald das Gewand deines Herrn da ist, morgen gewiß im Laufe des Tages, so kommst Du zu mir — ich wohne in den drei Reichskronen auf Numero vierzehn, Du fragst nach Don Jose — kannst Du den Namen behalten?"

Rafael nickte eifrig mit dem Kopfe, indem er spöttisch lächelte — er konnte viel im Gedächtnisse behalten, wenn er wollte; zur Bekräftigung setzte er auch noch hinzu: „Das werde ich gewiß nicht vergessen."

„Und willst morgen zu mir kommen?"

„Ja wohl, gnädiger Herr, das soll nicht fehlen."

„Du brauchst keine Angst zu haben, daß ich etwas Unrechtes von Dir begehre."

Davor hatte der Schelm von Diener durchaus keine Angst, es wäre ihm sogar lieber gewesen, wenn er zu etwas Verdächtigem, mindestens Zweideutigem die Hand hätte bieten dürfen."

„Mit Deinem Herrn sollst Du übrigens nicht darüber reden, weder daß ich hier war, noch daß ich Dich zu mir bestellt."

Dieses Verlangen gefiel Rafael schon besser, weßhalb er mit großem Eifer betheuerte, er werde gewiß seinem Herrn nicht das Geringste sagen."

„Gut, die Sache ist abgemacht — traust Du mir?“

Das Lächeln, welches bei dieser Frage auf den verschmitzten Zügen Rafael's sichtbar wurde, war gewiß des Stückes von zehn Silbergroschen werth, welches ihm der Fremde unter lautem Lachen dafür einhändigte; es zeigte eben so viel Mißtrauen als Klugheit und sagte Ja und Nein, kurz, es war von einem so pfiffigen Ausdrucke, daß Don Jose dasselbe mit voller Ueberzeugung dachte, was er hierauf aussprach: „Wir werden mit einander zufrieden sein.“

Dann verließ er mit einem kurzen, obgleich nicht unfreundlichen Kopfnicken das Zimmer, bis an die Treppe von Rafael begleitet, der, um dieses mit größerer Feierlichkeit thun zu können, im Vorbeieilen seine rothe Mütze ergriff, die vor der Thür auf einem Stuhle lag, und diese auf und ab schwenkend an der Treppe stehen blieb, wobei er mit dem linken Fuße so lange hinten auskratzte, bis der Fremde seinen Blicken entschwunden war; dann setzte er die rothe Mütze auf, betrachtete das Zehnsilbergroschenstück, warf es auf den Steinboden, ob es auch gehörig klinge, und band es dann vorsichtig in die Ecke seines schmutzigen Taschentuches.

Hierauf ging er ins Zimmer zurück, sichtlich um einen Zoll gewachsen im beseligenden Gefühle eines so großen Reichthums und in gegründeter Hoffnung auf Vermehrung desselben. Da der Pudel nicht zu Hause war, so führte er seinen grotesken Tanz, wodurch er alle seine kleinen Leidenschaften auszudrücken pflegte, vor den beiden in der Ecke angebundenen Hunden aus, welche, weniger geduldig als der Pudel, darüber knurrten und murrten und endlich in ein wildes Gekläff ausbrachen, als Raphael sie nun zu ihrer

noch größeren Erheiterung mit dem langen Malstocke seines Herrn zwischen die Rippen stieß.

Dazu sprang er herum wie ein junger Cannibale um sein Schlachtopfer, so daß der rothe Sack seiner Mütze mit der langen, blauen Quaste hoch emporwallte und die zu weiten Tanzschuhe nach verschiedenen Richtungen hin von seinen Füßen abflogen, wobei er ein Lied sang in einer bis jetzt unbekannten Sprache nach einer von ihm selbst erfundenen Weise, dessen erste Zeilen hießen:

„Tschin schi mir a mitta
Uschki, tuschki-kiß-kiß-kiß",

was förmlich barbarisch klang, da die an sich sehr monotone Weise begleitet wurde von dem wüthenden Gekläffe und Geheul der beiden Hunde.

Schade, daß sich in diesem wechselreichen Leben Lust und Leid so oft die Hand reichen, was auch Rafael in der nächsten Sekunde schmerzlich erfuhr, denn eine sausende Ohrfeige von der kräftigen Hand Walter's, welcher unbemerkt in das Zimmer getreten war, störte den jungen Künstler nicht nur hiedurch in der Ausübung seiner Gesang- und Tanzübungen, sondern beförderte ihn auch in taumelnder Bewegung bis unter den Tisch, wo er verdutzt sitzen blieb und über den Wechsel alles Irdischen nachdachte.

Wir können übrigens an dieser Stelle nicht umhin, weiter zu berichten, daß Rafael am anderen Tage, nachdem er das Kleid seines Herrn bei dem Schneider abgeholt und dort Muße gehabt, die Farbe und den Schnitt desselben gehörig zu betrachten, seine erste Feierstunde dazu benutzte, um sich auf den Marktplatz zu begeben, wo das Hotel zu den drei Reichskronen lag. Gegenüber befand sich der Waffen-

laden, an dessen Schaufenstern der kleine Diener, die Hände in den Hosen, langsam vorüberschlich und mit Befriedigung merkte, daß sich das schöne Jagdhorn, von dem gestern die Rede gewesen, nicht mehr dort befand.

Obgleich Rafael durchaus nicht furchtsam war, so ging er doch ein paarmal vor dem Gasthofe auf und ab, ehe er sich entschließen konnte, einen der dort am Thore lungernden Herren Oberkellner nach dem Grafen, welcher ihn bestellt, zu fragen. Der Fremde hatte doch ein bischen sonderbar ausgesehen, dachte Rafael, bevor er sich entschlossen, einzutreten. Die dunkle Gesichtsfarbe, der schwarze, drohende Bart, die blitzenden Augen — wer konnte wissen, aus welch' fernen Landen, wo vielleicht die Menschenfresserei noch in der Mode war, derselbe herkam! — Es war nicht das erste Mal, daß kleine Jungen seines Alters spurlos verschwunden waren, und wenn er auch, diese Betrachtungen muthig niederkämpfend, in das Hotel trat, so war doch sein Lächeln nicht so frei und ungezwungen, wie gewöhnlich, ja, er hustete fast verlegen hinter der vorgehaltenen Hand, ehe er nun eintreten mußte in die Thür Numero vierzehn zu dem Fremden mit der gelblichen Gesichtsfarbe, dem schwarzen, drohenden Barte und den blitzenden Augen.

Aber Rafael verschwand hier nicht spurlos, er war nicht für diese Welt verloren. Nach einer guten halben Stunde erschien er wieder und mit so vergnügtem Angesichte, daß ihm der Kellner, der ihn heraufbegleitet und nun wieder wie vorhin am Thore stand, lachend zurief: „Nun, Du hast gewiß was Rechtes herausgebettelt?“ eine Vermuthung, welche er übrigens mit einem verächtlichen Achselzucken von sich ablehnte.

Er — gebettelt — er, den der ausgezeichnete Fremde zum Vertrauten gemacht und mit wichtigen Aufträgen beehrt, welche vor der Welt nicht verborgen bleiben sollten, eben so wenig wie vor Dir, geneigter Leser, wenn Du auch künftig Muth und Geduld hast, unserer wahren Geschichte zu folgen!

IX.

„Du siehst mich an und kennst mich nicht.“

An dem denkwürdigen und unvergeßlichen Tage des großen Künstlerfestes begann es sich kaum im Osten etwas aufzuhellen, als es auch schon lebendig wurde bei den meisten der jungen Leute, welche sich bereits wochenlang darauf vorbereitet, an dieser Feierlichkeit Theil zu nehmen.

Es wäre vielleicht interessant gewesen, wenn man um diese Zeit einen Blick hätte werfen können auf alle Fenster und Dachladen-Oeffnungen, die gegen Osten gekehrt waren, um zu sehen, wie an so vielen derselben schlaftrunkene Gesichter erschienen, die nach dem Wetter ausschauten, um das Resultat sich selbst mit einem leichten Ausrufe oder mit einer lauten Bemerkung einem vielleicht noch im Bette befindlichen Freunde mitzutheilen.

Man hätte alsdann auch bemerken können, wie sich beim Anblicke des Himmels auch mürrische, finstere Gesichter aufhellten, und hätte vielleicht sagen hören: „Der Tag wird famos, das Wetter läßt nichts zu wünschen übrig!“

Es war einer jener schönen Morgen, wo der junge Tag

in einer röthlich-gelben, mit goldenen Strahlen durchwobenen Glorie, die langsam von Osten aufsteigt, zu erscheinen pflegt, zum Entzücken der Menschenkinder und zur rührenden Freude seiner Mutter, der Nacht, welche ihm noch aus weiter Ferne zuschaut mit von Thränen und Sternen glitzerndem Antlitze, und die alsdann langsam verschwindet, um dem geliebten Sohne die Herrschaft allein zu lassen.

Es wehte so frisch und wonnig, so duftig über die erwachende Erde: Laub und Blumen hauchten Wohlgerüche aus und dazu sangen in dichten Büschen die Nachtigallen ihr entzückendes Lied.

Wir glaubten es uns und dem geneigten Leser schuldig zu sein, den Morgen eines Tages, an dem eine ganze Künstlerschaft zum großen Feste sich rüstet, einen Morgen, der in der That ein schöner Morgen genannt werden konnte, mit einigen poetischen Worten auszuschmücken, und wir sprachen nicht die Unwahrheit: an der Fähnenburg war man schon lange vor dem ersten Sonnenstrahle beschäftigt, bunte Flaggen aufzuziehen, Böller und kleine Kanonen auf den Thurm und hinter die Umfassungsmauern zu führen und mit Schießbedarf zu versehen, die Zugbrücke zu probiren, in den unteren Räumen fabelhafte Verproviantirungs-Zurüstungen zu machen und Maitrank in einem unerhört großen Gefässe anzusetzen; da oben duftete es wunderbar aus den umherliegenden Tannen und Eichen, und wer Lust gehabt hätte, ein förmliches Nachtigallen-Concert zu hören, der hätte nur jenen heimlichen, schattigen, dunklen Platz zu besuchen gebraucht, den wir bereits kennen gelernt haben.

Doch kehren wir zur Stadt zurück. — Der Tag, wie schon gesagt, war so wunderbar schön, daß auch das gries-

grämlichste Gemüth beim Aufleuchten desselben heiter und froh gestimmt werden mußte.

Dies fand auch auf Walter seine Anwendung, der fast meistens in den ersten Morgenstunden, diese von seinem Aufstehen an gerechnet, finster und mißlaunisch umherschritt, gern kleine Neckereien anfing und alsdann die unumstößliche Gewißheit hatte, daß die deutsche Kunst vollkommen todt sei.

Walter war heute der Erste aus dem Bette gewesen; ihm fiel nach Uebereinkunft die Obliegenheit zu, mit Hülfe Rafael's für die Anderen einen tüchtigen Kaffee zu brauen, mit welchem ein gutes Fundament gelegt werden sollte für die übrigen Leistungen dieses heißen Schlachttages. Walter hatte eines der großen Hüfthörner ergriffen, welche im Zimmer umherlagen, und demselben, auf den Gang hinaustretend, so gewaltige Töne entlockt, daß sämmtliche Schläfer des Hauses erschrocken in ihren Betten emporfuhren.

Rüding, welcher bald darauf in mangelhaften Unterkleidern und einem spärlichen Obergewand im vorderen Zimmer erschien, meinte mit verdrießlicher Miene, es sei Unrecht, Jemanden auf so barbarische Art zu wecken; er fürchte, der Schlaf sei ihm in den Magen gefahren und er werde heute schwerlich viel leisten können.

Rodenberg, der sich noch behaglich auf seinem Lager dehnte, versicherte, ihm habe das Hornblasen einen famosen Traum zerrissen, er sei nahe daran gewesen, die Fahnenburg ganz allein zu erobern und so die schönste Prinzessin für sich zu gewinnen — da sei er erwacht.

„Undankbare Geschöpfe, ohne alles Verständniß und ohne alle Poesie!“ murrte Walter in der Thür des Nebenzimmers, wo er stand und damit beschäftigt war, sein wirres Haupt-

seinen Kopf zur Thür herein und sagte: „Herr Rübing, da ist unser Friseur!“

„Er soll hereinkommen!“

Der Friseur erschien, wünschte einen guten Morgen und versicherte, das Wetter sei so schön, wie es nur sein könne.

Rübing hatte sich rittlings auf einen Stuhl gesetzt und überlieferte sein Haupt dem Haarkünstler mit der Versicherung, es sei eigentlich unnöthig, sein Haar brennen zu lassen, da es viel schöner in natürliche Locken falle.

Alle waren jetzt emsig mit ihrem Anzuge beschäftigt, und Rodenberg's Aeußeres formte sich unter Rafael's Beihülfe auf so geschmackvolle, elegante Art, daß selbst Walter mit sichtlichem Vergnügen dem schönen jungen Manne zublickte: er war eben so schlank gewachsen als kräftig gebaut, und wenn er auch schon in seinem gewöhnlichen Anzuge so erschien, um wie viel mehr jetzt in dem romantischen Costume, das er sich ausgesucht! Er trug ein enganliegendes Beinkleid von grauem Leder und seine Reitstiefel von schwarzem, weichem Leder reichten bis an seine Kniee.

Während Rodenberg zur Probe seinen langen Stoßdegen umschnallte, mußte ihm Rafael noch einmal die verschiedenen Jagd- und Hüfthörner zeigen, welche er auf Befehl seines Herrn von all dessen Freunden, die dergleichen besaßen, zusammengeliehen hatte. Es war in der That darunter nichts, was zu seinem übrigen, eleganten Anzuge vollständig gepaßt hätte.

„Das könnte mir die ganze Geschichte verleiden,“ rief mißmuthig der junge Maler; „ich hätte besser daran gethan, das schöne Horn aus dem Laden zu nehmen!“

„Wenn man es Dir gegeben hätte,“ meinte Rübing,

der sich wohlgefällig mit seiner wunderbaren Lockenpracht im Spiegel beschaute.

„Wenn das Horn beim wilden Jäger nicht ein so nothwendiges Attribut wäre, so nähme ich wahrhaftig gar keines; aber wem es von den Zuschauern einfällt:

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn,

der wird unwillkürlich nach meiner Hüfte schauen — nun, ich will das schwarze da nehmen, das macht in seiner Unbedeutendheit am wenigsten Spektakel.“

„Hat denn Niemand den van der Maaßen in den letzten Tagen gesehen? Er thut gerade so geheimnißvoll wie Knorr.“

„Seit jenem Abende war er nicht mehr bei uns,“ sagte Rodenberg; „aber Rafael hat ihn einige Male die Treppen hinaufgehen sehen.“

„Zu Knorr?“

„Ja.“

Während Rüding so gefragt hatte, blickte er den kleinen Diener scharf an und sagte alsdann: „Du machst ein so außergewöhnlich pfiffiges Gesicht, Raphael, theile uns mit, was Dir auf dem Herzen brennt.“

„O, es ist nicht viel, Herr Rüding; ich habe nur gesehen, daß Herr van der Maaßen einige Male zu Herrn Knorr ging, und als er das letzte Mal die Treppen hinaufstieg, hing ihm etwas hinten aus der Tasche heraus.“

„Und was denn?“

„Es war wie ein Stück schwarzer Perrücke mit einem rothen Horne daran.“

„Teufel auch, was kann das sein?“ fragte Rodenberg.

„Es wird sein, was Du sagst: der Teufel.“

als Bewaffnung einen kurzen Stoßdegen, einen Indianerbogen mit den dazu gehörigen Pfeilen und einen ungeheuren Damen-Strickbeutel, aus dem kolossale Nadeln wie Bratspieße hervorsahen.

Als sich der Drache Griesgram mit so auffallendem Lachen empfangen sah, blieb er einigermaßen überrascht stehen, streckte beide Hände von sich und sagte ärgerlich in fragendem Tone: „Bah — nun, Ihr Kameeler, was hat's da zu lachen?“ worauf natürlicherweise, durch die herausfordernde Miene Walter's angeregt, ein neuer und stärkerer, beinahe lachkrampfartiger Ausbruch der Lustigkeit bei den Zuschauern erfolgte.

„Nein,“ rief endlich Rodenberg, der zuerst wieder zu Athem kam, „Du siehst gar zu köstlich aus!“ worauf der Drache Griesgram sich, in Wahrheit gekränkt, auf dem Absatze umdrehte, um das Zimmer zu verlassen, wobei er nun seine Kehrseite zeigte, die mit einem kurzen Mantel in den bunten, gewürfelten Farben eines Harlekins bedeckt und auf diese Art nicht geeignet war, die beiden Lacher zum Ernst zurückzuführen — im Gegentheile, der wilde Jäger tobte förmlich vor Lustigkeit und Cupido Rübing fiel auf einen Stuhl nieder, indem er sich unter convulsivischem Lachen die Seiten hielt.

Dieses offenbare Uebermaß der Freude machte, daß Walter achselzuckend stehen blieb, sich gemessen herumwandte und, die Beiden mit einem mitleidigen Blicke anschauend, langsam den Kopf auf- und abwiegend, sagte: „Ich bedaure Euch in der That — wie, wollt Ihr Künstler sein und besitzt doch so wenig Phantasie? Freilich kann man es Euch nicht übel nehmen, daß Ihr oberflächliche Bursche den tiefen Sinn

meiner Maske nicht zu fassen vermöget; es wird Anderen auch so gehen, Eurem flachen Publikum, das allerdings sogleich begreifen wird, Du wollest den Cupido vorstellen und Du seist so eine Art von Jäger, ob zahm oder wild, das wird ihnen im Grunde ganz gleichgültig sein — also, Ihr seid Künstler," fragte er, die Hände zusammenschlagend, „und habt keinen Begriff von der Grundidee meiner sorgfältig gewählten Maske?"

„Ich bekenne meine gräuliche Unwissenheit," sagte der Liebesgott.

„Und mir dämmert ein Gedanke auf, den ich aber nicht wage, Dir mitzutheilen; Du bist ein gar zu grimmer Drache."

„Ja, schweigt nur still und blamirt Euch nicht; ich will Euch aber auf die Sprünge helfen, damit Ihr es Anderen wieder sagen könnt, die nicht gescheidter sind als Ihr — was stelle ich vor?"

„Den Drachen Griesgram."

„Und wer ist dieser Drache Griesgram, fabelhaft als Wesen, sehr bekannt als Begriff, und nicht nur bekannt in unseren Tagen, sondern bekannt und gefürchtet zu allen Zeiten, zu finden bei den alten Griechen und Römern, im Mittelalter, in der Zopfzeit, in unseren Tagen — geht Euch nun ein Licht auf?"

Ja, es fing ihnen an zu dämmern, aber unter einem neuen Ausbruche wilden Gelächters.

„Deßhalb, Ihr Kameeler, habe ich meinen Anzug nicht nur aus allen Zeiten zusammengesetzt, sondern deute auch tiefsinnig an, daß der Drache Griesgram in allen Ständen zu finden ist, mit der Krone auf dem Haupte, in der Pickel-

haube, unter der Schlafmütze; ebenso bei den Weibern, das bezeichnet der Strickbeutel."

„Nach dieser Erklärung finde ich Deine Tracht ganz ausgezeichnet," sagte der Liebesgott, wobei es aber immer noch schelmisch um seine Mundwinkel zuckte; doch Eines hast Du uns noch zu erklären: was bedeutet der Harlekinsmantel auf Deinem Rücken?"

„Armer Kerl, daß Du das nicht erräthst!" gab der Drache mitleidig zur Antwort; „ich, der Griesgram, schaue Dir ins Gesicht, und Du wirst mit mir verdrießlich — ich wende Dir den Rücken, und die heitere, lustige Laune ist wieder da — nun, was sagt Ihr?"

„Ich sage wie Rüding, famos!" meinte der wilde Jäger; „Du wirst mit Deiner Maske Alles todt schlagen, und wenn Dein Kaffee, den Du gemacht, eben so vortrefflich ist, so befördere ich Dich vom Drachen Griesgram mindestens zum Halbgott Griesgram."

„Ihr verdient weder einen solchen Freund, noch einen solchen Kaffee!"

„Zugestanden, aber wir wollen für Beides dankbar sein — he, Rafael, spüle die Wassergläser aus und geh' alsdann hinauf zu Knorr, ich höre den Kerl da oben immer herumtrappeln, und wir müssen doch endlich erfahren, in was für ein Costume er sich gesteckt hat — geh', lad' ihn zum Kaffee ein."

Rafael ging, um zu thun, wie ihm befohlen war; doch kaum hatte er die Thür geöffnet, so prallte er mit einer erschrockenen, jedenfalls sehr verdutzten Miene zurück. Es traten aber auch gleich darauf zwei lange Gestalten in das Gemach, deren Anblick vollkommen die entgegengesetzte Wirkung

hervorbrachte, als vorhin das Erscheinen des Drachen Griesgram.

„A—a—a—ah,“ machte dieser und setzte hinzu: „abscheulich schön!“

„Der Teufel auch!“ rief der wilde Jäger.

„Bewahre Einen der Himmel!“ sagte Cupido.

Herein traten Arm in Arm in sichtlichem Behagen über ihre scheußlich-grotesken Masken: Knorr als magerer Tod, van der Maaßen als fetter Teufel.

Der Erstere war in der That grauenhaft anzusehen; er war ganz in schwarzen Tricot gekleidet, auf den das vollständige menschliche Knochengerippe mit weißer Farbe so kunstvoll gemalt war, daß man aus sehr mäßiger Entfernung vollkommen getäuscht wurde und ein wandelndes Skelett zu sehen glaubte. Das Gesicht desselben war kunstvoll, aber in entsetzlicher Weise durch wenige Striche in einen Todtenkopf umgewandelt. Das Phantom hatte das Haupt bedeckt mit einer erdfarbigen, barretartigen Mütze, von der eine lange, schwarze Straußenfeder hinten herabfiel. Dieses, sowie auch der lange, weiße Mantel, welcher die Rückseite des Todes bedeckte und mit einem schwarzen Schädel über kreuzweise gelegte Knochen in der Art eines Ordenssternes geschmückt war, milderte in etwas die sonst so grausige Erscheinung, wie sie auf dürrer Mähre wohl mitternächtig über ein Schlachtfeld zieht.

Der Teufel in rothen Tricots, kurzem, schwarzem Kleide und staubgrauem Mantel hatte durch die dicke Persönlichkeit seines Repräsentanten fast etwas Gemüthliches, besonders der Kopf desselben, in welchem trotz der kohlschwarzen Perrücke mit den blutrothen Hörnern und des purpurnen Teints die

gemüthlich blinkenden Aeuglein, sowie die behaglichen, fetten Backen ihr Vorrecht siegreich behaupteten. Besonders wenn der Teufel sprach und alsdann sein feines Discant-Organ ertönte, ging alle Furcht vor ihm verloren, und man hätte ihm die Hand drücken und als höflicher Mann den Wunsch blicken lassen mögen, seine nähere Bekanntschaft zu machen.

„Alle Wetter, Ihr seid schön!“ sagte der Liebesgott, der sich am ersten wieder gefaßt hatte.

Wir dürfen hier nicht verschweigen, daß die Erscheinung des Drachen Griesgram auf die beiden Eingetretenen beinahe dieselbe heitere Wirkung ausübte, als vorhin auf die beiden Anderen, und waren ein lachender Tod, sowie ein vor Freude brüllender Teufel sehr ergötzlich anzusehen.

Walter ging über diesen Ausdruck ihrer Freude nicht nur mit großer Gemüthsruhe hinweg, sondern war edel genug, die Versicherung zu geben, daß ihre Masken gut gewählt und sinnig ausgeführt seien.

„Aber wo wird man Euch eintheilen?“ fragte der wilde Jäger, indem er van der Maaßen freundlich auf die Schulter klopfte und alsdann Knorr kräftig die Hand schüttelte. „Mir kommt ein guter Gedanke,“ setzte er hinzu, „wenn Ihr beritten wäret, so würdet Ihr meinen Zug auf ausgezeichnete Art schmücken.“

„Ob wir beritten sind!“ gab der Tod selbstgefällig zur Antwort. „Ich sage Dir, wir sind wunderbar beritten, und Du kannst Deinem Glücksstern danken, daß wir auf eine so immense Idee kamen!“

„Wahrhaftig, ich freue mich auf Euch! — Doch kommt jetzt zum Kaffee, wir haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren!“ worauf sie sich alle in bunter Reihe um den Tisch

setzten, der Liebesgott zwischen Tod und Teufel, der wilde Jäger neben den Drachen Griesgram.

„Es ist nur ein Glück," meinte Rübing, mit vollen Backen kauend, „daß van der Maaßen reitet; so kommt er doch in keine Verlegenheit, Schrauben ausziehen zu müssen."

„Vielleicht schraubt er seinen einen Sporn ab," sagte Rodenberg, und das wäre am Ende ein Glück für ihn, wenn sein Pferd nicht sehr geduldig ist."

„Beruhige Dich," erwiederte der Teufel, „mein Pferd ist geduldig und ich trage Anschnallsporen."

„Hört Ihr die Musik?"

„Wahrhaftig, sie kommt die Gasse herauf!" Und Alle eilten nun an die geöffneten Fenster.

Mächtig brausten die kräftigen Töne zwischen den engstehenden Häusern, so fest, sicher und taktgemäß, daß Einem unwillkürlich das Gefühl des Marschirens in die Füße kam.

Es war eine zahlreiche Musikbande in der Tracht des Mittelalters, mit bunten, geschlitzten Wämmsern und Hosen, das Künstlerwappen auf der Brust, während an dem bauschigen Barret die weißen und rothen Federn herabnickten — und wie war die vorhin noch so stille Gasse jetzt mit Einem Male so verändert und bevölkert: wie ein lebendiger Strom wälzte sich eine dicht gedrängte Menschenmenge hinter der Musik drein durch die schmale Straße, jedes Plätzchen überfluthend, hier den Platz, wo ein Haus etwas zurückstand, dort eine offen stehende Thür, eine steinerne Bank, einen Eckstein — welche Masse von Neugierigen stand jetzt an den Fenstern, costumirt und uncostumirt, und wie rasch verschwanden die ersteren wieder, sowie sich die Musikbande und die Menschenmassen näher wälzten! Die Meisten eilten hinab,

um sich dem Zuge anzuschließen und nicht einzeln zum Versammlungsorte gehen zu müssen; überall öffneten sich die Hausthüren, und wo sich die trefflich costumirten Künstler zeigten, die Hellebarbiere, Büchsenschützen, Landsknechte und Constabler, da wich die jubelnde Menge hinter der Musik zurück, den neu Eintretenden gehorsam Platz machend.

Langsam zog alles das mit so betäubendem Lärm vorüber, daß die Hufe einer Reiterschaar, die etwas später hintenbrein trabte, kaum mehr ein nennenswerthes Geräusch zu machen schienen. Dieses waren Reiter im Cuiraß oder im Lederwamms und Helm, einen Bannerträger begleitend, der in kräftiger Hand die Standarte des Künstlervereins trug.

Rafael, der begreiflicherweise unten vor dem Hause, auf einem alten Oelfasse stehend, zuschaute, eilte jetzt wieder die Treppe hinauf, dann wieder hinab und dann nochmals hinauf und schien sich überhaupt heute Morgen in einer ganz besonderen Aufregung zu befinden. Der Pudel hatte Ruhe vor ihm, ja, der junge Diener vergaß es sogar, den für ihn übrig gebliebenen Kaffee zu verzehren, und war desto aufmerksamer um seinen Herrn beschäftigt: bald zupfte er hier und da an dessen grünem Wammse oder strich eine Falte glatt, bald drückte er die Schwertkoppel an Rodenberg's schlanke Hüfte hinab; am allermeisten aber machte er sich mit dem unscheinbaren Hüfthorne des wilden Jägers zu schaffen, das dieser selbst nie ohne Mißbehagen anschaute.

Jetzt war der kleine Diener die Treppe hinabgerast und meldete nun, athemlos zurückkehrend, daß die Pferde kämen, ebenso die Droschke für Herrn Walter und Cupido Rübing, worauf der Drache Griesgram in das Nebenzimmer ging, seine Cigarrentasche einsteckte, sowie eine wohlgefüllte Cognac-

flasche umhängte und nun wieder erschien mit einer tüchtigen Kette auf der Achsel, die Fesseln nämlich, woran er die Freude auf der Fahnenburg gefangen halten mußte.

Nachdem noch lärmend in allen Ecken herumgesucht worden war nach verschiedenen vergessenen oder wieder abhanden gekommenen Gegenständen, als: Hetzpeitschen, Stulphandschuhen, Cupido's Köcher, des Teufels Reitgerte, die mit einem Horn verziert war, und ähnlichen nützlichen und angenehmen Dingen mehr, ging es die Treppen hinab, um hier so wie im Thorwege drunten zwei Reihen Neugieriger zu passiren, sämmtlich Bewohner des Hauses, Ladendiener, Knechte und Mägde, wobei es für Alle wohlthuend war, Ausrufe der Freude und Bewunderung zu hören, sowie von Seiten der weiblichen Zuschauer des Abscheues und Entsetzens beim Anblicke von Tod und Teufel.

Vor dem Hause hielten Rodenberg's Pferde und ein Theil seiner Begleiter, kräftige Jägergestalten zu Pferde und zu Fuß, Jagdspieße und Hirschfänger in den Händen; Andere mit den weit gewundenen Waldhörnern um Brust und Schulter, wieder Andere, in fester Hand die zahlreiche Meute unruhiger Hunde haltend, die sich so lustig und toll anstellten, als ginge es zu einer wirklichen Jagd. Arthur's Rappe war kaum zu halten, was übrigens der kühne Reiter mit Vergnügen sah, indem er ruhig die Reihe des Zuges anordnete und zusah, wie Tod und Teufel beritten gemacht wurden.

Beide hatten nicht zu viel versprochen, als sie vorhin versicherten, die Wahl ihrer Pferde sei eine vorzügliche; der Teufel bestieg ein schweres und sehr sanftes Brauerpferd von schwarzer Farbe, mit Eisenketten gezäumt, während der Gaul

des Todes ein hochbeiniger Falbe war, an dem man jeden Knochen sehen konnte.

Als nun Alles in Ordnung war, schwang sich Rodenberg auf seinen Rappen, der, obgleich von des Reiters gewandter Hand sogleich gebändigt, eine starke Pferdelänge vorwärts schoß, wobei es ein kleines Unglück gab, denn wahrscheinlich von der heftigen Bewegung löste sich ein Ring, der das Hüfthorn mit seinem Lederriemen verband, und es fiel zu Boden.

Rafael, der mit unruhigen Blicken zugeschaut, stürzte sogleich hinzu, hob das Horn auf und rief alsdann: „O weh, o weh, da ist etwas gebrochen, was man nicht sogleich wieder machen kann!“

Rodenberg warf ärgerlich sein Pferd herum, und nachdem er den Schaden nachgesehen, befahl er dem kleinen Diener, den Riemen auf irgend eine Art wieder befestigen zu lassen und ihm das Horn so rasch wie möglich auf den Versammlungsplatz nachzubringen.

Der kleine Diener hielt nicht sobald das Hüfthorn in seinen Händen, als er, ohne sich weiter um seinen Herrn zu bekümmern, wie eine Rakete davon schoß, und zwar in der Richtung des Gasthofes zu den drei Reichskronen.

Rodenberg mit seinem Jägergefolge hatte sich ebenfalls in Bewegung gesetzt, gefolgt von einer Masse neugieriger Buben und angestaunt von den Bewohnern der Wurstgasse. Der wilde Jäger, welcher an der Spitze des Zuges ritt, machte einen kleinen Umweg und führte seine Schaar aus uns wohlbekannten Gründen durch die Fingerstraße an dem Hause der Wittwe Schmitz vorüber. Er brauchte seinem wilden Rappen, der, mit dem Kopfe schüttelnd, unmuthig die

Hand des sicheren Reiters zu fühlen schien, nur ein wenig Luft zu lassen, um ihm zu eben so unartigen als eleganten Courbetten Veranlassung zu geben, ein Beispiel, welches ansteckend auf die ganze Reiterschaar wirkte, deren sämmtliche Pferde unruhig wurden und so in der That ein malerisch schönes Bild boten, eine glänzende Cavalcade, einen schillernden Kranz von bunten Costumen und leuchtenden Waffen mit dem ernsten, düstern Mittelpunkte: dem Tod und dem Teufel.

Dort war das kleine Haus, welchem, nur Einem bewußt, die Beweglichkeit der Reitermasse galt; vor der Thür stand ein bescheidener Einspänner, den Michel Angelo soeben bestiegen hatte, um hinaus zur Fahnenburg zu fahren, wo der kleine Kunstfreund bei den Verzierungen hülfreiche Hand zu leisten hatte. Er streckte beim Anblicke des wilden Jägers entzückt seine Arme aus und rief ein Bravo um das andere — oben im ersten Stocke waren die Fenster geöffnet; dort saß Madame Schmitz an ihrem gewöhnlichen Platze und neben ihr bemerkte Rodenberg eine schlanke Mädchengestalt mit den wohlbekannten, eben so schönen als edeln Zügen: er hatte sie bei seinen Promenaden wohl zuweilen gesehen, aber immer hatte sie völlig theilnahmlos auf die Straße und auf ihn geblickt; heute aber war ihr sonst so blasses Gesicht lebhaft geröthet, ihre Augen leuchteten, ja, sie bog sich etwas vor, um den Reitern nachzuschauen. Arthur hätte sogar darauf schwören mögen, sie habe freundlich gelächelt und ihn fest und vielsagend angeblickt, gewiß, er hatte das gesehen, und noch deutlicher hatte er es gefühlt an der Bewegung seines heftig klopfenden Herzens.

X.

„Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn.“

Der Künstlerverein hielt während der Frühlings- und Sommermonate in einem schönen Garten, unmittelbar vor der Stadt gelegen, seine Zusammenkünfte. Es war ein ziemlich ausgedehntes Terrain, durch Kunst und Natur mit allem versehen, was sich ein poetisches Gemüth nur wünschen kann. Da waren uralte Bäume, welche, dichten Schatten spendend, auf weiten, grünen Rasenplätzen standen oder, zu Baumgruppen an einander gereiht, nach heimlichen, versteckten Plätzen führten, wo ein alter Trinktisch und bemooste Bänke ein paar stille Zecher freundlich willkommen hießen, die es in einer lauen Sommernacht vorzogen, anstatt in dem heißen, lärmerfüllten, großen Versammlungssaale, hier bei Sternengeflimmer oder

„bei des Mondes Silberschein“

ihren kühlen Wein zu trinken.

Da gab es förmliche Waldpartieen mit künstlich verschlungenen Wegen, vermittels welcher der Spazirgänger an die Ufer eines klaren Baches geführt wurde, der unter Brücken

aller Art hinweg mit herrlichem, eiskaltem Wasser die heiße Sommerluft kühlte.

Da gab es Spiele aller Art für kleine und große Kinder, ein mit Epheu und Schlingpflanzen umranktes Restaurations-Gebäude und unter diesem einen prächtigen, tiefen Keller mit weingrünen Lagerfässern — Evoe! —

Hier war heute der Versammlungsort für sämmtliche, welche sich an diesem Künstlerfeste betheiligten; obgleich es noch sehr früh am Tage war — die Sonne vergoldete eben erst den Wetterhahn des höchsten Kirchthurmes der Stadt, der sich ihrem Aufgange, gutes Wetter verkündend, zugekehrt — so waren doch schon die Straßen, welche nach jenem Garten führten, ja, ein Theil des Gartens selbst von Neugierigen aller Stände und jeden Alters angefüllt. Auf der breiten Landstraße, die an dem Versammlungsorte vorüber nach den Bergen führte, wo das Fest abgehalten wurde, bildeten sich zwei Reihen Equipagen mit Herren und Damen in reicher Sommer-Toilette, welche zuerst hier die ankommenden Künstler sehen wollten, dann den formirten Zug und später so viel als möglich von den Festlichkeiten draußen im Walde.

Dazwischen sah man Reiter hier und da an einem Wagenschlage plaudernd oder auch einen bekannten Künstler begleitend, welcher costumirt herangaloppirt kam und den man vielleicht schon in der Stadt oder unterwegs getroffen.

Fußgänger beiderlei Geschlechts hatten sich zwischen die Wagen vertheilt und bildeten zahlreiche, dicht besetzte Spaliere am Ausgange der Stadt, sowie am Eingange des Gartens.

Zahllos war das Heer der Buben in allen Größen, in allen nur erdenklichen Anzügen. Es war, als seien sie für heute Morgen, zum heutigen Feste ganz besonders erschaffen worden, um dasselbe durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, um alle, selbst die kleinsten Räume zwischen Wagen, Reitern und Zuschauern auszufüllen, um überall hinzuklettern, wo noch ein hierzu mögliches Plätzchen war, um sich an Laternenpfosten anzuklammern, auf Thorpfeiler zu steigen, an schwankende Baumäste zu hängen, um auf alten Stämmen zu balanciren, welche in dem oben erwähnten Bache schwammen, um vor den ankommenden Zügen herzulaufen, um denselben auf beiden Seiten zu folgen oder hintendrein zu traben, kurzum, überall zu sein, oben, unten, vorn, hinten, in der Luft, auf der Erde und im Wasser — und alles das mit Geschrei und Johlen, unter pikanten Bemerkungen über die bekannten Künstler, welche nicht nur durch ein lautes Gelächter der umstehenden Rotte belohnt wurden, sondern auch häufig ein Lächeln auf den Zügen ernster, erwachsener Zuschauer hervorriefen.

Für die Costumirten und Betheiligten am Feste war es wohl einer der belohnendsten und angenehmsten Augenblicke, als man sich hier im Garten am heutigen Morgen zum ersten Male fand, sein Costume betrachten, loben und bekritteln ließ, um es mit dem Anzuge eines Anderen eben so zu machen. Und welch malerisches, buntes Gewimmel herrschte hier, besonders im nächsten Umkreise des Restaurations-Gebäudes, vor welchem sich das Künstler-Comite befand, um noch einige nothwendige Anweisungen zu geben und Befehle zu ertheilen!

Von unseren näheren Bekannten sehen wir hier Robe-

rich und Lytton; ersterer, der eigentliche Leiter des ganzen Festes und auch später der Anführer des zusammengesetzten Zuges, trug die Tracht eines Reiter-Officiers aus dem dreißigjährigen Kriege, was für seine große, stattliche Gestalt außerordentlich kleidsam war und was in seinem Ernste und seiner gediegenen Echtheit einen schroffen Gegensatz bildete zu der Erscheinung seines Freundes Lytton, welcher den Prinzen Maiwein vorstellte und eben so phantastisch als reich angezogen war: er trug purpurne Seiden-Tricots mit feinen, lederfarbenen Stiefeln und darüber eine anliegende Tunica von silbergrauem Sammt, dessen Verzierungen aus den niedlichen Blüthen des Waldmeisters bestanden, während sein Barret mit einem künstlich gemachten Busche der gleichen, uns so wohlbekannten duftigen Waldpflanze geschmückt war. Er sah in seiner schlanken Gestalt und seinem frischen, jugendlich schönen Gesichte prächtig aus in diesem Anzuge, der vervollständigt wurde durch einen blauen Mantel, welcher durch eine blitzende Juwelen-Verzierung, dargestellt durch einen Kranz von Maienblumen, umsäumt war.

Hier standen die Landsknechte und Hellebardiere in Gruppen beisammen, ihre mächtigen Lanzen mit den bunten Quasten schulternd oder fest neben sich auf den Boden stellend; da saßen andere von ihnen bei Constablern und Büchsenschützen und frühstückten den dampfenden Kaffee oder auch wohl verstohlen ein Glas Bier; da stampften und schnaubten die Pferde unter ihren muntern Reitern oder, von diesen am Zügel gehalten, stiegen sie auch wohl lustig und muthwillig und wieherten in die frische, helle Morgenluft hinaus; da galoppirten auch wohl ein paar Geharnischte, mit wallenden, bunten Federn auf dem Helme, nach einem der

freien Plätze im Garten, wandten ihre Rosse, um den nöthigen Abstand zu gewinnen, und kreuzten dann die Klingen im scherzhaften Scheingefechte — da leuchteten aus dem dunklen Grün hervor die Banner der verschiedenen Künstler-Corporationen, der Maler, der Bildhauer, der Kupferstecher; da schallte lustiges Lachen und heitere Worte der Begrüßung, des Lobes und der Verwunderung über einen neu erscheinenden gelungenen Anzug; da erklang, über Alles hinaustönend, die Musik der Bande, die wir schon vorhin gehört und gesehen, und welche soeben in den Garten einzog, das alte, berühmte Lied blasend:

„Prinz Eugen, der edle Ritter" —

da gab es Ueberraschungen auf Ueberraschungen: durch das weit geöffnete Thor sprengten auf einmal auf kleinen, rauhhaarigen Pferden zwei Rothhäute in den Garten, die im vollen Kriegerschmucke gekommen waren, um ihren Brüdern fern im Osten bei Entfesselung der Freude zu helfen.

Die Indianer wurden von zwei Künstlern, geborenen Amerikanern, die lange unter den Originalen gelebt, mit einer Wahrheit dargestellt, die Jeden überraschte. Der zum Theil echte, zum Theil aufs genaueste nachgemachte Anzug, die Tätowirung der wilden Gesichter, die tolle, verwegene Art, zu reiten, so gänzlich abweichend von europäischem Begriffe über Sitz und Führung, der gewandte Gebrauch des Tomahawks und des Wurfspießes, die glänzenden Farben des Kopfschmuckes, die fliegenden Scalpe machten einen wirklich drastischen, wahren Eindruck.

Da erschien auch der edle Ritter von la Mancha auf magerer Rosinante und hinter ihm Sancho Pansa auf einem kleinen Esel, beide durch Maler mit äußerlich hierzu sehr

passenden Persönlichkeiten dargestellt. Der sinnreiche Junker lenkte sein Roß auf Roderich und Lytton zu, senkte grüßend seine lange Lanze und sprach: „Edler Vorstand einer achtbaren Künstlergesellschaft! Nicht in der Hoffnung, am heutigen glorreichen Tage windmühlenartigen Riesen oder der Erde entstiegenen vermummten Kobolden zu begegnen, habe ich mich dieser tapferen Schaar angeschlossen, sondern vielmehr in dem richtigen Gefühle, daß bei einem Künstlerfeste auch sichtbarlich nicht fehlen dürfen die Vertreter des Kampfes zwischen Idealismus und Realismus, und so stelle ich mich einem hochachtbaren Vorstande zur Verfügung; man verwende mich, wo und wie man will, doch am liebsten wäre es mir zum Schutze und Beistande der Tugend und Unschuld, und wenn ich dabei in jeder Hinsicht Wunder der Ausdauer und Tapferkeit verrichte, so sei es unter meinem Wahlspruche: Dulcinea ist das schönste Weib der Erde!"

Roderich reichte dem berühmten Ritter von der traurigen Gestalt seine Hand, und nachdem er dessen zierliche Rede mit einigen passenden Worten in getragenem Tone erwiedert, sagte er in seiner gewöhnlichen Sprechweise: „Ich war fast ärgerlich, als Knorr uns im Stiche ließ, doch muß ich Dir offenherzig gestehen, daß ich sein Zurücktreten jetzt nicht mehr bedaure, denn die Rolle des Don Quixote ist bei Dir in den vortrefflichsten Händen — verstehe mich, edler Ritter, was nämlich das Aeußerliche anbelangt."

„Auch das ist gerade kein Compliment," gab Don Quixote zur Antwort, indem er an sich hinuntersah; „wahrhaftig, in diesen Tricots und dieser Rüstung sehe ich klapperdürre aus."

„Alles zur Ehre der Künstlerschaft!" rief Lytton lachend,

indem er dem Edlen aus der Mancha ebenfalls die Hand reichte und dann zu Sancho Pansa hintrat, einem der talentvollsten jungen Künstler, welche die Akademie aufzuweisen hatte und dessen Name in wenigen Jahren eben so bekannt und berühmter sein sollte, als der des dicken spanischen Eseltreibers, den er mit eben so viel Witz als Laune vorstellte.

Draußen vor dem Garten wurde das Geschrei der Buben, sowie das Gesumme und Gejohle der dichten Volksmasse durch schmetternde Musik übertönt; es war eine zweite, eine berittene Musikbande, die herankam und sich vor dem Garten aufstellte: die Reiter hatten hohe, bis über die Kniee reichende Stiefel und gelbe Lederwämmser mit aufgeschlitzten, lang herabfallenden Aermeln, unter denen ein blaues, eng anliegendes Unterkleid hervorblickte; der Ringkragen war von mattem Eisen, ebenso die Pickelhaube, auf welcher ein grüner Eichenbusch steckte.

Mit lautem Hurrah wurden sie von der Bubenschaar umringt, die sich so nahe um sie herum und an dem Eingange des Gartens zusammendrängte, daß ein riesenhafter Mohr, welcher jetzt erschien, um ebenfalls an dem Kriegszuge gegen den Drachen Griesgram Theil zu nehmen, gewaltig seine mächtige Keule schwingen mußte, um Platz zu gewinnen, was aber einige der keckſten Buben nicht abhielt, den langen Schweif seines Pferdes zu ergreifen, um sich so in den Garten einzuschmuggeln.

„He, Mohr,“ vernahm man ein paar andere Schreihälse, „schlag' um Dich, Du hast Jemanden hinten aufsitzen — wie der Mohr schwitzt, lauter schwarze Tropfen!“

„Kein Wunder bei der Hitze!“

„Wenn das so fortgeht, kommt er weißgewaschen nach Hause!"

„Gott bewahre, das ist ein echter Mohr!"

„Woran siehst Du das?"

„Er hat krumme Beine und keine Waden!"

„Ho, ho!" rief die ganze umstehende Menge, und ein anhaltendes Gelächter ertönte so lange, bis der Mohr hinter dem schützenden Gartenthore verschwunden war.

Von der Stadt schien jetzt etwas Neues und Bemerkenswerthes heranzuziehen; man hörte verschiedene Stimmen, welche a—ah, o—oh riefen, man sah die wogende Volksmenge vordringen und wieder zurückweichen, man bemerkte, wie hier und da von den in Wagen Sitzenden aufstanden und nach der Stadt zu blickten, man vernahm endlich den dumpfen Ton von Waldhörnern.

Die zusammengedrängte Bubenschaar dicht vor dem Garten, welche nicht wußte, was herankomme, fing an, unruhig zu werden, und drückte diese Gemüthsstimmung dadurch aus, daß sie plötzlich sehr ruhig wurde, ihr Geschrei einstellte, daß jeder Einzelne seinen dünnen Hals so lang wie möglich streckte, wobei die meisten erwartungsvoll zu einem glücklicheren Kameraden aufblickten, der, vom Zufalle begünstigt, einen erhöhten Stand- oder Sitzpunkt einnahm, eine Thoreinfassung, einen Mauerrand, den Ast eines Baumes.

„He, Ihr da unten," schrie jetzt eine dünne, scharfe Stimme von oben herab, „wißt Ihr, was da kommt?"

„Nein, nein! Was ist's denn? Was gibt's? Was siehst Du? Was kommt?"

„Der Teufel kommt!"

„O—o—o—oh, der Teufel?"

„Und seine Großmutter!“ klang eine andere, eben so schrille Stimme.

„Halt' Dein Maul, dummer Kerl!“ hörte man einen Dritten — „wißt Ihr, was es ist?“

„Nun, was ist's denn?“

„Es ist die wilde Jagd!“

„Die wilde Jagd!“ klang es von vielen Stimmen in der Entfernung.

„Ah, die wilde Jagd!“ hörte man die sagen, welche in ihren Wagen aufrecht standen.

„Wahrhaftig, die wilde Jagd!“ sagte ein Reiter, indem er sich in den Bügeln erhob, zu einem anderen, der einen halben Schritt hinter ihm hielt — „können Sie sie sehen? — Auf mein Wort, ausgezeichnet arrangirt!“

„Auf Ehre, superbe ....“

„Und wie der an der Spitze, ein wunderschöner junger Mensch, auf seinem prachtvollen Rappen sitzt — ah, ich kenne das Pferd, es gehört dem Rittmeister von Strachwitz — sehen Sie ihn — wie gelungen sein Costume ist!“

„Auf Ehre — räuberhaft!“

„Vortrefflich, sage ich Ihnen! Und die Jägerburschen hinter ihm, sein ganzes Gefolge, köstlich — deliciös — und dort kommt, als zur wilden Jagd gehörig, Tod und Teufel — ein paar phantastisch gelungene Gestalten — sehen Sie dieselben?“

„Ja, ja — trichinenhaft!“

Hier wurde das Gespräch dieser beiden Reiter unterbrochen, zerrissen durch das wilde Geschrei der Bubenschaar, die jetzt die ersten Reiter zu Gesicht bekam und nun wie toll

brüllte: „Die wilde Jagd — die wilde Jagd — Hurrah, die wilde Jagd!"

„Lützow's wilde, verwegene Jagd!" gellte Einer hoch von einem Baume herab.

Worauf es gerade so war, als habe der Kapellmeister der berittenen Musikbande vor dem Garten nur auf dieses Wort, wie auf ein Commando, gewartet, denn in der Secunde darauf gab er ein Zeichen, indem er sein Klapphorn hoch emporhielt und dann rasch senkte, worauf die Trompeter die Melodie bliesen:

„Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?"

und als sie an den Refrain des Liedes kamen:

„Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!"

da sangen Hunderte laut gellender Bubenkehlen in allen passenden und unpassenden Tonarten mit, auch die Bande im Garten fiel ein mit der türkischen Musik, mit ihrer großen Trommel und Tschinerababa, daß es einen förmlichen Höllenlärm abgab, würdig als Begleitung des wilden Jägers.

Rodenberg feierte ausgezeichnete Triumphe, und er mußte sich mit Befriedigung gestehen, daß, so schön auch der Tag zu werden versprach, derselbe doch nicht im Stande sein werde, das zu überbieten, was der glückliche Arthur heute Morgen schon genossen: von dem kleinen Hause anfangend, wo sie am Fenster gestanden, hatte er einen förmlichen Triumphzug gefeiert; in den Augen aller derer, die ihn sahen, wann er vorüberzog, war nur Staunen und Bewunderung zu lesen; die Männer, bekannte und unbekannte, riefen ihm häufig zu: Ausgezeichnet, vortrefflich arrangirt! und manch' leuchtendes Mädchenauge, das ähnliche Gedanken ohne Worte aussprach, hätte ihm gefährlich werden können, wenn er nicht so warm

und innig an seine schöne, geheimnißvolle Waldfee gedacht. Ach, wie sie an jenem herrlichen Morgen war, stand sie so lebendig, so lieblich vor seiner Seele, nicht mit jenem düsteren Auge, das er in den Tagen darauf an ihr bemerkt, wenn er sie sah, zufällig auf der Straße oder, was so häufig geschah, an ihrem Fenster vorüberziehend!

Doch jetzt hatte der wilde Jäger kaum mehr Zeit, dergleichen Gedanken nachzuhangen. Er gerieth nun mit seinem Zuge zwischen die beiden Wagenreihen der Zuschauer, zwischen die wogende und lärmende Volksmenge hinein, und hier, mochte er wollen oder nicht, war er doch häufig genöthigt, manchen lauten Ausruf der Freude, ja, des Entzückens auf sich zu beziehen und mit einem dankenden Gruße zu erwiedern.

So sehr sich auch seine leicht begreifliche Eitelkeit durch diesen glänzenden Erfolg geschmeichelt fühlte, so war es ihm in der That doch außerordentlich angenehm, als er nun an dem Versammlungsorte anlangte und sich die schützenden Thore des Gartens vor ihm öffneten.

„Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!“

sang, klang, schrie, brüllte, trompetete und paukte es von allen Seiten — „Hurrah, die wilde Jagd!“

Der Rappe setzte mit einem gewaltigen Sprunge in den Garten hinein, wo der Reiter gewandt absprang und alsdann sein Pferd auf die Seite zog, um das Gefolge hereinzulassen.

Augenblicklich sah sich hier Arthur von den Freunden umringt, die ihn herzlich grüßten, ihm die Hände schüttelten und ihn mit wohlgemeinten Lobsprüchen überhäuften. Daß seine Anstrengungen hier vor den Kenneraugen der Künstler ihre Würdigung fanden, das machte ihn stolz und glücklich,

und er lachte aus vollem Halse mit, als eine Bemerkung Cupido's allgemeine Heiterkeit erregte.

Dieser hatte nämlich, auf seinen Bogen gestützt, die ganze wilde Jagd an sich vorbeiziehen lassen und sagte dann mit einem affectirten Seufzer: „Ja, ja, das ist alles schön und gut, aber recht traurig: heute roth und morgen todt, und was der gute Arthur jetzt als Spiel treibt, muß grausige Wahrheit werden, denn er hat sich so in Schulden gesteckt, daß er sich aus einem wilden Jäger in einen wild gejagten verwandeln muß.“

Worauf dem kleinen Liebesgotte der Tod zurief: „Schweig', Du neidische Unke, oder ich hole Dich heute Nacht, wozu Du mir bei Speise und Trank schon Gelegenheit geben wirst!“

Jeder der Künstler aus dem Zuge der wilden Jagd erhielt übrigens die gebührende Anerkennung, vor allen Dingen Knorr und van der Maaßen, von denen besonders der erstere durch seine gelungene Maske nicht allein die Freude, sondern auch der Schrecken der Beschauer war.

„Knorr, ich verzeihe Dir aus vollem Herzen,“ rief ihm Roderich freudig entgegen, „daß Du uns als Don Quixote so perfid im Stiche gelassen — wahrhaftig, Du siehst gottvoll aus, überhaupt der ganze Zug ist so poetisch und schön, wie man sich nur etwas denken kann!“

Prinz Maiwein sagte zu dem wilden Jäger, welcher, an der Thür der Restauration stehend, ein Seidel Bier trank: „Du solltest mir eigentlich den Tod und den Teufel ablassen, damit sie rechts und links an meinem Wagen ritten, es wäre das für alle Schlemmer ein symbolischer Wink: hütet euch vor dem Uebermaße, sogar in süßem Maitranke, denn sonst könntet ihr leicht diesen beiden Gespenstern zum Opfer fallen!

— Scherz bei Seite, Rodenberg," fuhr Lytton fort, indem er dem Freunde auf die Schulter klopfte, „Du hast das beste Theil erwählt und es mit Geschick durchgeführt; ich komme mir daneben förmlich fade vor in meiner prinzlichen Seide und meinem hoheitlichen Sammt."

„Jedem das Seine," erwiederte Rodenberg mit einem leichten Anfluge von Spott; „Du gehörst in Deinen vergoldeten Wagen und bist der rechte Mann dazu, dem schönen Geschlechte das Gift unter der süßesten Form des Maitrankes beizubringen."

Eine schmetternde Trompeten-Fanfare ertönte und Alles kam in Bewegung. Roderich, der schon zu Pferde saß, blickte mit seinem scharfen Auge rings umher und lenkte alsdann sein Pferd gegen einen anderen Reiter, eine prächtige, breite Gestalt, in fast gleichem Costume wie er selbst, der jetzt die schwere Fahne der Künstlerschaft wie eine leichte Feder emporhob und in den Bügelschuh steckte.

„Lindau," rief er ihm zu, „Du lässest die Reitermusik zwanzig bis dreißig Fuß voran und dann folgst Du ihr! — Hast Du dich auch mit dem Kapellmeister verständigt, daß er nicht so rasch vorn hinwegreitet? Ueberhaupt mußt Du ihm zuweilen zurufen, denn alle Anderen sehen nur auf Dich und Deine Fahne!"

Lytton trat heran, legte seine Hand auf die Mähne von Roderich's Pferd und sagte mit leiser Stimme: „Glaubst Du in der That, Conchitta habe sich nicht erbitten lassen, mit Regierungsraths hinauszufahren? Mir hat sie es abgeschlagen."

„Mir auch," gab Roderich zur Antwort, wobei ein Schatten über seine Züge flog.

„Sie liebe dergleichen Vergnügungen nicht, sagte sie.“

„Und die Künstlerschaft müsse es ihr übel nehmen, wenn sie als Zuschauerin erscheine, da sie ihre Mitwirkung abgelehnt, und darin hat sie nicht Unrecht.“

„Bei alledem wollen wir doch scharf in die Wagen der Zuschauer nach ihr auslugen — Weiber und Mädchen ändern häufig ihre Entschlüsse.“

„Die nicht. — Ich sandte ihr einen Strauß Maienblumen mit ein paar scherzhaften Worten, worin ich ihr sagte, die Kinder des Waldes hätten mich gebeten, diese kleinen Abgesandten vor sie gelangen zu lassen und um ihr Erscheinen zu bitten.“

„Und Alles vergebens?“

„Alles vergebens.“

„Fährt Deine Frau hinaus?“

„Schwerlich, sie hat unerträgliches Kopfweh.“

„Aber die Kleine?“

„O, die werden wir irgendwo in einem Wagen finden!“ sagte Olfers mit aufleuchtendem Auge — „sie freut sich unendlich auf das Fest!“

„Schauen wir nach ihr um.“

„Aber jetzt vorwärts — es ist Zeit!“

Ein junger Bildhauer auf einem leichten ungarischen Pferde, welcher Adjutantendienste bei dem Anführer des Kriegszuges that, sprengte nun auf einen Wink Roderich's zum Garten hinaus und ließ die Reitermusik abschwenken und abmarschiren. Ihr folgte in der vorbezeichneten Entfernung der Fahnenträger, dann Roderich und hinter diesem ein Trupp halb geharnischter Reiter, Büchsenschützen, ein Haufen Landsknechte; nun kamen Constabler mit kleinen, leichten

Geschützen: ein Theil Leute in mittelalterlicher Bauerntracht zogen diese Feldschlangen, während andere, Marodeurs oder Plündererhaufen vorstellend, mit Aexten, Beilen, rostigen Schwertern und alten Lanzen bewaffnet, hinter den Constablern drein zogen.

Von dieser wilden Bande, meistens aus ganz jungen Künstlern bestehend, bildete das in angemessener Entfernung hinter denselben einherziehende Musikcorps zu Fuß einen angenehmen Uebergang zu dem Hofstaate des Prinzen Maiwein, der, eine blumenbekränzte Fahne voran, aus glänzend costumirten Reitern in der weniger kriegerischen, aber reicheren Tracht des achtzehnten Jahrhunderts bestand.

Hellebarbiere umgaben die prächtige Carosse des Fürsten der waldesduftigen Einsamkeit. Es war dies ein Fahrzeug aus fabelhafter Zeit, in einem phantastischen Style erbaut: die schweren Räder erschienen wie Kränze von Laubgewinden mit silbernen Blüthen, und während sich der untere Theil des Wagens selbst der Muschelform näherte, sah man über demselben, von sechs reich vergoldeten Säulen getragen einen Baldachin, aus zierlichem Geflechte rankender Pflanzen gebildet, die mit Waldmeister, Frührosen und süß duftenden Maiblumen durchflochten waren. Hoch oben aber auf diesem Baldachin thronte eine riesenhafte Bowle, aus dem reinsten Golde geformt — Künstler kennen kein anderes — in welcher sich ein viel lieblicherer Amor als Cupido-Rübing befand und von hier aus mittels eines kolossalen Schöpflöffels die Zuschauer bedachte, wenn auch nicht mit Maitrank, so doch mit zierlichen Blumensträußen.

Würdig reihte sich dieser verkörperten Poesie der edle Ritter aus der Mancha an, vergeblich ausspähend nach dem

schönsten Weibe der Erde, der Dulcinea von Toboso; während Sancho Pansa hinter ihm gemüthlich aus seinem Zwerchsacke frühstückte, hielt dieser treue Leibknappe, mit einer Schweinsblase tüchtig um sich hauend, sich und seinem Herrn die zuweilen muthwillig herandringenden Buben vom Leibe.

Wie eine Siegesbeute oder irgend ein von dem sinnreichen Junker überwundener nubischer König folgte der Mohr. Dieser an sich sehr gelungene Repräsentant der farbigen Erdbewohner machte indessen mit seiner Erscheinung nicht das gehoffte oder erwartete Glück und mochte überhaupt den Zuschauern als ein etwas zu fremdes Element bei dem Künstlerfeste erscheinen. Bei seinem Einreiten in den Garten hatte er das Unglück gehabt, von der muthwilligen Bubenschaar verhöhnt zu werden, und jetzt, als er im Zuge wieder erschien und sich in Respect zu setzen gedachte, indem er martialisch seine Keule schwang, wurde er gar nicht beachtet, denn hinter ihm erschien die wilde Jagd.

„Ah, die wilde Jagd! Hurrah, die wilde Jagd!“

Unter diesem sich beständig wiederholenden Geschrei setzte sich der größte Theil der Bubenschaar in Bewegung und folgte dem, was ihr das Liebste war: rechts und links an den Straßengraben gedrängt, setzten die kleinen Burschen bald über Haufen von Chausseesteinen hinweg, bald über Mark- und Gränzsteine, purzelten auch wohl dutzendweise in den Straßengraben hinab, da alle sich bemühten, so viel als möglich in der Nähe von dem Tod und dem Teufel zu bleiben.

Der wilden Jagd folgte, umringt von einer Schaar faunenhafter Gestalten mit schwarzem, wolligem Haar, aus dem kleine Hörner hervorschauten, dunklen Gesichtern, dunklen,

mit einem Weinlaubkranze umschlungenen Oberkörpern, mit zottigen Hüften aus Ziegenfell und Bocksfüßen, der große Pan, der, seit die Freude vom Drachen Griesgram in Fesseln geschlagen worden war, in Kummer und Betrübniß vergehen zu wollen schien, ja, dem Tode nahe war, hoffend auf den Sieg der Poesie, um alsdann draußen am Fuße der Fahnenburg auf's Neue ein lustiges Waldleben zu beginnen. Er ritt melancholisch und trübselig auf seinem Esel und gönnte keinen einzigen Blick dem lustigen, wohlbeleibten Bacchus, der neben ihm auf einem zum Leoparden umgewandelten, noch viel kleineren Pferde ritt, als der Esel des Waldgottes war.

Und doch wäre es schon der Mühe werth gewesen, dem Bacchus, besonders aber dessen Gefolge freundliche Blicke zuzuwenden. Dieses Gefolge bestand nämlich aus einem Karren mit einem großen, bekränzten Weinfasse, welcher von einem schönen Gespann weißer Ochsen mit vergoldeten Hörnern gezogen wurde: dann erschien noch eine Munitions- oder Proviant-Colonne unter Bedeckung der Landsknechte und Büchsenschützen, welche einen kleinen, von einem Esel gezogenen Marketenderkarren umringten, auf dem eine zierliche Marketenderin saß. Man hatte einen sehr jungen Künstler ohne jede Spur von Bart für diese Rolle passend gefunden und ihm die Verpflichtung auferlegt, aus seinem viel kleineren Fasse, als das des Ochsenwagens, unterwegs den Dürstenden Labung zukommen zu lassen, weßhalb man auch später, als der Zug einmal die staubige Landstraße erreicht hatte, häufig genug Reiter und Fußgänger sehen konnte, welche ihre Stelle im Zuge verlassen hatten und sich bei dem kleinen Eselskarren zu schaffen machten.

Eine Art von Polizei übten bei diesen Veranlassungen, so wie bei anderen kleinen Unordnungen, welche beim Zuge vorfielen, die flinken Rothhäute aus, welche auf ihren unermüdlichen Pferdchen bald hier, bald da erschienen und bald den eigenen Kameraden, bald den zu nahe herandrängenden Zuschauern mit dem Wurfspieße und dem stets bereiten Lasso drohten.

So zogen sie dahin, die glücklichen Künstler, in heiterer Lust und bester Laune bei den rauschenden Klängen der Musik, umringt und gefolgt von einer zahllosen Menschenmenge zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße — so zogen sie dahin, den fernen Bergen zu, über sich den heiteren, blauen, strahlenden Himmel, Jubel im Herzen, umspielt von Licht und Sonnenglanz.

XI.

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“

Während die glückliche Künstlerschaar lustig jubelnd den fernen Bergen entgegenzog, laute Fröhlichkeit und Kampflust im Herzen, wenn sie an die nächsten Stunden dachte, wo es galt, einen Feind zu besiegen, der sich unterstanden, die heitere Freude gefesselt zu halten — während sie so glänzend und strahlend, umschwärmt und begleitet von Fußgängern, Reitern und Wagen, dahinzog, ließ sie hinter sich die Stadt und den nun so einsamen Garten, der, verlassen von allen lebenden Wesen, so feierlich still geworden war und dessen tiefe Ruhe durch nichts mehr gestört wurde, als durch das Rauschen eines leisen Windes in den Zweigen der mächtigen, uralten Bäume und durch das sanfte Murmeln des durchströmenden Baches. — —

Und doch vernimmt man hier wieder nach kurzer Zeit ein leises Geräusch, das Knistern des Sandes unter einem sehr feinen und sehr leicht auftretendem Fuße. Es ist ein junges Mädchen in einem einfachen, grauen Kleide, das jetzt zwischen den Stämmen hervor auf einen der freien Rasenplätze tritt, sich gegen eine dort befindliche Steinbank wendet

und sich setzt. Sie trägt in der einen Hand einen Busch Maienblumen, in der anderen ihren Sonnenschirm und ein dünnes Buch von ziemlich großem Umfange.

Einen Strohhut, mit dem ihr Kopf bedeckt war, hat sie eben so wie das Buch neben sich auf die Bank gelegt, die Blumen mit beiden Händen ergriffen und drückt ihren feinen Mund auf die duftigen Blüthen. Dabei schließt sie die Augen und scheint zu träumen.

Ja, sie träumt wirklich, und ihre Gedanken schweben im Traume aus dem stillen Garten hinweg über Feld und Flur nach jenen fernen Bergen hin, wo die kleine Fahnenburg steht, umrauscht von Eichen und Tannen.

Aber es ist da nicht mehr wie vor wenigen Tagen, als sich Conchitta dort mit ihrer Schwester befand. Zwischen dem tiefen Grün des Laubes blitzen bunte, leuchtende Farben auf, lautes Rufen erschallt und rauschende Musik. Sie möchte so gern die trauliche Waldeinsamkeit um sich herum festhalten wie eine schützende Umhüllung. — Vergebliches Bemühen! Lauter Jubel, Lachen und Gesang tönt rings umher, so von allen Seiten, daß auch sie sich, obgleich widerstrebend, in den tollen Strudel mit hineingerissen fühlt und glücklich ist, als sie endlich den schützenden Arm eines Freundes findet. — —

An ihn schmiegt sie sich fast ängstlich, zu ihm blickt sie empor, so vertrauend, so herzlich, so innig, so — —

Da zerreißen plötzlich die Träume des jungen Mädchens, es läßt die Maiblumen auf den Rasen niederfallen und greift hastig nach seinem Skizzenbuche.

Vor ihr, an der andern Seite des freien Platzes, befand sich eine prächtige Buche, deren schöne Formen sie auf dem Papier wiederzugeben sich bemühte; um den Stamm des ma-

jestätischen Baumes hatte sich Epheu geschlungen, so vertrauend, so herzlich, so innig, so liebend — —

Immer und immer wieder dasselbe Bild, so sehr sich auch Conchitta bemühte, ihre Gedanken davon abzuwenden — —

Das junge Mädchen lächelte traurig und fing an zu zeichnen; rasch entstanden unter ihrer Künstlerhand die Formen des Baumes, aber nicht in der wunderbaren Ruhe, mit welcher derselbe hier in der Wirklichkeit vor ihr stand, ein tobender Wind beugte die Aeste unter seine Wuth, streute Zweige und Blätter weit hinaus und hatte sogar den schlanken Epheu zerrissen, so daß er nicht mehr den Stamm umgab, vertrauend und innig — er mußte scheiden von seinem lieben theuren Freunde.

„Ein Bild meines Lebens," seufzte Conchitta, „losgerissen zu werden von allem, was mir theuer ist, ohne Schutz und Hülfe den Stürmen dieser Welt preisgegeben!" — Da sie sich allein glaubte, so sprach sie diese Worte halblaut vor sich hin.

„Wohl dem, der dabei eine Stütze in seinem eigenen Bewußtsein findet!" hörte das junge Mädchen jetzt auf einmal eine trockene, etwas scharfe Stimme dicht hinter ihr sagen, und dies kam so plötzlich und unerwartet, daß sie, auf's höchste überrascht, im ersten Moment nicht wagte, aufzuschauen, so daß die Stimme, welche dieses Erschrecken wohl bemerkte, fortfuhr: „Es ist kein böser Geist, der zu Ihnen spricht, es ist eine Frau von Herz und Gemüth, eine Frau, die sanft und mitleidig ist, wo sie findet, daß diese schönen Eigenschaften verstanden werden."

Da erst blickte die junge Spanierin in die Höhe, und wenn sie sich auch so eben beunruhigt, erschreckt gefühlt hatte,

so verschwanden doch die Spuren dieser Erregung eben so rasch wieder, wie sie gekommen, und auf den schönen Zügen Conchitta's zeigte sich ihre gewöhnliche Ruhe und Sicherheit.

„Ah, Sennora Olfers," sagte sie, indem sie aufstehen wollte, „ich glaubte mich ganz allein hier!"

„Ah, Mademoiselle Conchitta, wir beide sind auch in der That hier ganz allein!"

„Ich mit Absicht und in der Hoffnung . . ."

„Auch allein zu bleiben!" sagte hastig die Frau des Malers.

„In der Hoffnung, an einem so stillen Morgen hier ungestört zeichnen zu können."

„So störe ich Sie wohl?"

„O, gewiß nicht! Doch wenn dies vielleicht einer Ihrer Lieblingsplätze ist und Sie ungestört zu sein wünschen, so will ich mich entfernen."

„Warum das? Diese Bank hat Platz für uns beide; lassen Sie sich nicht stören, zeichnen Sie ruhig fort!"

Nach diesen Worten setzte sich Frau Hildegard neben Conchitta hin, deren Skizzenbuch offen auf ihrem Schooße ruhte, nur hatte sie, sei es Absicht oder Zufall, ihr Taschentuch auf das angefangene Blatt fallen lassen.

„Nach dem geräuschvollen Treiben, welches vor Kurzem noch diesen Garten erfüllt hat und alle Welt mit sich fortgezogen," sagte Frau Olfers, „konnte ich mit Recht voraussetzen, hier Niemanden zu finden."

Es war dies, wie wir bereits wissen, der gleiche Beweggrund, welcher die junge Künstlerin veranlaßt hatte, hieher zu gehen; bei ihr war es Wahrheit, bei der Anderen nur ein Vorwand, denn Frau Hildegard hatte mit ihrem scharfen

Auge Conchitta in den Alleen des Schloßgartens gesehen und war ihr gefolgt, dann allerdings in der Voraussetzung, sie hier allein zu finden.

„Was zeichnen Sie, wenn man, ohne eine Indiscretion zu begehen, fragen darf?“

Obgleich die Spanierin bei dieser Frage wohl fühlte, daß sich ihre Wangen rötheten, so zögerte sie doch keinen Augenblick, ihr Taschentuch von dem Skizzenbuche zu entfernen.

„Ah,“ rief die Frau des Malers mit einem eigenthümlich klingenden Tone der Stimme, „Sie haben diese prächtige Buche mit einer seltsamen Phantasie wiedergegeben!“ — „Das ist sonderbar,“ fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie mit ihren großen, unheimlich durchsichtigen Augen Conchitta scharf und forschend betrachtet — „wunderbar bei diesem schönen, stillen Morgen, bei diesem klaren Himmel, bei der Ruhe ihres Gemüthes! Oder,“ fuhr sie aufathmend fort, „wäre diese Ruhe nur Täuschung, fühlten Sie vielleicht in Ihrem jungen Herzen auch zuweilen etwas von ähnlichen Stürmen?“

„Es erschien mir so malerischer,“ antwortete die Künstlerin, indem sie sich tief auf ihre Zeichnung neigte.

„Glücklich, wenn dem so ist! Doch wenn ich nicht irre, hörte ich Sie vorhin Worte aussprechen, die mich vermuthen lassen, Ihr Herz fühle nicht mehr so ruhig, als Sie vielleicht selber glauben. Sie fanden in dieser vom Sturme bewegten Buche oder vielleicht in dem zerrissenen Epheu ein Bild Ihres Lebens!“

„Ah, Madame,“ erwiederte Conchitta aufblickend, „Sie wiederholen die Worte, welche ich, poetisch angeregt, durch die Stille dieses schönen Morgens vor mich hin sprach!“

„Allerdings Worte, die, für kein menschliches Ohr berechnet, wie ein schmerzlicher Seufzer Ihres Herzens klangen!"

„Warum schmerzlich, Sennora?"

„Ei nun, vielleicht in Sehnsucht nach einem unbekannten Glücke oder auch in der Befürchtung, ein schon gekanntes zu verlieren!"

„Ich verstehe Sie in der That nicht, Sennora!"

„O, Mademoiselle Conchitta," rief die Frau des Malers mit einer ungeduldigen Bewegung, „wollen Sie sich nicht ein klein wenig Mühe geben, mich zu verstehen — oder wünschen Sie, daß ich deutlicher rede?"

„Gewiß, Sennora, ich wünsche das, wenn Sie mir in der That eine Mittheilung zu machen oder eine Frage zu stellen haben!"

„Mittheilungen möchte ich von Ihnen erwarten, und es gibt Fragen, die sehr schwer zu stellen sind!"

„Ich kam aber nicht hieher, Sennora, um Ihnen irgend eine Mittheilung zu machen," sagte die Spanierin mit eben so viel Ernst als Ruhe, „und wenn Sie mir eine Frage stellen wollen, die Ihnen so schwer wird, auszusprechen, so könnte mir die Beantwortung derselben auch wohl nicht leicht werden!"

Frau Hildegard bohrte die Spitze ihres Sonnenschirmes tief ein in den Sand zu ihren Füßen, und da sie so eine Reihe von Secunden, ja ein paar Minuten vergehen ließ, ohne weiter zu sprechen, so fuhr das junge Mädchen, nicht ohne eine weiche, schmerzliche Bewegung zu verrathen, fort:

„Es gab eine Zeit, Sennora, wo ich glücklich war, wenn Sie mich einer Mittheilung würdigten, eine Zeit, in der es mir die größte Freude machte, Ihnen jede Frage zu beantworten!"

„Wie sich diese Zeiten verändert haben!“

„Ach ja, sie haben sich verändert, wir sind seitdem um Wochen, Monate älter geworden — an Erfahrungen reicher!“

„An schmerzlichen Erfahrungen!“

„Es sollte mir leid um Sie thun, Sennora,“ sagte Conchitta mit Wärme, „wenn Sie nur um schmerzliche Erfahrungen reicher geworden wären! Doch wie ist das möglich bei Ihrem heiteren, glücklichen, sorgenlosen Leben?“

Die Frau des Malers wandte langsam ihren Kopf herum und schaute das Mädchen an ihrer Seite mit einem eigenthümlichen Blicke an, der aber fast einen starren Ausdruck hatte.

Es ist seltsam, aber die Erfahrung spricht dafür, daß wir im Stande sind, einen so fest und ausdrucksvoll auf uns gerichteten Blick zu fühlen, ohne ihn zu sehen, und daß das so starr auf uns gerichtete Auge uns veranlassen kann, ohne zu wissen, warum, unsern Kopf zu wenden.

So erging es Conchitta; sie drehte langsam ihr Haupt herum, und als beider Augen sich begegneten, hielt das junge Mädchen den mehr als leuchtenden Blick ihrer Nachbarin ruhig, ohne die geringste Verwirrung zu verrathen, aus, ja, unter dem Einflusse dieses Blickes wiederholte sie sogar ihre Worte von vorhin: „Ein heiteres, glückliches, sorgenloses Leben . . .“

„So war es einmal, und so hätte es vielleicht bleiben können, wenn nicht — nun ja, wenn es nicht anders gekommen wäre. — Aber es kam anders, furchtbar anders,“ fuhr Frau Hildegard mit steigender Erregung fort, „und wissen Sie, Mademoiselle Conchitta, wohin es mit unserem heiteren, glücklichen Leben gekommen ist?“

„Ich weiß es nicht, und es würde mich tief betrüben, wenn das, was Sie mir mitzutheilen die Güte haben, Ihr Herz unangenehm berührt!“

„Es wird Sie betrüben? — Vielleicht — vielleicht auch nicht! — Wir sind mit unserem heiteren und glücklichen Leben da angekommen, wo eine Trennung dieses Leben endigt und Fesseln bricht, die unerträglich geworden sind!“

„Ah, Sennora,“ rief Conchitta erschrocken, indem sie ihre Hände zusammenfaltete, „warum sagen Sie mir so schreckliche Dinge an diesem schönen, stillen Morgen — und warum überhaupt mir?“

„Warum gerade Ihnen? — Nun, vielleicht gerade Ihnen, oder — — weil ich Sie zufällig hier traf.“

„Wenn dem in der That so ist,“ versetzte die Spanierin mit der vollen Wärme, die sie so wohl verstand, in den Ton ihrer Stimme zu legen, die alsdann anzeigte, daß dieser Ton von Herzen kam, „o, so schenken Sie mir Ihr Vertrauen, und glauben Sie mir, Sie schenken es keiner Unwürdigen!“

„Ich würde dies vielleicht thun,“ erwiederte Frau Hildegard mit ihrer kalten, scharfen Stimme, die so verletzend klang, und vor deren Ton auch jetzt Conchitta zusammenschauerte, „ich würde es für außerordentlich nützlich halten, doch da mir jede Lüge fremd ist, so will ich Ihnen der Wahrheit gemäß gestehen, daß ich nicht zufällig hieher kam, sondern daß ich Sie, Mademoiselle Conchitta, hier aufsuchte, um mit Ihnen zu reden.“

„Also doch — mit mir, Sennora — so reden Sie denn, ich bitte!“

„Sie erinnern sich der Zeit,“ fuhr Frau Hildegard nach

einer Pause fort, „wo Sie — es mag jetzt ein Jahr sein — zum ersten Male unser Haus besuchten?“

„Gewiß, Sennora, ich erinnere mich dieser Zeit; Sie empfingen mich, die Fremde, welche damals nur sehr wenig von der Landessprache verstand, so freundlich, als ich es erwartete.“

„In diesem Falle müssen Ihre Erwartungen nicht sehr hoch gespannt gewesen sein,“ sagte die Frau des Malers, wobei sich ein ironisches Lächeln um ihre Mundwinkel zeigte, „denn ich empfing Sie mit mehr Ruhe und Kälte, als ich sonst gewöhnlich Fremde zu empfangen pflege. Um ehrlich zu sein, ich empfing Sie so, wie eine warnende Stimme in meinem Innern mir gebot, Sie zu empfangen, und ich that Recht daran!“

„O, Sennora,“ erwiederte Conchitta mit einem bittenden Tone, „Sie sind doch nicht in der Absicht hieher gekommen, mir harte Worte zu sagen, mir Beleidigungen zuzufügen?“

„Sie fanden,“ fuhr Frau Hildegard fort, ohne es für nöthig zu halten, diese Frage zu beantworten, „daß die Art, wie ich Sie in meinem Hause empfing, Ihnen nicht behagte! Sie machten Ihre Besuche seltener und ließen sich endlich gar nicht mehr sehen bei mir in meinem Hause — Sie verstehen doch, was ich damit sagen will, Mademoiselle Conchitta?“

„Ich verstehe es wohl, aber ich begreife es nicht.“

„Was ich wieder vollkommen begreife, aber nicht verstehen will,“ erwiederte die Frau des Malers in einem Tone des Hohnes und der Bitterkeit, „und mir deßhalb er-

lauben muß, hinzuzusetzen, Sie brachen allen Verkehr mit meinem Hause, aber nicht mit meinem Manne ab!"

„Es ist wahr, ich sah Herrn Olfers zuweilen; er blieb mir gegenüber gleich gütig, gleich freundlich von der Stunde an, wo ich ihn zum ersten Male gesehen, bis neulich, wo ich in seinem Atelier zum letzten Male mit ihm sprach. Er war so wohlwollend, mir hier und da kleine Anleitung zu geben, er, der große, berühmte Künstler der unbedeutenden Anfängerin, und er that das mit einem Ernste und doch wieder mit einer Milde, die mein Herz mit einer unaussprechlichen Dankbarkeit gegen ihn erfüllt; ich bin zu wahr und aufrichtig, dies zu läugnen. O, Sennora, es würde Ihnen in gleichem Falle gewiß ebenso ergangen sein!"

„Ah, darin haben Sie Recht, es ging mir in fast gleichem Falle ebenso wie Ihnen: auch ich genoß den Unterricht dieses großen und berühmten Künstlers, auch mein Herz schlug ihm entgegen voll Dankbarkeit und Liebe!"

„Das habe ich nicht von mir gesagt!" rief das junge Mädchen erschrocken.

„Nein, Sie haben es nicht gesagt. Sie sagen überhaupt nur das, was Sie sagen wollen, nachdem Sie vorher reiflich bei sich überlegt, ob es sich auch sagen läßt und ob es, wenn Sie es sagen, nicht compromittirend für Sie ist. — Aber ich sehe da zu Ihren Füßen einen Blumenstrauß liegen," sagte Frau Hildegard mit einer maliciösen Ruhe, „einen Blumenstrauß, dem Sie, wie ich vorhin gesehen, einen anderen Platz gegönnt, den Sie an Ihre Lippen drückten und dann wie im Schrecken von sich schleuderten — ach ja, mit dem gleichen Ausdrucke des Schreckens, mit dem Sie mich soeben ansahen. — Es sind schöne, frische Waldblumen.

Darf ich mir vielleicht erlauben, Sie zu fragen — wo Sie dieselben gepflückt?"

„Ich habe sie nicht gepflückt, Sennora, ich habe sie ...."

„O, reden Sie nicht aus!" rief die Andere mit aufflammender Heftigkeit; „vielleicht sagen Sie mir eine Lüge, vielleicht wagen Sie es, mit Ihrer verletzenden Ruhe die Wahrheit zu sagen, die Wahrheit, die ich weiß — die ganze, bittere, traurige Wahrheit!"

„O, wüßten Sie die Wahrheit, Sennora," versetzte das Mädchen, mühsam an sich haltend, „wie glücklich wäre ich, wie glücklich würden Sie selbst sein, und wie wünsche ich von Herzen, daß Sie glücklich sein möchten!"

„Ich brauche kein Glück, das Sie mir wünschen; ich brauche und verlange überhaupt gar kein Glück mehr auf dieser Welt, mein Leben liegt abgeschlossen hinter mir!" — Dieses Letztere sagte Frau Hildegard in einem tiefen, leicht erzitternden Tone. — „Doch bin ich nicht hieher gekommen," fuhr sie gleich darauf mit ihrer gewöhnlichen, scharfen, verletzenden Stimme fort, „um vor Ihnen darüber meine Klagen oder meine Vorwürfe hören zu lassen — man braucht keine Spanierin zu sein, um in einer gerechten Sache stolz und hochmüthig aufzutreten — ich kam nur hieher, um Ihnen einen guten Rath zu geben!"

Conchitta saß da, auf ihr Skizzenbuch herabgebeugt, während sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Bei den letzten Worten aber, welche ihre Nachbarin sprach, richtete sie sich hastig empor, strich ihr dunkles Haar aus der Stirn und erwiederte mit einem leuchtenden Blicke: „So geben Sie mir denn einen guten Rath, Sennora, und

seien Sie versichert, daß ich Ihnen dankbar dafür sein werde!"

Fühlte sich Frau Hildegard in diesem Augenblicke vielleicht ein wenig eingeschüchtert durch den ganz veränderten Ausdruck im Gesichte ihrer Nachbarin, glaubte sie weit genug gegangen zu sein oder war sie vielleicht betroffen von dem unverkennbaren Strahle von Hoheit und Würde, welcher aus deren glänzenden Augen blitzte — genug, sie mäßigte den Ton ihrer Stimme, ja, sie legte eine Idee von Weichheit hinein, als sie nach einem absichtlich längeren Stillschweigen fortfuhr: „Wenn ich vorhin sagte, ich sei hieher gekommen, um Ihnen einen guten Rath zu ertheilen, so mag das anmaßend geklungen haben, und ich möchte um Alles in der Welt gerade Ihnen gegenüber nicht als anmaßend erscheinen. Statt Ihnen deßhalb einen guten Rath zu geben, darf ich mir vielleicht erlauben, Ihnen eine Lebensregel anzuempfehlen."

„Einen guten Rath hätte ich eben so gern von Ihnen angenommen," erwiederte Conchitta, die sich wieder völlig gefaßt hatte, „als ich Ihnen für eine Lebensregel dankbar bin."

Frau Hildegard hatte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes anscheinend absichtslos und spielend den Strauß Maiblumen berührt, durchstochen und ein wenig in die Höhe gehoben, ehe sie sagte: „Ja, eine Lebensregel, Mademoiselle Conchitta, Ihnen von einer Frau ertheilt, die es trotz alledem gut mit Ihnen meint, die, obgleich selbst unglücklich, doch nicht Ihr Unglück will."

Die junge Künstlerin hatte langsam ihren Kopf gegen die Frau des Malers herumgewendet und sie dabei mit ihren

weit geöffneten, feucht glänzenden Augen, in denen ihre ganze warme Seele schwamm, forschend angeblickt, ohne daß Frau Hildegard es für passend gefunden hätte, diesen Blick auszuhalten oder in irgend einer Art zu erwiedern. Vielmehr schaute sie auf die Maiblumen hinab, und es war, als spräche sie mehr zu diesen, indem sie nun sagte: „Ja, eine wichtige und wahre Lebensregel — hoffen Sie nie auf ein Glück, welches durch Kummer, Thränen und den Jammer einer unglücklichen Frau und eines verlassenen Kindes erkauft ist!"

Wie von einer Feder aufgeschnellt, fuhr Conchitta in die Höhe, und während eine tiefe Blässe ihre Züge überflog, während sie ihre weißen Zähne fest auf einander biß, flammte ihr Auge von einer fast unnatürlichen Erregung. Sie schleuderte ihr Skizzenbuch von sich, doch nur, um ihre Hände frei zu machen, welche sie alsdann mit einem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes an ihre Brust drückte.

„Ah, Sennora, genug — mehr als genug! Glauben Sie nicht, daß ich ein einziges Ihrer bis jetzt auf mich geschleuderten Worte, Worte, eben so glatt als mit Ueberlegung scharf zugespitzt, überhört hätte — gewiß nicht, ich will Ihnen gestehen, daß dieselben von dem ersten an, welches Sie gesprochen, ihr richtiges Ziel fanden — mein Herz, und hier tief eindrangen — all' Ihre Dolchstiche, Sennora, all' Ihre eben so bitteren wie ungerechten Vorwürfe! Aber ich fühlte für Sie, Sennora, ich fühlte mit Ihnen, ich bebte, wenn ich an den Schmerz dachte, der Ihre Brust zerriß und der Sie deßhalb wohl nicht minder empfindlich verwundet, weil er aus einer eingebildeten Ursache entsteht — ja, Sennora," rief sie mit einer raschen

Handbewegung, „aus keiner Ursache oder aus einer sehr verwerflichen, das schwöre ich Ihnen hier feierlich im Angesichte des blauen Himmels, der auf uns herabschaut, ich schwöre es Ihnen gern und willig, weil ich mit Ihnen litt und auch noch mit Ihnen leide! — O, wie gern," fuhr sie in weicherem Tone fort, „hätte ich Ihnen in Thränen die Versicherung gegeben, wie tief Sie mich verletzt, wie traurig es mich gemacht, daß Sie mich in Groll und Argwohn von sich gewiesen! Ich fühlte mit Ihnen als Weib, als Spanierin voll Stolz und Hochmuth, wie Sie vorhin gesagt, denn auch ich habe eine Ahnung davon, wie uns der Glaube erschüttern kann, ein Herz verloren zu haben, das uns geliebt und das wir angebetet!"

„Ah!" machte die Frau des Malers, welche bei der Erregung des jungen Mädchens beinahe auf ein Geständniß hoffte.

Doch fuhr Conchitta, nachdem sie tief aufgeathmet, ruhiger fort: „Ja, so fühlte ich mit Ihnen, Sennora, bis es mir durch Ihre letzten Worte entsetzlich klar wurde, wie sehr ich von Ihnen verkannt bin, wie grausam falsch Sie mein Herz beurtheilen, bis ich schaudernd eingesehen, wie Sie eine eben so wahre, innige als uneigennützige Verehrung so mißdeuten mochten, daß — Sie mir Ihre Lebensregel empfahlen!"

„Eben so wahr als passend!" rief die Frau des Malers mit ihrer ganzen Unbeugsamkeit, ihrem ganzen Hasse, indem sie nun ebenfalls aufsprang und die Gestalt des Mädchens, welches eben so ruhig als stolz und schön vor ihr stand, mit einem wilden, leidenschaftlichen Blicke überflog.

— „Beherzigen Sie meine Lebensregel — talentvolle, unternehmende Künstlerin!“

„Gut denn, ich werde sie beherzigen — wenn ich einmal in den Fall kommen sollte, davon Gebrauch zu machen; das verspreche ich Ihnen, und seien Sie versichert, daß ich Versprechen zu halten pflege! Ich will Ihnen sogar dankbar sein für Ihren Rath, für Ihre Lebensregel; ohne weiter die Ursache zu beachten, aus der Ihr zweifelhaftes Geschenk entsprang, nehme ich es an und versichere Ihnen, ich werde es auch befolgen mit dem ganzen Stolze, mit dem ganzen Hochmuthe einer Spanierin!“

Damit war diese Unterredung beendigt, und die Eine der Beiden, welche dieselbe geführt, verschwand, ohne die Andere weiter eines Blickes zu würdigen.

Conchitta blieb noch einen Augenblick hoch aufgerichtet neben der Steinbank stehen, dann beugte sie sich, tief aufseufzend, zu ihrem Strohhute hinab, den sie in die Hand nahm, indem sie durch den Garten schritt, nachdem sie noch einen langen, schmerzlichen Blick auf die majestätische Buche geworfen, deren Stamm, sowie der denselben umklammernde Epheu von einem heiteren Sonnenstrahle geküßt wurde, worüber die unzählbaren kleinen, frischgrünen Blätter wie vor lauter Vergnügen erzitterten.

Ueber sie hinaus, sowie über alle Gipfel der prächtigen Bäume dieses alten Parkes spannte sich der klare, tiefblaue Morgenhimmel, einen heiteren Tag versprechend.

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt Du

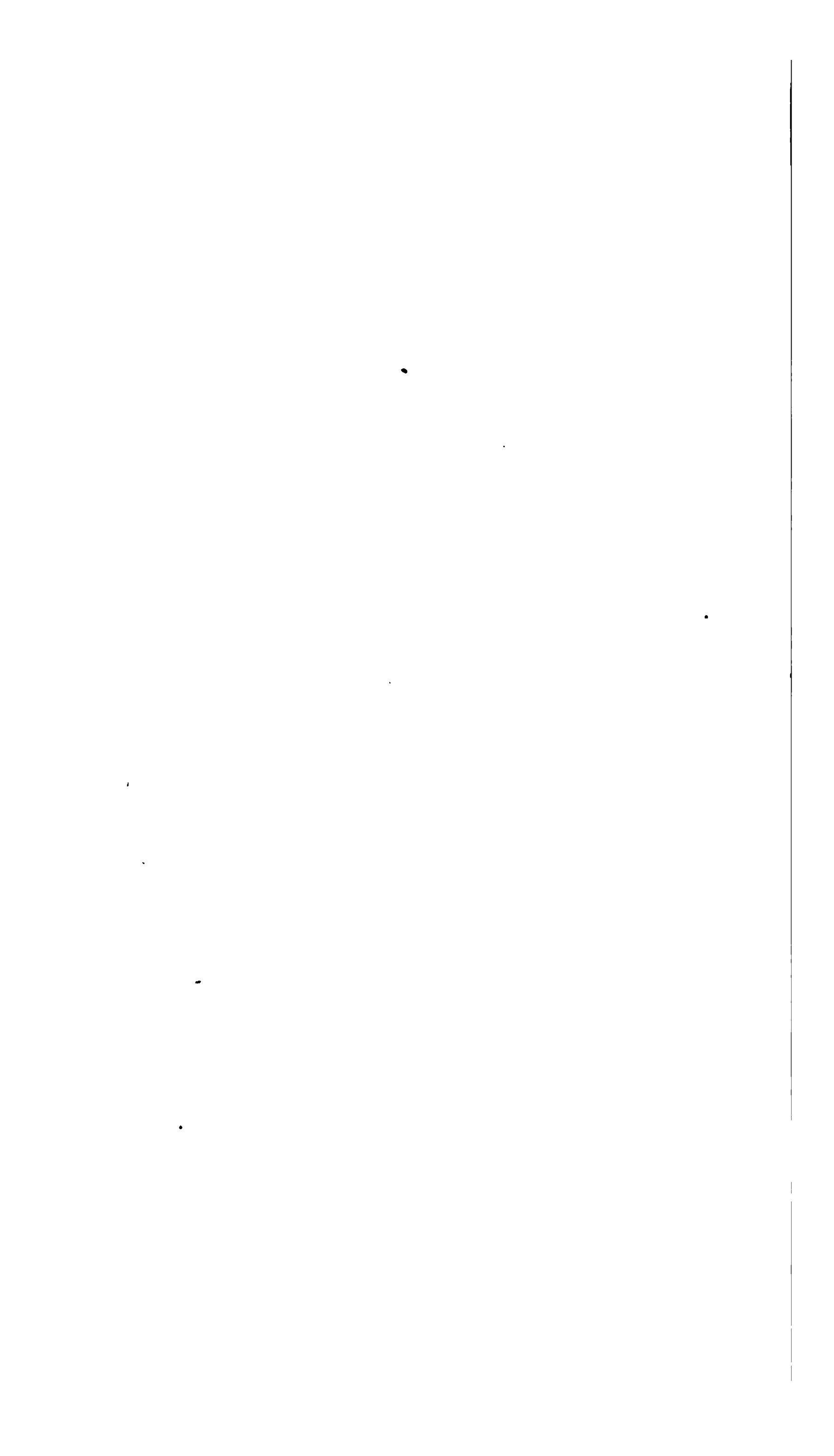
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest Du auch" —

diese Worte des großen Dichters, die er vielleicht an derselben Stelle erdacht, klangen zitternd durch die verwundete Seele des jungen Mädchens.



Künstlerroman.

Zweiter Band.



Künstlerroman.

Von

F. W. Hackländer.

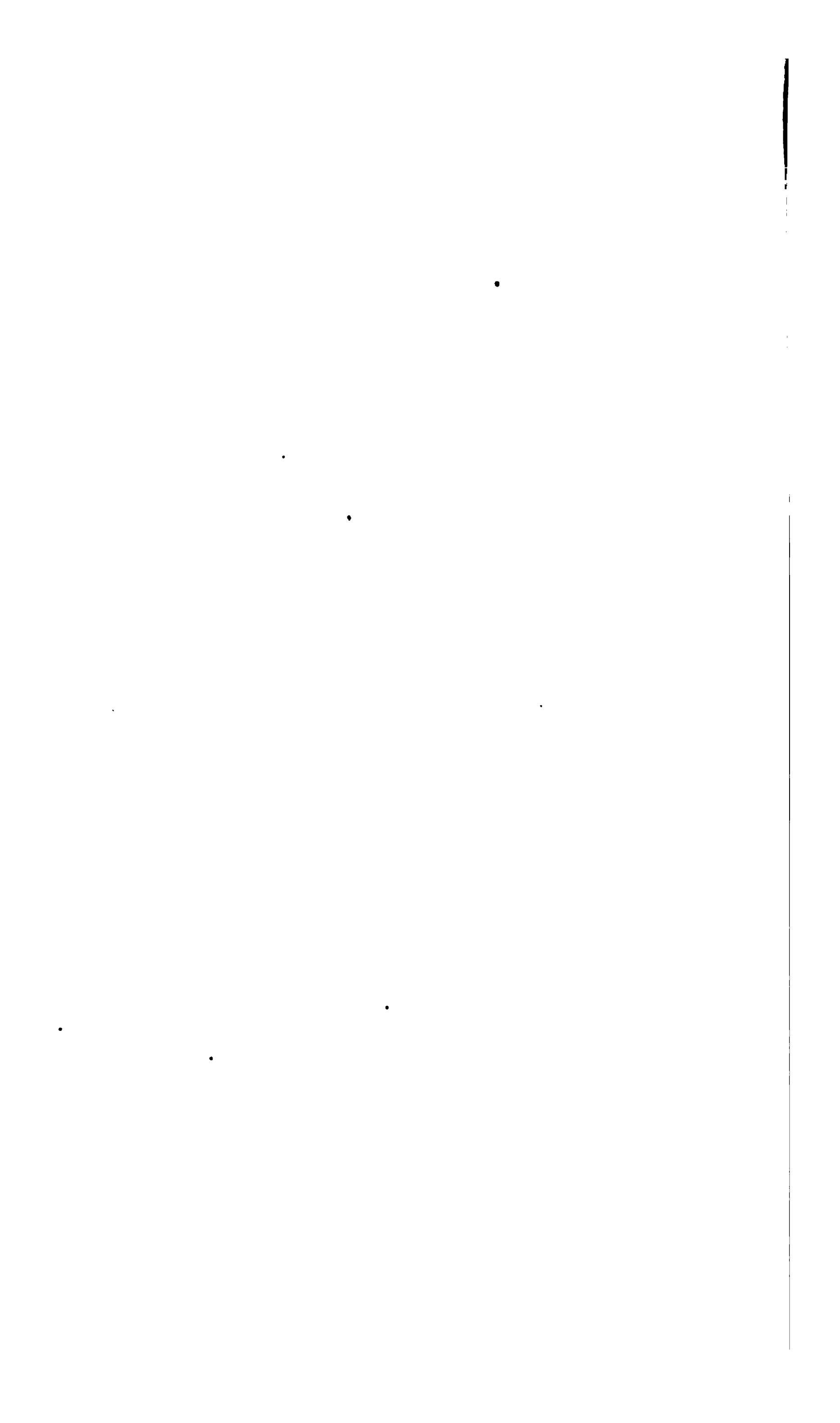
Zweiter Band.



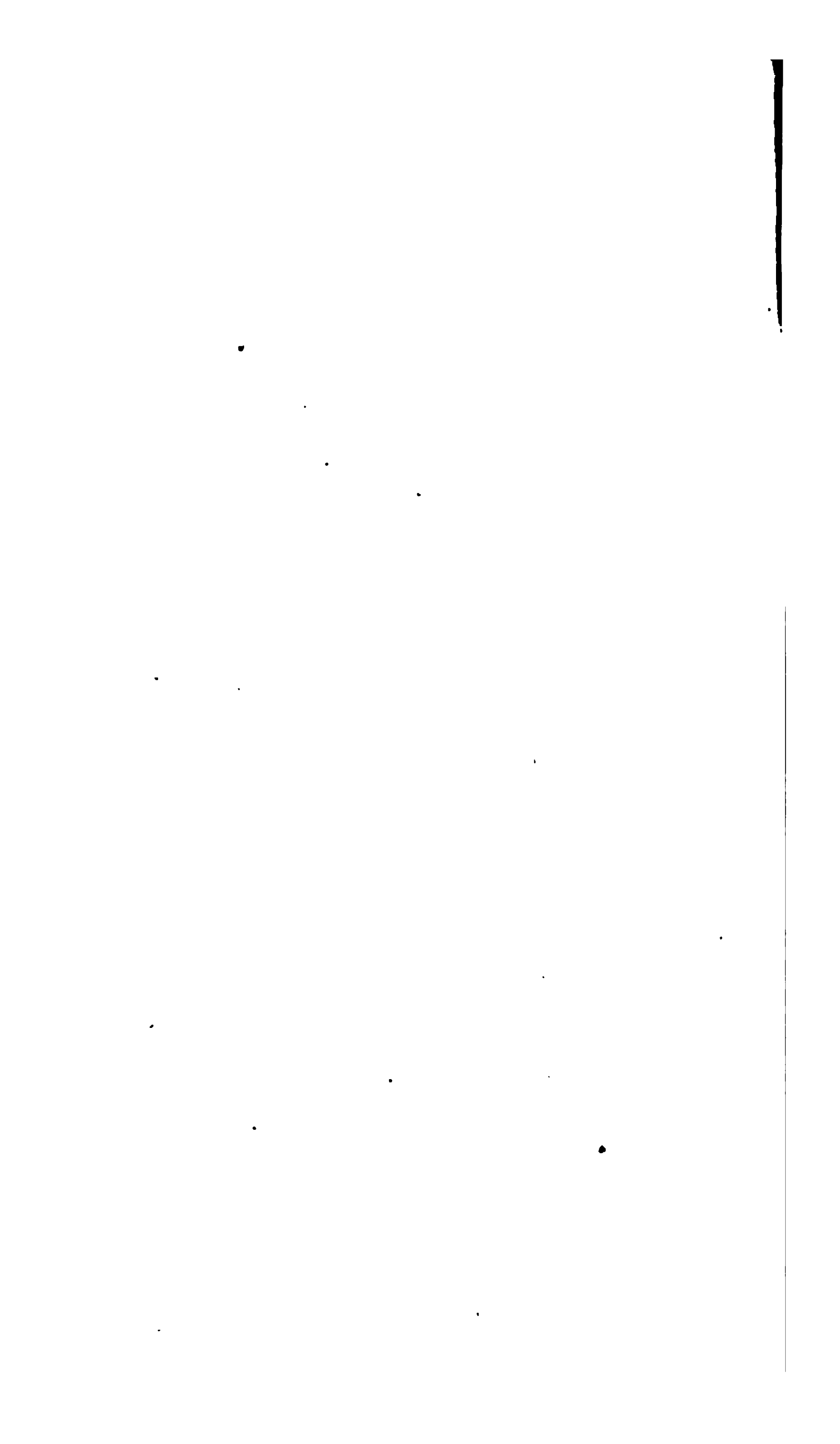
Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt.



Künstlerroman.



XII.

„Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!“

„Hurrah, die wilde Jagd! Lützow's wilde, verwegene Jagd!“ hatten die Buben in einem fort geschrieen und gesungen, bis sie heiser geworden waren und bis ihnen die beiden wilden Rothhäute am Fuße des Gebirges, das der Zug jetzt endlich erreicht, alles Ernstes bedeutet hatten, hier müsse Geschrei und Begleitung aufhören, und ihnen dabei gedroht, daß im anderen Falle Lasso und Wurfspieß auf kräftige Art bei ihnen in Anwendung gebracht würden.

Ein paar hievon abgelegte tüchtige Proben hatten denn auch bewirkt, daß sich die Bubenschaar den vernünftigen Fußgängern und Zuschauern anschloß, welche den Wagen folgten, um auf dem breiten Fahrwege die Höhe neben der Fahnenburg zu erreichen, von wo man dem glorreichen Kampfe und der Erstürmung dieser für uneinnehmbar geglaubten Bergveste schönstens zusehen konnte.

Roderich, der als oberster Kriegsherr so wie als Leiter des Angriffes bis jetzt noch nicht viel zu thun gehabt hatte, nahm nun mit Eifer und großem Geschicke den Feldherrnstab in die Hand, wobei ihm sein Adjutant, der junge Bildhauer

auf seinem flinken Ungarn, unterstützt von den Rothhäuten, vortreffliche Dienste leistete.

Ein kühler, schattiger Grund, wo der Wildbach, dessen Bekanntschaft wir vor einigen Tagen bei einem höher gelegenen, traulichen Plätzchen gemacht, das Thal erreichte, wurde dem ganzen Zuge als Lager angewiesen und zuerst ein Sonnendach ausgespannt aus rothem Stoffe mit Goldfransen für den Prinzen Maiwein und dessen nächstes Gefolge, unter dem sich jetzt ein paar Köche bemerklich machten, welche die vergoldete Bowle von dem Wagen herabnahmen, um das Lieblingsgetränke Seiner Hoheit, alsogleich aus frisch gepflückten Kräutern bereitet, zu überreichen.

Wie es in dieser verderbten Welt häufig zu geschehen pflegt, so hatte Seine Hoheit beschlossen, hier in diesem kühlen Grunde in Allerhöchster Ruhe dem Kampfe seiner Tapfern, sowie der Erstürmung der Fahnenburg zuzuschauen und sich erst dann glorreich zu betheiligen, wenn der Drache Griesgram glücklich überwunden sei und ihm die entfesselte Freude ins Lager gebracht würde. Für diesen großen Augenblick befand sich auf dem Wagen Seiner Hoheit ein ganzer Waschkorb voll Ordenszeichen, die in verschiedene Classen getheilt waren und mit denen nach Maßgabe einer geringeren oder höheren Protection die Betreffenden decorirt werden sollten. Der Ochsenkarren mit dem Weine, so wie umfangreiche Körbe voll Lebensmittel lagen abgesondert unter der strengen Aufsicht eines großen, handfesten, unbestechlichen Reiters, zum großen Mißvergnügen des lustigen Gottes Bacchus und des alten, trübseligen Pan, welche beide gehofft hatten, wie im Zuge hieher, so auch auf der Lagerstelle mit der Proviant-Colonne vereinigt zu bleiben.

Damit aber die Völker Seiner Hoheit, ehe sie in Kampf und Tod gingen, einigermaßen gestärkt würden, so wurde der Marketenderin anempfohlen, mit ihrem Eselskarren auf einem sichtbaren Platze aufzufahren, wo den Unterthanen des Prinzen Wein und Brod abgegeben werden sollte, nach Belieben eines jeden Einzelnen, aber gegen vorausgegangene gute Bezahlung.

Die reiche, in Reserve gehaltene, auf gemeinschaftliche Kosten angeschaffte Proviant=Colonne hatte nämlich den Zweck, nach beendigtem Kampfe sowohl für die Sieger als für die Besiegten ein großes, allgemeines Freudenmahl anzurichten.

So weit war nun Alles in bester Ordnung. Olfers hatte dem wilden Jäger den Befehl ertheilt, mit seiner Schaar unter möglichst großem Spectakel das Terrain zu recognosciren und dabei, so wie sie von der Fahnenburg aus sichtbar sei, Tod und Teufel voran zu senden, um dort einen heilsamen Schrecken zu verbreiten.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß die wilde Jagd diesem Befehle alle Ehre machte. Sogleich ging es im Galopp das Gestrüpp aufwärts, was Pferde, Menschen und Esel laufen konnten, und dabei bemühten sich die Waldhörner, irgend eine unerkennbare Melodie zu blasen. Die Gewehre krachten, aufs Gerathewohl in die Luft abgeschossen, die Hetzpeitschen knallten, die Rüben bellten, kurz, es war ein ganz passender Höllenlärm, mit dem der wilde Jäger in die Berge zog.

Seine Hoheit nippten dabei an ihrem Maitrank und ließen Allerhöchstihren Ordenskanzler die voraussichtlich Tapfersten der Reiter, Jäger, Pferde und Hunde für den Orden vom süßen Maiwein notiren.

Die wilde Jagd machte aber auf die Belagerten durchaus keinen Eindruck, vielmehr flog von der Zinne des Thurmes beim Anblicke von Tod und Teufel eine große, schwarze Flagge auf, was so viel heißen mochte, als: man werde sich bis aufs Messer und bis zum letzten Schwanzriemen vertheidigen — letzteres eine höhnische Anspielung auf sattellos gewordene Reiter.

Darauf befahl Seine Hoheit, die Burg in großem Style förmlich zur Uebergabe aufzufordern, zu welchem Zwecke sich der Befehlshaber selbst in Begleitung eines Standartenträgers mit weißer Fahne und gefolgt von dem ganzen Musikcorps zu Fuß bis zu jenem Platze am Fuße der Fahnenburg begab, wo Rodenberg seine Skizze von der kleinen Beste gezeichnet. Dort stellte sich das Musikcorps auf, um die grimmigen Bewohner der Burg durch die bekannten Klänge des schon einige Mal gehörten Volksliedes:

Was ist des Deutschen Vaterland?

zur Nachgiebigkeit und zur brüderlichen Uebergabe der Burg aufzufordern.

Es war eigenthümlich, daß dieses an sich so schöne Lied hier eben so wenig wie anderswo den beabsichtigten guten Zweck erfüllte, vielmehr erschien nach Beendigung desselben der Burgherr Neidhart von Isegrimm auf der Zinne seines Thurmes in kohlschwarzer Rüstung, einen feuerfarbenen Busch auf dem Helme, den Rücken bedeckt mit einem Scharlachmantel, nicht nur mit über einander geschlagenen Armen und einem Hohnlächeln auf den Lippen, trotzig, übermüthig, siegesbewußt — man war einander so nahe, daß man dies wahrnehmen konnte —, sondern er machte auch seinem Gefühle gegen die Belagerer alsbald dadurch Luft, daß er in

dreimal drei Absätzen ein kolossales Hohngebrülle erschallen ließ, welches um so verstärkter ins Thal hinab schallte, da er es durch ein riesenmäßiges Sprachrohr von sich gab.

Nichts desto weniger erfüllte der biedere und treue Kriegshauptmann des Prinzen Maiwein seine Obliegenheit aufs erschöpfendste, indem er vortrat, die weiße Fahne in der Hand, und die Burg in aller Form Rechtens zur Uebergabe aufforderte, wobei er hervorhob, daß der als Biedermann bekannte, eben so tapfere wie großmüthige Burgherr Neidhart von Isegrimm es selber gegen die Regeln aller Ritterlichkeit halten werde, daß ein, wenngleich bekannter, doch in keinem Märchen- und Fabelbuche mit irgend einer guten Eigenschaft rühmend erwähnter Drache Griesgram dort oben die holde Freude gefangen halte, welche, dem ganzen Menschengeschlechte angehörend, auch von dem ganzen Menschengeschlechte, welches hinter ihm, dem Herold, stehe, zurückgefordert werde.

Hierauf erklang die Donnerstimme des Burgherrn, aus dessen Auge ein verzehrendes Heldenfeuer loderte, und während er sein zweihändiges Ritterschwert auf die Steinplatten neben sich niederstieß, daß es förmlich dröhnte, rief er: „Ha, Ihr da unten wagt es, von Uebergabe zu reden, Ihr Abgesandten eines eben so feigen, wie weichlichen Souverains, der wahrscheinlich süßen Maitrank schlürft, während sich seine Helden unter Musikbegleitung gegen mich, den Tapfersten der Tapferen, aufmachen! Entflieht bei Zeiten aus dem Bereiche meiner Geschosse, oder ich könnte mich nach glorreichen Vorgängen bewogen fühlen, die weiße Flagge nicht zu achten! Schaut aber hin auf den Söllerraum meines Schlosses, und was Ihr dort seht, mag Euch als genügende Antwort dienen!“

Damit machte der Unhold eine imposante, nicht ganz verständliche Geberde, bei der man jedoch ein Bedeutendes von seinem Scharlachmantel zu sehen bekam, und verschwand.

Wir brauchen eigentlich nicht zu sagen, daß der tapfere Feldhauptmann vor der Burg mit einem bang erwartungsvollen Blicke nach dem Altan der Fahnenburg schaute, welche der schwarze Ritter droben als seinen Söllerraum bezeichnet. —

Dort erschien der Drache Griesgram in dem uns bekannten, vortrefflich gewählten Anzuge, die mit einer langen Kette gefesselte Freude hinter sich drein schleppend. — Die Freude, eine weiße, verhüllte Gestalt, sehr lang und schmächtig, zusammengebrochen und trippelnd, schien in diesen Räumen zu einer verkümmerten, sehr ungesunden Freude geworden zu sein.

Der geneigte Leser wird erwartet haben, es werde über diesen jammervollen Anblick ein Schrei der Wuth und der Rache ausgebrochen sein; — doch fand das Gegentheil Statt, als sich nun der Drache Griesgram der Ballustrade des Söllerraumes näherte und mit tiefer, murrender Stimme so wie mit sehr gespreiztem Wesen anhob zu reden:

„Ja, wir halten die Freude gefesselt, weil das verdorbene Menschengeschlecht, zu dem Ihr gehört, keiner Freude mehr werth ist — wir halten . . . .“

Weiter kam er nicht, denn ein ungeheures Gelächter aus dem Gebüsche rings umher, wo Rodenberg, der dem tapferen Kriegshauptmann gefolgt war, sein wildes Heer gelagert hatte, schnitt ihm seine Rede entzwei und steckte nicht nur den eben so biederen wie ernsten Herold an, sondern auch die sämmtlichen Musiker, welche, aufwärts schauend, ihre Freude gleichfalls auf die lauteste Art kund gaben bei

dem furchtbar komischen Anblicke des Drachen, wobei es der Kriegshauptmann für das Gerathenste hielt, sein Geschäft als beendigt anzusehen und abzuziehen.

Er that dies unter den Klängen der Musik, welche, zuweilen gestört durch einen schrillen, unpassenden Ton, wenn einer der Musiker über eine Baumwurzel stolperte oder lachend an den Drachen Griesgram zurückdachte, die erhebende und für die vorliegenden Verhältnisse passende Melodie spielte:

„Schmeißt ihn 'naus den Juden Itzig, Juden Itzig,
Denn der Kerl war gar zu hitzig —"

ein Hohn und eine Mißachtung, von denen wir glauben, daß sie bis jetzt in der Weltgeschichte einzig da stehen.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein empfing mit großer Befriedigung den Bericht von dieser glorreichen Waffenthat und fand sich veranlaßt, seinem Kriegshauptmann dafür das Commandeurkreuz zweiter Classe Allerhöchstihres Ordens zu überreichen, auch empfahlen Allerhöchstdieselben Ihren umhergelagerten Völkern in Anbetracht des bevorstehenden Kampfes die größtmöglichste Fröhlichkeit und forderten die Musikcorps auf, das Lagerleben durch heitere Weisen zu verschönern.

Unterdessen erschien die Sonne höher am Himmel und sandte schon forschend neugierige Strahlen durch die Lücken des Blätterdaches, gewiß in der Absicht, an dem lustigen Treiben da unten auf dem moosbedeckten Boden im kühlen, schützenden Schatten Theil zu nehmen. Die Proviant-Colonne hatte sich hinter Barricaden verschanzt, den mitgebrachten Mundvorrath zu ordnen, so wie die Fässer von dem Wagen herabheben zu lassen und an einen kühlen Ort auf den Boden zu legen und gegen die Hitze mit frischen Zweigen zu bedecken. Zum Schutze gegen die eigenen Truppen, na-

mentlich gegen kühne Marodeurs, wurden die Tüchtigsten aus der Schaar der Waldteufel ausgewählt, ihnen ein Baumast in die Hand gegeben und sie rings um die lagernde Proviant-Colonne vertheilt.

Es war ein prächtiger Anblick, wenn man so von irgend einer kleinen Erhöhung dieses romantische Lagerleben betrachtete; den Mittelpunkt bildete das rothe Zeltdach des Prinzen, unter welchem er mit seinem Hofstaate um die große, vergoldete Bowle gelagert war und wo es beständig ab- und zuströmte wie in einem Bienenkorbe. Seine Hoheit liebte es nämlich, zahlreiche Gnaden an Allerhöchstihre Unterthanen auszutheilen, und wußte dies mit der feinsten Nuancirung zu thun, indem sie diesem einen Trunk Maiwein, Jenem ein tüchtiges Butterbrod und einem Anderen eine Cigarre verabreichen ließen.

Ein gleicher, fast noch größerer Zulauf fand bei dem Marketenderkarren Statt, nur daß es hier, etwas entfernt vom Hofe, begreiflicher Weise lustiger und ungezwungener herging. Da klirrten die Gläser, da klang zuweilen ein bekanntes Lied in kräftigem Chore oder sich jubelnd anlehnend an eine Melodie, welche die Musikcorps spielten. Letztere befanden sich an dem schattigsten Platze aufgestellt und verfehlten nicht, durch Kriegs- und andere Lieder die Kampflust zu erhöhen und zu allgemeiner Fröhlichkeit zu begeistern. Dies gelang denn auch vortrefflich, und wenn man so das ganze, tolle Getreibe anschaute, so hätte man viel eher glauben sollen, es werde hier ein friedliches Fest gefeiert, als auf solche Art sich vorbereitet zum heißen Kampfe mit einem erbitterten und blutgierigen Feinde.

Zuweilen dröhnte ein Schuß von der Veste herüber,

dessen Kugeln über die Köpfe der fröhlich Lagernden hätten dahin sausen oder einschlagend Tod und Verderben bringen können, hier aber nur einen erneuerten Jubel hervorrief.

Wenn sich das Ohr an den heitern Liedern und der rauschenden Musik erfreute, so ergötzte sich das Auge an dem bunten Durcheinander der lebhaftesten Farben, dem Golde der Tressen und Quasten, dem Leuchten und Blitzen der Waffen, dem Wehen der Federbüsche, besonders aber an der tiefgrünen Waldumgebung, die bei aufsteigender Sonne immer mehr und mehr wie mit Gold durchwirkt erschien und so einen glänzenden, reichen Rahmen bildete zu dem bewegten Lagerleben der Künstler.

Rodenberg's Jäger hatten sich zu den Reitern gesellt und lagerten am entferntesten vom Marketenderkarren, nicht aber ohne die in strategischer und anderer Hinsicht so wichtige Verbindung mit demselben aufrecht zu erhalten, und es geschah dies auf sehr sinnreiche Art durch große, wohlgefüllte Trinkhörner, die durch eine förmliche Vorpostenkette hin und her befördert wurden. Auch das Haupt der wilden Jagd bediente sich, an eine Eiche gelehnt, eines solchen Trinkgefäßes, dessen Inhalt es mit dem Tod und dem Teufel theilte. Letzterer saß auf einer Baumwurzel und schaute, das breite Gesicht zu einem freundlichen Lachen verziehend, an dem Trinkhorn empor, wogegen Knorr etwas abseits stand und mit über einander geschlagenen Armen ernst und gedankenvoll auf das Getreibe zu blicken schien.

„Woran denkst Du?“ sagte der wilde Jäger gegen Knorr gewandt, nachdem er dem Teufel das Trinkgefäß eingehändigt — „Du schaust so gar trübselig aus!“

„Er denkt an den bevorstehenden Kampf,“ versetzte van

der Maaßen heiter, „und freut sich auf seine Art über die Ernte, die er dann machen wird."

„Ist es so?" fragte Rodenberg.

„Der Teufel hat zuweilen Recht," gab der Tod zur Antwort, „ich dachte an dergleichen und stellte es mir recht lebendig vor, als wäre das Ganze hier nicht ein heiteres Spiel, sondern blutiger Ernst. Da würde ich allerdings eine reiche Ernte halten, und es kam dabei etwas wie ein zweites Gesicht über mich, so daß ich hätte voraussagen können, Der und Der werde mit heiler Haut davonkommen, während man Diesen und Jenen drunten einscharrt."

„Knorr hat immer so trübselige Phantasieen, er hat etwas von der Gabe der Prophezeihung. Wenn es ihm irgend unbehaglich wird, so ist es besser, man folgt ihm und geht nach Hause."

„Und es ist Dir heute unbehaglich?" fragte der wilde Jäger.

„Ganz und gar nicht; ich bin so heiter, als es mir möglich ist."

„Ja, ja, sein Aussehen ist so," bekräftigte van der Maaßen, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan. „Jemand, der ihn nicht kennt, würde behaupten, er sei nicht guten Humors; aber sein Auge leuchtet, und das ist mir ein Beweis, daß er sich wenigstens innerlich freut. — Da trink' einmal und dann prophezeie uns was Gutes!"

Knorr that einen langen Zug, und als er das Horn absetzte, blickte er gedankenvoll in den Wein, der aus der dunklen Tiefe des Gefäßes röthlich hervorleuchtete. — „Nun gut, Ihr sollt eine Weissagung hören, die sich noch vor Euren

Augen erfüllen wird. — Woran dachtest Du in diesem Augenblicke?" fragte er, den wilden Jäger ansehend.

„Ich?" gab dieser mit einer kleinen Verwirrung zur Antwort — „ich dachte — nun, woran soll ich gedacht haben? — an unser Lager, an unsere Fahnenburg, an den glorreichen Sieg oder an einen schönen Reitertod."

„Ha," machte der Tod bedenklich, „letzteres wäre mir nicht lieb, denn ich sage Dir, Rodenberg, das, woran Du jetzt eben gedacht, wird sich Dir nähern und mit Dir auf irgend eine Art in Verbindung treten!"

Der wilde Jäger lächelte ungläubig, obgleich er so gern den Worten des Anderen geglaubt. Er hatte in diesem Momente, während er seine Blicke von der Fahnenburg herabgleiten ließ, an jenes wunderbare Zusammentreffen vor einigen Tagen gedacht, an das Versprechen, welches sie ihm halb und halb gegeben, ihn wiederzusehen, — an den Blick von heute Morgen, als er an ihren Fenstern vorbeigeritten. Er schaute forschend durch den Wald hinauf gegen die Landstraße, wo die Wagen der Zuschauer standen, wo sich diese so wie die Reiter und Fußgänger einem fast eben so vergnügten Lagerleben hingaben, wie das kampfbereite Heer drunten, indem sie unter den Klängen der vortrefflichen Musik die mitgebrachten Vorräthe verzehrten.

„Ah, wenn Du Recht hättest mit Deiner Prophezeiung!"

„Darauf kannst Du dich verlassen," erwiederte Knorr; „es ist heute der Tag der Künstler, also der Tag der Ueberraschung und Wunder, und es sollte mich durchaus nicht in Erstaunen setzen, wenn die Gnomen hervorkämen aus ihren Erdlöchern oder wenn uns irgend eine mächtige Fee auf ihrem Zauberwagen erschiene."

„Du als wilder Jäger solltest eigentlich ein Waldhorn besitzen, auf dessen Ton Dir die Geister der Erde und der Luft dienstbar wären," sagte van der Maaßen, „ich fände das so begreiflich. Du hast bei Deinen wilden Zügen einmal und irgendwo die Bekanntschaft einer Feenkönigin gemacht und von ihr ein solch wunderthätiges Horn zum Geschenk erhalten."

„O, wäre es so!" seufzte Rodenberg; „aber dieses Horn — nenne es Jagdhorn oder Wunderhorn — ist die Stelle, wo ich sterblich bin und worin meine Ausrüstung mangelhaft ist; ich verlor es beim Aufsitzen, und mein kleiner Schlingel, der es mir nachbringen sollte, treibt sich Gott weiß wo in der Welt herum. An dieses Horn und was ein Zauberton desselben, wenn es die Kraft des Zaubers besäße, herbeirufen könnte, daran dachte ich so eben."

„Du wirst das Horn wiedererhalten," sprach der Teufel mit großer Bestimmtheit — „Knorr hat es prophezeit, und darauf kannst Du dich verlassen."

„Schade, daß Du es nicht hast," meinte der Tod nachdenklich, ich vermisse dieses Wunderhorn mit seinem weichen, lang nachklingenden; melancholischen Tone — einem Tone . . ."

„Horch', einem Tone, wie jener, der dort vor uns aus der Tiefe des Waldes dringt!" rief Rodenberg.

„Ja, ja, einem ähnlichen Tone," sagte der Tod.

Und er erklang abermals, näher kommend — weich nachklingend, melancholisch.

„Lagert dort Jemand von den Unsrigen?" fragte Knorr, der aufmerksam hinlauschte.

„Niemand."

Da tönte es zum dritten Male.

„Ah — was ist das?"

Die Blicke der Drei waren auf eine mächtige Buche vor sich gerichtet, deren untere, dicht belaubte Aeste mit einer nebenstehenden Eiche ein förmliches Thor bildeten, durch welches jetzt etwas so Sonderbares hervortrat, daß man es an jedem anderen Tage mit Staunen, ja, wohl mit Schrecken betrachtet haben würde. Aber heute, am Künstlertage, am Tage der Wunder, gab es ja nichts Uebernatürliches, und so blieb denn auch Rodenberg an seinen Baum gelehnt stehen, der Teufel behaglich zu seinen Füßen sitzen, und nur der Tod trat etwas auf die Seite, wobei er mit einer feierlichen Handbewegung auf den wilden Jäger zeigte, als wollte er sagen: „Das ist der Mann, den Ihr sucht."

Aus dem Walde hervor traten fünf bis sechs Jäger, kräftige, gedrungene, bärtige Gestalten mit wild-verwegenen Gesichtern und blitzenden Augen. Sie waren costumirt wie die Schaar des Rodenbergers, nur sah Alles an ihnen so abgenutzt, so gebraucht und doch wieder so echt aus, als seien sie sämmtlich nach einer langen, ermüdenden, nächtlichen Jagd vom Pferde gestiegen. Auf den Schultern trugen Einige kurze, scharfe Jagdspieße, während Andere die Armbrust mit den Stahlreifen und den schweren Bolzen führten.

Eine solche Jägerschaar wäre am heutigen Tage durchaus nichts Ungewöhnliches gewesen, doch folgten derselben vier riesenhafte wilde Männer, wie man sie als Wappenhalter zu sehen gewohnt ist, braun und von sehnigem Körperbaue, spärlich bekleidet mit Baumzweigen und Thierfellen, trotzig und grimmig blickende Gestalten mit schweren Keulen in der Hand, Eichenkränzen um das schwarze, struppige Haupthaar. Langsam gingen sie vorwärts, und erst als sie

so nahe gekommen waren, daß die voranschreitenden Jäger rechts und links auf die Seite traten, um ihnen Platz zu machen, gewahrte man in ihrer Mitte einen Zwerg mit einem fast unförmlich dicken Kopfe, schneeweißem Haar und Bart, aber sehr klugen und lebhaften Augen. Er hatte ein Gewand an von grünem Sammt, das von einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde, und obgleich dieses Kleid ziemlich weit und faltig war, so konnte es doch einen großen Höcker nicht verbergen, den der Zwerg auf der linken Schulter hatte.

Als die wilden Männer dicht vor Rodenberg angekommen waren, blieben sie stehen und senkten ihre Keulen, um sich auf dieselben zu stützen. Der Zwerg that einen Schritt vorwärts und der wilde Jäger bemerkte mit Erstaunen, daß er sich nicht nur direct an ihn wandte, sondern daß er ihm auch ein reich gearbeitetes Hüfthorn entgegenhielt, das an einer glänzenden Kette befestigt war.

Nach einer Pause allgemeiner Erwartung sagte der Zwerg mit einer möglichst tiefen Stimme: „An Dich bin ich gesandt, eben so tapferer als wilder Jäger; meine hohe und erhabene Gebieterin, die mächtige Fee, die Beherrscherin verschiedener Geisterreiche, deren Name Dir vor der Hand unbekannt bleiben soll, befahl mir, hieher zu gehen, wo ich Dich, den wilden Jäger, finden würde, an einen Baum gelehnt und in Gesellschaft von eben so mächtigen wie gefürchteten Begleitern, — dem Tod und dem Teufel.“

Rodenberg war durch diese Anrede um so mehr auf eine seltsame Art überrascht, da der Zwerg dasjenige in den Händen trug, wonach er sich noch vor wenig Augenblicken gesehnt, besonders aber, da ihm die Stimme des Zwerges außerordentlich bekannt vorkam.

Dieser ließ ihm indessen nicht lange Zeit zur Ueberlegung, denn er fuhr fort: „Da ich Dich nun gefunden, werde ich mich rasch des Auftrages meiner hohen Gebieterin entledigen, indem ich Dir dieses Jagdhorn als ein Geschenk überreiche und, wie mir befohlen ist, also dazu spreche: dieses Horn, welches während tausend Jahren bei anderen Schätzen begraben lag, hat ganz außerordentliche Eigenschaften, welche Du bei richtigem Gebrauche kennen lernen wirst. Ueber diesen Gebrauch aber Dich zu belehren, ist mir verboten. Sei tapfer und klug, beharrlich und verschwiegen, so wird sich alles Uebrige von selbst finden."

Damit legte der Zwerg das Horn in die Hände des wilden Jägers und wollte sich entfernen, doch hielt ihn dieser zurück, indem er vortretend sagte: „Warte einen Augenblick, o weiser Zwerg und treuer Diener einer eben so erhabenen als großmüthigen Gebieterin, und erlaube mir wenigstens, Dir meinen Dank zu sagen und denselben durch Dich zu den Füßen dieser so gütigen und hoffentlich auch schönen Fee niederzulegen. Sprich ihr dabei meinen heißen Wunsch aus, sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, um ihr wiederholen zu dürfen, was mein eben so heißes wie dankerfülltes und tapferes Herz für sie fühlt."

Ob die Rolle des Zwerges hier ausgespielt war oder ob derselbe sonst Ursache hatte, sich dem forschenden Blicke des wilden Jägers zu entziehen, — genug, er verbeugte sich und zog von dannen, wobei ihn die trotzigen wilden Männer umringten und ihm die Jägerschaar den Rücken deckte. Einige Augenblicke später, und das Dickicht des Waldes hatte die ganze märchenhafte Erscheinung spurlos verschlungen, so daß Rodenberg Alles für einen Traum hätte halten können, wenn

ihm nicht das Jagdhorn als sichtbares Zeichen der Wahrheit in der Hand geblieben wäre. Und es war ein prachtvolles Horn, wie er es sich wohl gewünscht, wie er ein fast ähnliches gesehen zu haben glaubte, dieses aber noch reicher und geschmackvoller verziert fand; es war von Elfenbein, mit Silber eingelegt und mit einer Kette von gleichem Metalle versehen. Auf einer der Verzierungen, die sich wie ein feines Band um das Horn herumschlangen, standen die Worte: »Espere y teme!« — (Hoffe und fürchte!)

Nachdem die drei Freunde das Jagdhorn aufmerksam betrachtet, sagte van der Maaßen, indem er den Tod mit einem Blicke scheuer Verehrung betrachtete: „Alles das, was wir soeben erlebt, die märchenhafte Gesandtschaft, das Geschenk dieses Hüfthorns, finde ich nicht so außerordentlich, als daß die Prophezeihung Knorr' so rasch und plötzlich in Erfüllung gegangen ist; doch habe ich nie daran gezweifelt, denn ich kenne ihn."

„He, wilder Jäger," rief der Kriegshauptmann Rodenberg an, indem er sich vom Gezelte des Prinzen Maiwein her näherte, „Seine Hoheit haben da etwas bemerkt von fremden Völkern, die sich Euch genähert und, wie es scheint, eine Botschaft gebracht! Seine Hoheit wünschen von dem Inhalte derselben unterrichtet zu sein!"

„Das soll mit dem größten Vergnügen geschehen," gab Rodenberg zur Antwort, indem er sein Horn über die Schulter hing und mit seinen beiden Begleitern dem Kriegshauptmann folgte.

Der Prinz Maiwein hatte aus der großen, vergoldeten Bowle so viele Gnade ausgetheilt, daß dieselbe leer geworden, wobei es eigenthümlich anzusehen war, wie sich der

flüchtige Geist dieses Inhaltes auf einigen zart gerötheten Wangen besonders in Gunst stehender Hofbeamten zeigte.

Der wilde Jäger trat vor und erzählte das erlebte Abenteuer, wobei er hinzufügte, daß es ihm hoffentlich gelingen werde, die erhabene Geberin aufzufinden, um ihr seinen Dank bezeigen zu können. Dabei nahm er das Horn von seiner Schulter und überreichte es Seiner Hoheit, welche es ringsum aufmerksam betrachtete und alsdann ihrem Feldhauptmann gab, indem sie die Worte aussprach, die auf der silbernen Verzierung gravirt waren: »Espere y temo!«

„Da die Inschrift spanisch ist," sagte Olfers, nachdem er das Horn zurückgegeben und einen flüchtigen Blick mit dem Prinzen Maiwein gewechselt, „so läßt sich vermuthen, daß die großmüthige Geberin aus dem Wunderlande Spanien stammt, vielleicht eine Nachkommin ist von irgend einer alten arabischen Feenkönigin."

„Oder eine solche selbst," meinte Rodenberg mit großem Ernste; „ich glaube Beweise zu haben, daß ich mich der Gunst einer solchen Fee erfreue."

„Es ist höchst eigenthümlich und spricht gerade nicht für die Verdienste unserer Polizei, daß uns der Aufenthalt solcher Wesen in dem Bereiche unseres Staates unbekannt geblieben," sagte Prinz Maiwein, der einen Augenblick ernst vor sich niedergeschaut, dann aber seine fröhliche Laune wiedergewonnen hatte. — „Und um diesen Fehler wieder gut zu machen, beauftragen wir hiermit unsern wilden Jäger, es an Nachforschung nicht fehlen zu lassen, um im glücklichen Falle die erhabene Fee zu veranlassen, daß sie sich auch vor unserem hoheitlichen Angesichte zeige. Und nun, glaube ich, wäre es Zeit," wandte sich der heiter gestimmte Souverain

an seinen Feldhauptmann, „wenn wir zur großen Action blasen ließen.“

Rodenberg verbeugte sich und wollte eben das Gezelt verlassen, als einige Waldteufel aus dem Gefolge Pan's eilfertig herbeisprangen und einen Reiter meldeten, der an der Umgebung des Lagers sich gezeigt und mit dem Höchstcommandirenden zu sprechen verlangte. Dieser Reiter, berichtete einer der Waldteufel, müsse aus einem anderen Jahrhundert und von einem anderen Volke stammen, als sie selber, denn er trage ein höchst einfaches, geschmackloses Kleid und habe etwas auf dem Kopfe, das aussehe wie ein umgestürzter, schwarz angestrichener Feldkessel. Sein linkes Auge sei von Glas und habe er dasselbe vermittelst einer schwarzen Schnur am Halse befestigt. Was seine Sprache anbelange, so sei sie ein wunderliches Gemisch von verschiedenen Sprachen und von Verständlichkeit und Unverständlichkeit. So habe er unter Anderem den Wald superbe gefunden und vom Lager Seiner Hoheit gesagt, es sei dies ein ganz trichinenhafter Anblick.

Nachdem der Prinz entschieden, daß dieses räthselhafte Wesen augenblicklich vorgelassen werde, stürzte der Waldteufel davon und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Reiter zurück, dessen Pferd Einige am Zügel führten, während Andere seinen Steigbügel hielten und ein paar der Beherztesten sogar das Ende des Schweifes gefaßt hielten. Der Fremde, welcher auf dem Pferde saß, trug einen dunklen Oberrock, einen schwarzen, runden Hut und hatte in das linke Auge ein Glas gedrückt, Alles nach der Mode des neunzehnten Jahrhunderts.

Mittlerweile war im Gezelte des Prinzen für ein gut gefülltes Trinkhorn gesorgt worden, welches man dem An-

kömmlinge zum Willkomm credenzte und woraus derselbe einen bemerkenswerthen Zug that. Dann wischte er sich den Schnurrbart ab, klemmte sein Glas, welches ihm während des Trinkens herausgefallen war, wieder ins Auge und sagte in heiterem Tone: „Auf Ehre — superbe! — Dieses Künstlerleben ist wahrhaftig eine Welt für sich! — Ah, mein lieber Herr Rodenberg, wie geht's? — Unser Freund Lytton da sieht wahrhaft räuberhaft aus!"

Seine Hoheit erhob sich aber mit Würde und sprach in ernstem Tone: „Man frage diesen Fremdling, was er in unserem Revier zu suchen hat."

„Auf Ehre — trichinenhaft!" rief der Reiter unter herzlichem Lachen. „Richtig, das ist ja der Hofstaat des Prinzen Maiwein! Bitte Eure Hoheit tausendmal um Entschuldigung, daß ich so ohne alles Ceremoniel hier hereingebrochen bin, aber" — setzte er mit Wichtigkeit hinzu — „ich erscheine hier in der Eigenschaft eines Abgesandten, eines Botschafters, und diese Art Leute kann sich schon etwas herausnehmen!"

„So ersuchen wir den Botschafter, seine Creditive zu überreichen."

„Ich kann mich leider nur mündlich legitimiren: es gebrach an Dinte und Schreibmaterial, um mich mit dem nöthigen Beglaubigungsschreiben zu versehen. Draußen vor dem Lager Eurer Hoheit befindet sich mein allerdurchlauchtigster Herr, Prinz Heinrich, und sendet seinem verehrten Vetter, Euer Liebden, seinen freundlichen Gruß, wobei er den Wunsch ausspricht, es möge ihm gestattet sein, mit ein paar anderen befreundeten, höchst tapferen Reitern den Sturm auf die Fahnenburg mitzumachen."

Hierauf entgegnete Seine Hoheit der Prinz Maiwein in

großem Style und mit gehöriger Action: „Wir erwiedern den freundlichen Gruß des Prinzen Heinrich, unseres hochverehrten Vetters, mit gehöriger Genugthuung und können nicht umhin, seinem Abgesandten auszudrücken, wie es uns zur großen Befriedigung gereicht, daß unser Vetter und Liebden gesonnen ist, unsern glorreich werdenden Feldzug gegen den grimmigen Ritter Neidhart von Isegrimm mitzumachen, zur Besiegung des Drachen Griesgram mitzuwirken und die holde Freude entfesseln zu helfen. — Diese Bitte," fuhr er majestätisch auf, „ist also in aller Form gewährt, und wir ersuchen das tapfere Hülfscorps, sich an unsern Feldhauptmann zu wenden, der ihm beim Sturme einen Ehrenplatz anweisen wird. Bevor Ihr aber unsere Antwort zurückbringt, werden wir Euch eine kleine Decoration überreichen, die Ihr fortan zur Erinnerung an uns und an den heutigen Tag tragen möget. — Man reiche uns ein Commandeurkreuz erster Klasse mit Schwertern."

Auf einen Wink Seiner Hoheit ritt hierauf der beglückte Abgesandte so nahe heran, daß er die Decoration aus den Händen des Prinzen in Empfang nehmen konnte, worauf letzterer zu sprechen fortfuhr: „Wir ertheilen Euch diese Decoration nicht nur für Eure uns bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebenen Verdienste, sondern mit der kleinen Nebenabsicht, daß, wenn wir uns später in dem Falle befänden, junge, harmlose Officiere und ehrbedürftige Hofbeamte bei großen Staatsactionen, als da sind: Thronbesteigung, Hochzeit und Allerhöchste Kindtaufe, an den Hof unseres Vetters und Liebden, des Prinzen Heinrich, zu senden, es diesem ebenfalls gefallen möge, die Brust unserer jungen, harmlosen Officiere

und ehrbedürftigen Hofbeamten mit Orden und Bändern zu schmücken."

„Wie das der Gebrauch ist bei allen civilisirten Nationen und zur Vervollständigung der Toilette dient," setzte der Oberhofmeister des Prinzen Maiwein hinzu, indem er seine Backen aufblies und so seinem etwas faden Gesichte ein Ansehen gab.

„Allerdings, so sei es. — Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen und befehlen unseren gehorsamen Waldteufeln, Euch an die Gränze unseres Reiches zu bringen und später mit Eurer tapfern Schaar hieher zu geleiten."

Der Reiter, gerührt und überrascht von so viel Glück, stammelte etwas von unverhoffter Gnade, sowie von einem wahren Trichinenglücke und verließ hierauf die prinzliche Hofhaltung.

Der Feldhauptmann Roderich hatte die lebhafte Aufmerksamkeit, mit der Hof und Volk diesen großartigen Act der Ordensvertheilung anstaunten, dazu benutzt, sich unbemerkt dem Allerhöchsten Kreise zu entziehen und sich auf sein Pferd zu schwingen, worauf er gegen den Fahrweg galoppirte, den Wagen der Zuschauer zu, die sich dort aufgestellt hatten. Bald hatte sein scharfer Blick in einem derselben gefunden, was er suchte, und auch er war im gleichen Augenblicke gesehen worden.

„O, mein Papa, mein Papa!" rief jubelnd eine helle Kinderstimme, und eine ältliche Dame, auf deren Schooß das kleine Mädchen saß, konnte es kaum zurückhalten, sich aus dem Wagen zu stürzen. — O, mein Papa, mein Papa!" wiederholte es, während es dem herankommenden Reiter seine Aermchen entgegenstreckte, wobei sich sein sonst so bleiches Gesicht lebhaft röthete.

Roderich grüßte die Dame im Wagen, eine Bekannte des Hauses, ehrfurchtsvoll, dann trieb er sein Pferd so nahe an den Wagen hin, daß das kleine Mädchen mit seinen Händchen ihn um den Hals fassen konnte, worauf er es sanft emporhob, zu sich auf den Sattelknopf setzte und ihm einen herzlichen Kuß auf die Lippen drückte.

„Hast Du schon Vieles gesehen, mein Kind?“

„O ja, Papa, all' die schönen Reiter und Soldaten mit ihren bunten Federn und langen Lanzen, auch den Mohren, die Indianer und Herrn Rodenberg's wilde Jagd; dabei war der Tod und der Teufel.“

„Hast Du Dich gefürchtet?“

„Beinahe, aber doch nicht, sie sind ja nur verkleidet.“

„Nun mußt Du recht Achtung geben; jetzt werden die Soldaten die Burg stürmen. Hast Du Angst, wenn sie schießen?“

„Ich werde mir die Ohren zuhalten.“

„Ein gutes Mittel im Kampfe,“ sagte Roderich lächelnd. „Jetzt will ich Dich wieder in den Wagen heben und hoffe, daß Du recht lieb und artig bist, auch der Mama Alles erzählst, sobald Du nach Hause kommst.“

„Kommst Du auch bald nach Hause?“

„Wohl nicht vor Abend, Kind,“ erwiederte Roderich, wobei ein Schatten über seine Züge flog. Dann hob er das Mädchen nochmals in seinen Armen empor und drückte ihr feines Gesicht an seinen vollen Bart, ehe er sie wieder in den Wagen setzte. — „Adieu, mein Herz!“

„Adieu, Papa!“

Er grüßte nochmals die ältere Dame, die ihm freundlich zunickte, und galoppirte nach dem Hoflager zurück, wo Seine

Hoheit der Prinz Maiwein, ein volles Römerglas in der Hand, ihm mit leuchtenden Blicken entgegenrief:

„Und nun zum Kampfe und Siege! Unser muthiges Heer ist durch Speise und Trank gestärkt und wird unter unserer, sowie unseres braven Feldhauptmanns Führung Wunder der Tapferkeit verrichten! Man lasse die Fahne des Reiches flattern, man gebe den Befehl zum Angriffe!“

Es war dies ein erhebender Moment, wie er jeder großen Feldschlacht, jedem verwegenen Sturme voranzugehen pflegt.

XIII.

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!“

Vor dem Gezelte des Prinzen Maiwein auf einer hohen Stange wurde die goldene und geleerte Maitrank-Bowle aufgesteckt, was für die umherlagernden Völker als Zeichen galt, sich zum Kampfe bereit zu machen. Die Führer begaben sich zu ihren Truppentheilen, die Constabler und Büchsenschützen schauten nach Kraut und Loth, die Reiterei schwang sich in ihre Sättel, und als sich die Marketenderin mit ihrem Lager zu dem trübseligen Pan zurückgezogen und die Trompete auf den directen Befehl des Feldhauptmanns ertönte, ging es auf allen Seiten zum Angriffe gegen die Fahnenburg, wobei die Musikcorps, an passenden Plätzen aufgestellt, begeisternde Vaterlandslieder spielten.

Büchsenschützen und Hellebardiere bildeten den Vortrab, und bald meldete das Geknatter der Gewehre, sowie der Ruf der Landsknechte: „Hie Maitrank und Freude!“ daß die Plänklerketten an einander gerathen waren, zugleich aber auch brachte ein Reiter die Nachricht ins Lager zurück, daß der Feind sich am Fuße des Berges verschanzt habe und daß es nöthig sei, grobes Geschütz aufzufahren.

Ein Hurrah für die Constabler! Was ziehen konnte, hatte sich vor die kleinen Feldgeschütze gespannt, ein buntes Gemisch von Landsknechten, Bauern und Waldteufeln. Im Galopp ging es vorwärts, eine kleine Erhöhung hinan, wo Roderich stand, und bald donnerten die Feldschlangen auf den Feind, der sich grimmig wehrte, der aus seinen Verschanzungen tapfer herausschoß und der den Ruf der Angreifer: „Hie Maitrank und Freude!“ mit „Hie Griesgram und saurer Wein!“ erwiederte.

Obgleich auf beiden Seiten der Schießbedarf nicht gespart wurde, so tobte doch hier der Kampf längere Zeit unentschieden, da es keine Todten und Verwundeten gab und sich deßhalb die Zahl der Kämpfer hüben und drüben nicht verminderte. Freilich versuchten es die Angreifer, stürmend in die Schanzen zu bringen, doch waren dieselben fest aus Baumstämmen gemacht und mit Dornen durchflochten, so daß hier bei den verschiedenen vergeblichen Versuchen das Blut in Strömen floß. Endlich schien der Sturm gelingen zu wollen; die Hellebardiere hatten mit ihren langen Lanzen eine Lücke in die Verschanzung gerissen und wollten gerade eindringen, als sich ihnen, grausig anzusehen, der Burgherr Neidhart von Isegrimm mit einer Handvoll Tapferer entgegenwarf und ersterer mit seinem zweihändigen, biegsamen Holzschwerte so gewaltig um sich drosch, daß die tapferen Landsknechte nicht nur nicht Stand hielten, sondern unter einem unendlichen Hohngeschrei der Feinde in das Lager zurückflohen.

Entsetzlicher, trauriger Moment!

Roderich hatte sich auf sein Pferd geworfen und eilte an der Spitze seiner schwergewappneten Reiter heran, bei

deren Anblick sich nun der Feind allerdings in die Schanzen zurückzog, aber dort mit Geberden, welche wenig Achtung ausdrückten, ruhig stehen blieb, während Arbeiter eifrig beschäftigt waren, die entstandene Bresche wieder zu verstopfen. Die Reiterschaar drang so tapfer drauf los, als es ihr nur möglich war; sie schoß ihre Pistolen auf den Feind ab, wobei es indessen vorkam, daß die ruhigen Miethgäule, stutzig über das ungewohnte Schießen, plötzlich anhielten oder gar zu rasch Kehrt machten, wodurch in beiden Fällen von den tapferen Reitern Sattelknopf und Mähne stark in Anspruch genommen wurden und es trotz alledem hier die ersten Gefallenen gab. Auch wurde kein Resultat erzielt; der Ruf „Hie Maitrank!“ wurde schwächer und kleinlauter, wogegen die Anderen ihr „Saurer Wein!“ um so kräftiger brüllten.

Vergeblich standen die Musikcorps nicht weit vom dichtesten Geschütz- und Gewehrfeuer und spielten mit heldenmäßiger Aufopferung die anfeuerndsten Melodieen — es war ein Augenblick an diesem heißen Schlachttage, wo die Wagschaale fast schwankte und wo es den Anschein hatte, als sollte der Drache Griesgram siegen und die Freude auf ewig gefesselt bleiben.

Die zahllosen Zuschauer, namentlich die Buben unter ihnen, waren jubelnd und schreiend dem Kampfe gefolgt, ja, die letzteren hatten sich das Feldgeschrei der beiden Heere zu eigen gemacht, und wo eine Anzahl schrie: „Hie Maitrank!“ da konnte man sicher sein, daß eine andere Schaar unter dem Rufe: „Hie saurer Wein!“ über sie herfiel.

Der Prinz Maiwein, der sich auf einen gedrungenen Braunen geschwungen hatte und neben Roderich hielt, sah mit großer Freude zu, wie muthig sich seine Völker für ihn

opferten, und wollte der wilden Jagd lange nicht den Befehl geben, sich am Kampfe zu betheiligen. Vergeblich hatte Roderich sogar seinen Adjutanten mit der Meldung zurückgeschickt, daß die Schlacht ganz verzweifelt stehe, und erst als nun der Ritter Reidhart von Isegrimm mit seinem blutrothen Mantel hoch auf der Schanze erschien und hohnlachend seine schwarze Fahne schwang, da erlaubte Seine Hoheit erst, daß die wilde Jagd hervorbreche.

„Hurrah, die wilde Jagd!“ erscholl es aus hundert Bubenkehlen — „Hurrah!“

Ja, sie stürmte heran unter Hörnerklang und Peitschenknall, unter dem Gebelle der Rüden, unter dem Halloh der Jäger, unaufhaltsam, kein Hinderniß achtend. Mit einer wahren Wuth warfen sich die Jäger zu Fuß auf die Verschanzung, rissen sie aus einander und schwangen sich, ihre langen Jagdstöcke als Springstangen benutzend, über die Baumäste hinüber, ihnen nach die Reiter, Rodenberg auf seinem Rappen, der kaum mehr zu halten war, voran. Nur eine geringe Aufmunterung brauchte er dem edeln Thiere zu geben, und es trug ihn in Einem Satze in die Verschanzung hinein bis dicht vor den Ritter Isegrimm, der, dieser Tapferkeit weichend, ohne sein zweihändiges Schwert auch nur noch einmal zu gebrauchen, dem Burgthore zufloh mit einer Geschwindigkeit, die durch den wehenden Scharlachmantel und die wallenden rothen Federn einen erhabenen Anblick bot.

Doch war ihm das Verhängniß dicht auf den Fersen: Rodenberg nämlich folgte ihm über alle Hindernisse hinweg und erwischte an der Zugbrücke einen Zipfel von dem rothen Mantel des Burgherrn — leider nur diesen, denn der tapfere Reidhart von Isegrimm verschwand mit Zurücklassung seines

Kleidungsstückes durch das Burgthor, welches donnernd hinter ihm zugeschlagen, verriegelt und verrammelt wurde.

Da hörte der wilde Jäger, daß in der Burg die Signalhörner außerordentlich ermunternd zum Angriff bliesen und daß die Zuschauer, die oberhalb der Fahnenburg postirt waren, ihm eifrig zuriefen. Er wandte seinen Blick rasch gegen die letzteren und bemerkte mit Vergnügen, wie manch' weißes Taschentuch in zarter Frauenhand ihm entgegenwehte, aber er sah auch nicht ohne einige Besorgniß, daß ihm andere Hände hastig Zeichen machten, zurückzukehren. In der richtigen Voraussetzung, daß vor der Burg das Geschütz zu spielen anfange oder daß man vielleicht im Begriffe sei, die Angreifer von den Mauern aus mit Balken oder siedendem Oel zu bedienen, ließ er seinen Rappen rasch einen Satz vorwärts machen und hatte sich auf diese Art eben in Sicherheit gebracht, als von den Zinnen der Burg eine mächtige Feuerspritze zu spielen anfing und die nahe stehenden Hellebardiere und Büchsenschützen mit einem tüchtigen Strahle gehörig durchnäßte; auch die Reiterschaar erhielt ihren Theil von dieser gut gerichteten Labung, wobei es traurig anzusehen war, wie manches Wamms schwer durchnäßt wurde, wie an manchem tapferen Schwerte Wasser statt Blut herablief und wie die langen Straußenfedern auf manchem breitkrämpigen Hute schlaff und geknickt herabhingen; es war eine furchtbare Batterie, die da oben spielte, um so wirkungsvoller für manches Costume, als gleich darauf aus einer Balliste oder sonst einer Wurfmaschine weißes Mehl und Gypskörner in hohen Bogen herübersausten.

Da die angreifende Truppe ungedeckt in diesem gefährlichen Geschützfeuer stand, so war nichts zu thun, als zum

Rückzuge zu blasen, weiter unten eine gedeckte Stellung zu nehmen und alsdann vorsichtiger und vielleicht auf einer anderen Seite wieder zum Angriffe vorzugehen.

„Die Attaque war famos,“ hörte man eine Stimme aus der Reiterschaar sagen, deren Besitzer in der Kleidung des neunzehnten Jahrhunderts den Geharnischten folgte, „auf Ehre, superbe! Aber der Wasserguß und die Mehlpuderung ist doch eine etwas gar zu trichinenhafte Art, einen Sturm abzuschlagen. — Seine Durchlaucht haben auch tüchtig etwas abgekriegt?“

„Es ist nicht so bedeutend,“ erwiederte der Gefragte; „mein Pferd stieg im richtigen Augenblicke ein wenig und hat mich ziemlich beschützt. — Bah, was schadet auch uns jungen Leuten ein klein wenig Durchnässung!“

Nach diesen Worten berührte Seine Durchlaucht mit der Hand seinen Schnurrbart und sein Hauptphaar, fuhr auch leicht an seinen Wangen herunter und betrachtete alsdann aufmerksam seine Fingerspitzen; da er aber, weil die Farbe recht fest hielt, ein günstiges Resultat fand, so warf er sein Pferd aus der Reihe heraus gegen einen Wagen voll schöner Zuschauerinnen und grüßte sie, in kurzem Galopp vorüberreitend, mit einer graziösen Handbewegung.

Der wilde Jäger war der Einzige, welcher einen Vortheil bei dem verunglückten Angriffe davon getragen hatte, den rothen Mantel des Ritters Isegrimm nämlich, welchen er nun als Schabracke auf seinen Sattel legte, was prachtvoll aussah, die Freude der Zuschauer erhöhte, aber einen eben so heftigen Schmerz in der Brust des tapferen Ritters droben hervorrief. Man entnahm dies aus einigen nicht gut wiederzugebenden Rufen, welche Neidhart von Ise-

grimm durch das Sprachrohr mit seiner Stentorstimme herabrief.

Der jetzt abgehaltene Kriegsrath beschloß, daß ein Theil der Truppen, namentlich die Constabler, den Feind von der Stelle aus, wo sie standen, mit einem mörderischen Feuer bedienen sollten, während ein Theil des Heeres, worunter die besseren Truppen, die Fahnenburg in größter Stille und Heimlichkeit zu umgehen hätten, um sie auf einer anderen zugänglichen Seite zu erstürmen.

Um die Belagerten möglichst zu täuschen, blieben die Musikcorps bei den Constablern stehen und spielten, um das Siegesbewußtsein des diesseitigen Heeres auszudrücken, allerlei angenehme und scherzhafte Weisen, was alsbann in der Burg einen wunderbar beruhigenden Eindruck ausübte, denn nicht nur hörte die Batterie auf, zu spielen, sondern man bemerkte auch, wie auf der Plattform des Thurmes ein Tisch aufgestellt wurde, wie man denselben mit Eßwaaren aller Art und mit Humpen bedeckte, und wie der Ritter Reidhart von Isegrimm mit seinem Burgcaplan, der Drache Griesgram, ja, sogar die gefesselte Freude daran Platz nahmen und fröhlich tafelten.

Während dessen aber schlich das nimmer rastende Verhängniß still, heimlich, aber sicher auf einem großen Umwege um die Burg herum, von einem ortskundigen Landmanne geführt, und dieses Verhängniß, vertreten durch die Muthvollsten des wilden Heeres und angeführt durch Rodenberg, der seinen Rappen, wie auch die Uebrigen ihre Pferde, im Lager zurückgelassen hatte, begann jetzt langsam einen kleinen Fußweg hinaufzuschleichen, der oben zu einer schmalen Pforte

führte, die, wie man hoffte, in diesem Augenblicke nicht sorgsam bewacht war.

Leider für die Belagerten war dies auch der Fall: es ist nur zu wahr, daß schlechtes Beispiel die vortrefflichsten Sitten verdirbt, und kaum hatten die tapferen Kriegsknechte auf der Zinne der Burg und im Hofe erfahren, daß ihr unerschrockener Anführer im Angesichte des Feindes behaglich tafele, so setzten sie nicht nur Küche und Keller des Schlosses in Contribution, aßen und tranken jubelnd und nach Herzenslust, sondern sie öffneten auch wie zum Hohne das Burgthor, um die Musik besser hören zu können. Und als dieselbe nun draußen gar den Bacio-Walzer spielte, da hielten sich die Hellebardiere, Büchsenschützen und Constabler in der Burg nicht länger, sie holten die Burgmägde herbei und tanzten, daß es eine Freude war.

Dies war der schreckliche Moment, wo es mit dem Geschlechte der Neidhart von Isegrimm zu Ende gehen, wo der Drache Griesgram überwunden zu Boden liegen und die holde Freude entfesselt werden sollte. Die kleine Pforte an der Hinterseite der Burg war allerdings geschlossen, aber das Schloß gab dem mächtigen Drucke von Rodenberg's Schultern nach, und ihrem wilden Führer folgend, stürmten die Tapfern mit hochgeschwungenen Schwertern und dem donnernden Rufe: „Hie Maitrank! Hie Freude!“ in den Schloßhof unter die Tanzenden.

Spätere Geschichtschreiber haben erzählt, daß der Ritter Neidhart von Isegrimm gerade im Begriffe gewesen sei, den gefüllten Pokal zu leeren, als er den verhängnißvollen Schlachtruf seiner Feinde im Innern der Burg vernahm — ja, daß er diesen Pokal mit größter Seelenruhe wirklich ge-

leert, sich die Lippen abgewischt, alsdann nach seinem zweihändigen Schwerte gelangt und die großen, in seinen Verhältnissen so denkwürdigen Worte gesprochen habe: „So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!“

Den Kampf würdig zu schildern, der sich nun entspann, sowohl im Schloßhofe selbst als in den Gängen und Treppen der Burg, ist eine Aufgabe, die wohl die Kraft meiner Feder übersteigt. Durch das offen gebliebene Burgthor sprengte der sinnreiche Junker von der Mancha mit eingelegter Lanze, gefolgt von Sancho Pansa, in den Hof, und während die Blume spanischer Ritterschaft bei jedem noch so leichten Zucken seines Armes mit der gewaltigen Lanze einen Feind hätte zu Boden strecken können, zerbläute sein treuer Schildknappe die Rücken der Fliehenden mit einer ellenlangen Cervelatwurst. — Ja, sie flohen, die Tapfern, nach einer sehr kurzen Gegenwehr; doch kamen sie nicht weit, da sich vor dem Burgthore die indianischen Reiter befanden, welche jeden, der sich blicken ließ, mit dem Lasso einfingen und dem auf solche Weise zum Gefangenen Gemachten die Hände banden.

Während nun auch Roderich mit seiner Reiterschaar erschien, um die Burg in Besitz zu nehmen, tobte auf einer Terrasse unterhalb des großen Thurmes vor den Augen der jauchzenden Zuschauer ein eben so mörderischer wie interessanter und wüthender Kampf zwischen dem wilden Jäger und dem grimmigen Neidhart.

Sah man auf dieser Seite mit Schaudern und Entsetzen die rohe, gewaltige Kraft wüthen, wenn der von Isegrimm seinen Zweihänder unter dem leichten Angstrufe mancher der zuschauenden Damen durch die Luft sausen ließ, so

mußte man auf der andern Seite die Gewandtheit bewundern, mit der der Rodenberger diesen wuchtigen Hieben auswich und dafür den Panzer seines Gegners mit krachenden Schlägen seines kurzen Hirschfängers bediente. Dabei sah man wohl, daß der wilde Jäger die Absicht hatte, seinen Gegner an die Thurmtreppe hinzudrängen, wo demselben der lange Zweihänder von keinem Nutzen mehr sein konnte. Jetzt schien dieser Augenblick, wenn auch auf andere Weise, gekommen, denn ein furchtbarer Hieb, den der wilde Jäger auf den schwarzen Ritter führte, traf die Klinge des Zweihänders so gewaltig, daß sie absprang, worauf der von Isegrimm, sich mit dem Griffe wehrend, in dem Eingange der Treppe verschwand, der zum Thurme führte. Unter lautem Halloh folgte ihm der wilde Jäger; man hörte die beiden tapferen Kämpfer die Stufen der engen Treppe zerstampfen.

Athemlos horchten die Zuschauer und blickten hin mit weit aufgerissenen Augen.

Jetzt wurde auf der Mauerzinne der rothe Federbusch des Burgherrn sichtbar, hart bedrängt von seinem Gegner, der ihn an der Gurgel gepackt zu haben schien, denn nach der Sitte edler Ritterlichkeit hatte der wilde Jäger sein kurzes Schwert ebenfalls weggeworfen, nachdem der Andere entwaffnet war, und ein wüthendes Ringen der beiden kräftigen Gestalten verwandelte den schlacht- und thatenreichen Tag in einen Einzelkampf, von dessen Ausgang das Schicksal der Burg abhing.

Da zeigten sich Beide, eng umschlungen, auf der Plattform des Thurmes; doch schien die Kraft Neidhart's von Isegrimm erschöpft; unter dem riesigen Griffe seines Gegners war er besiegt, geknickt, wehrlos — seine Arme hingen schlaff

am Leibe herunter, aber fort und fort drängte ihn der wilde Jäger zuerst empor, dann, an der Mauerzinne — Schaudern ergriff der Zuschauer Menge —, hob er ihn wie einen Federball auf und stürzte ihn von dem hohen Thurme hinab auf die zackigen Felsen, wo er leblos lang ausgestreckt liegen blieb.

Ein Aufschrei aus tausend Kehlen — dann momentane Grabesstille — —

Manches Auge hatte sich in der That schaudernd abgewandt, um nach ein paar Secunden scheu und vorsichtig hinzublicken, wo die entsetzliche That geschehen. Landsknechte waren eilfertig hinabgestiegen, um den Körper des Gefallenen aufzuheben und empor zu tragen; sie handhabten die anscheinend schwere Masse mit einer erstaunenswerthen Leichtigkeit, ja, der Eine warf dem Anderen den ganzen Neidhart von Isegrimm mit Rüstung und Federhut in die Arme; dann wurde er mit steifen Gliedern auf eine rasch zusammengebundene Bahre gelegt, um im Siegeszuge nach dem Lager gebracht zu werden.

Da er im Kampfe um seine Burg, also in allen Ehren gefallen war, so deckte man ihn mit der Flagge seines Schlosses zu, und die vorausschreitende Musik spielte zur Erheiterung und Aufklärung der Zuschauer:

„Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der ledernen Höh,
Ça ça ledernen Höh?
Was kommt dort von der Höh?"

Worauf die Träger jubelnd sangen:

„Es ist der Isegrimm,
Es ist der Isegrimm,
Es ist der lederne Isegrimm,
Ça ça Isegrimm,
Es ist der Isegrimm.“

Dem Gefallenen folgte der Sieger, wobei es sich Rodenberg nicht nehmen ließ, den Drachen Griesgram an der Kette, mit welcher er seither die Freude gefangen gehalten, neben sich her zu führen. Der Jubel der Zuschauer über die Erscheinung des Drachen war so außerordentlich und rauschend, daß sich Walter einiger Maßen gekränkt fühlte und feierlich schwor, sobald er im Lager angekommen sei, wolle er sich die Tracht des geringsten Troßknechtes zu verschaffen suchen, denn mit dem Aussterben der Kunst sei auch der Sinn für alles Edle und Schöne bei den poesielosen Menschen erloschen.

Die entfesselte Freude, mit einem Blumenkranze geschmückt, wurde auf einer Art Tragsessel, aus Zweigen und Laubgewinden bestehend, in der Mitte der siegreichen Schaar von derselben getragen.

Drunten waren unterdessen auf die erste Nachricht des Sieges hin die großen Weinfässer angestochen, die Proviantkörbe ausgepackt, kurz, Alles zu dem großen Freudenmahle hergerichtet worden, bei welcher Veranlassung sich Bacchus und der nicht mehr trübselige Pan, Freudenthränen vergießend, einander in die Arme stürzten.

Daß die Gefangenen sogleich freigegeben und bei dem nun folgenden Verbrüderungsfeste in das siegreiche Heer eingereiht wurden, versteht sich ganz von selbst, und so war

denn mit Einem Male der eben noch so kriegerische Schauplatz der unerhörtesten Heldenthaten in ein heiteres Gelage verwandelt.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein hatte sein Gezelt ebenfalls verlassen und sich mit den fremden Gästen, welche muthig am Kampfe Theil genommen, unter die Fröhlichen gemischt, wobei er jedoch mit dem Feldhauptmanne und dem ohne Rüstung wieder zum Vorschein gekommenen Ritter Neidhart von Isegrimm der Mittelpunkt des Ganzen blieb. Der Drache Griesgram, der leider kein Costume eines Troßknechtes auftreiben konnte, hatte sich eilig seiner bezeichnendsten Embleme entledigt, wodurch die bei seinem Anblicke stets rege werdende Lachlust gelegt und er wieder ein Mensch unter anderen Menschen geworden war, obgleich er sich noch sehr verkannt vorkam — wie unter Larven die einzig fühlende Brust. Einen kleinen Trost gewährten ihm die riesigen Humpen und Krüge voll lieblichen Weines, welche unabläßig aus den großen Fässern gefüllt wurden.

Wo war aber der eigentliche Sieger des letzten großen Kampfes geblieben? Mit dem Zuge der Gefangenen im Lager angelangt, hatte ihm Seine Hoheit selbst einen schäumenden Pocal credenzt; dann begab sich der wilde Jäger zu seinen Reitern und sorgte dafür, daß die Pferde im kühlen Schatten angebunden und nach der Anstrengung des heutigen Morgens gehörig verpflegt wurden. Seinem Rappen widmete er dabei die größte Sorgfalt und gab einem der Husaren, die bei ihm waren, die bestimmtesten Befehle, dafür Sorge zu tragen, daß der Rückzug Abends zur Stadt in gehöriger Ordnung vor sich gehen könne. Hierauf sah er sich nach seinen beiden Gefährten um, von denen der Teufel sich auf

dem Feste gütlich that, während der Tod nicht weit von seinem Pferde mit über einander geschlungenen Armen an einer Buche lehnte und ernst auf das lustige Treiben blickte.

„Ich kann mich nicht entschließen," sagte er zu dem herantretenden Rodenberg, „mich unter die Fröhlichen zu mischen. Mit dem Anzuge, den ich auf dem Leibe habe, ist jener düstere Geist wieder über mich gekommen, der mir sonst nur in tiefer mächtiger Stunde, wenn ich einsam bin und mich sehr allein fühle, zur Seite schreitet."

„Bah, wer wird solche Gedanken an einem so heiteren Tage haben! Gehe hinab zu den Lustigen, setze dich mitten in ihren Kreis und singe ihnen:

Mihi est propositum,
In taberna mori —

das wird in dem Munde des Todes von schlagender Wirkung sein!"

„Warum sagtest Du: geh' hinab," fragte Knorr mit einem forschenden Blicke auf den Anderen, „und nicht: komm' herab? Hast Du etwas Besonderes vor, das Dich abhält, mit dabei zu sein?"

„Im Gegentheil," lachte der wilde Jäger, „ich hoffe, später noch sehr dabei zu sein; doch hielt ich es für meine Pflicht, nach den Pferden zu sehen, und um ehrlich zu sein, will ich Dir gestehen, daß ich mich ein wenig in die Waldeinsamkeit zurückziehen möchte. Mich hat dieser Kampf, obgleich es ja nur ein Scherz war, tüchtig aufgeregt. Ein Trinker bin ich leider ohnehin nicht, wie Du weißt, und da werde ich mir ein stilles Plätzchen aufsuchen, wo ich mich auf den Rücken lege, um an den Baumwipfeln hinauf zu schauen. Und ich liebe es sehr, so von unten herauf in die

Laubmassen zu blicken, besonders wenn sie von der Sonne goldenen Fäden durchzogen sind; darin liegt ein eigener Zauber. Verstehst Du mich?"

„O ja, ich verstehe Dich," gab der Tod mit einem leichten Seufzer zur Antwort. „Auch ich ruhe gern unter der Eiche rauschenden Baumgipfeln, doch liebe ich es, wenn sie vom Mondlichte beschienen sind; ich kann mir dabei einbilden, ich läge im Grabe."

„Nun, das sind Gedanken, die Deiner heutigen Maske alle Ehre machen, die Einem aber den heiteren Tag verderben könnten. Nein, nein, ich will nichts von dem Grabe und von Dir, ich will ein Stück duftenden Waldes, einen glänzenden Sonnenstrahl und ..." Was der wilde Jäger sonst noch wollte und wünschte, verschloß er wohlweislich in seiner Brust.

„So will ich Dich begleiten," sagte Knorr, „und mich zwingen, Geschmack zu finden an Deinem zudringlichen Sonnenlichte. — All' das Licht und all' das Gebudel von heute hat mir schon genug Qual verursacht, und wenn ich nicht hätte herabschauen können auf mein beruhigendes Gerippe, so hätte ich es kaum ausgehalten. Komm', laß uns gehen."

„Mit Dir? — Der Himmel soll mich bewahren; da laß ich mich lieber vom Teufel holen, der Dir da unten mit Glas und Kopf entgegennickt. Denke doch, wie würde ein harmloser Spaziergänger erschrecken, wenn er dem Tode und dem wilden Jäger begegnete!"

„Ah, Du hoffst harmlosen Spaziergängern zu begegnen? Das ist etwas Anderes. Ich bin nicht indiscret — also bis nachher!"

Damit wollte der Tod ohne Weiteres davongehen, doch hielt ihn Rodenberg am Arme zurück, indem er ihm lachend sagte: „Trotz Deiner rauhen Außenseite bist Du doch ein feiner Kerl und vortrefflicher Menschenkenner. Ich danke Dir; sei aber nicht nur discret, sondern thue mir noch einen anderen Gefallen.“

„Ist Dir Jemand im Wege,“ erwiederte der Tod mit einem melancholischen Grinsen, „den ich vielleicht niedermähen soll? In dieser Richtung thue ich Dir schon etwas zu lieb.“

„Im Gegentheile, ich brauche Deine Hülfe, um meine wilde Jagd vor allen unseren dicken, sauflustigen Teufeln da unten aufrecht zu erhalten. Thue mir die Liebe und ermahne sie in Deiner bekannten eindringlichen Manier, des Guten nicht zu viel zu thun; ich möchte gern meinen Rückzug heute Abend in die Stadt in anständiger Verfassung halten.“

„Ich will die Kerls ermahnen,“ versetzte Knorr, indem er seinen Blick düster über die Gruppe der Trinker hinschweifen ließ — „aber werde ich mehr vermögen, als unsere Prediger, die ihren Lastern vergebens den zeitlichen und ewigen Tod gegenüber stellen? Aber ich will's versuchen — nun denn, auf Wiedersehen!“

Der Tod ging langsamen Schrittes von dannen und wurde drunten im Lager nicht nur mit großem Jubel empfangen, sondern Rodenberg hörte auch gleich darauf die Weise des demselben vorhin empfohlenen Liedes von einem der Musikcorps spielen.

Wie kräftig und wohlthuend brausten die Töne durch den Wald, und welch' lachendes Bild gab dabei das Lager der Künstler, die kleine Waldwiese, wo sie um die großen,

mit Laubgewinden verzierten Fässer lagerten, dicht geschaart, in seliger Eintracht, der Troßknecht neben seinem Heerführer, ein jubelnder Landsknecht, das Glas hoch erhoben und mit seinem Souverain anstoßend; der Burgherr neben dem Bauersmann, ein paar ernste Constabler zwischen einer Schaar von Waldteufeln. Dabei hatte Jeder sein Haupt umwunden mit einem Kranze von Farrenkräutern oder Eichenlaub, dabei blitzten die Augen und glänzten die gerötheten Gesichter, dabei tanzten Bacchus und Pan um eines der Fäßchen herum, und über all' dem Jubel, über all' dem Gesange aus hundert Männerkehlen, über lautes Gelächter und einen schrillen Ausruf der Freude tönten die ernsten, gemessenen Klänge der Musik weit, weit in den Wald hinauf.

XIV.

„Du bist wie eine stille Sternennacht.“

Ja, weit, weit in den Wald hinauf tönten die Musikklänge, das Echo wachrufend, und waren dort noch deutlich vernehmbar — weit vom Lagerplatze, wo jetzt der wilde Jäger stand, sein Barrett abnahm und das lockige Haar aus der glühenden Stirn strich. Dann warf er einen Blick auf seinen Anzug, zog die herabgesunkenen hohen Reiterstiefel etwas hinauf, rückte den Schwertgurt zurecht und nahm sein Hüfthorn von der Schulter.

Hoffe und fürchte! war die Inschrift desselben, und er dachte: ein schöner Spruch; wie froh bin ich, daß es nicht umgekehrt heißt: Fürchte und hoffe! — Wenn ich auch vor etwas Unangenehmem gerade nicht viel Angst habe, so ist es doch ermunternder, wenn man zuerst hoffen kann und sich dann erst zu fürchten braucht. Und was habe ich zu fürchten, nachdem ich gehofft und meine Hoffnung in Erfüllung gegangen ist — die Hoffnung, sie wiederzusehen!

Unter diesen Gedanken war er an den Fuß der Fahnenburg gelangt, an denselben Platz, wo er damals gezeichnet. Hier unten so wie auch droben auf der Veste war Alles so

ruhig und still, daß man nicht hätte glauben sollen, hier habe vor kaum einer Stunde ein erbitterter Kampf gewüthet. Die zahlreiche Zuschauermasse, welche noch vor Kurzem die breite Fahrstraße besetzt gehalten hatte, war verschwunden, die Meisten von ihr nach Hause zurückgekehrt, und nur Wenige hatten sich drunten in der Nähe des Lagers der Künstler abermals aufgestellt.

Rodenberg athmete aus tiefer Brust in dem wohlthuenden Gefühle, mit seinen Gedanken allein zu sein. Diese Gedanken aber eilten geschäftig hin und her, flogen zur Fahnenburg hinauf, wo er sie zum ersten Male gesehen, zeigten ihm das Blatt Papier, das er für sie gezeichnet, sie riefen ihren Namen: Juanitta, sie zogen und schoben ihn vorwärts zur Moosbank an der Quelle, sie flüsterten ihm zu, daß das schöne Mädchen ihn erwarte, daß sie ihm zum Zeichen ihres Wunsches, ihn wiederzusehen, das Horn gesandt, und daß er nichts zu thun habe, als dieses Horn an seine Lippen zu setzen, um ihr in einem weichen, sanft anschwellenden Tone zu sagen, daß er da sei.

Da nun diese seine Gedanken mit dem heißen Wunsche seines Herzens übereinstimmten und er fand, daß sie mit ihrem Rathe vollkommen Recht hatten, so setzte er das Horn an den Mund und entlockte ihm einen sanft klingenden Ton.

Alles blieb still um ihn her.

Er erinnerte sich aus alten Geschichten und Mährchen, daß ähnliche Zeichen dreimal gegeben würden, und da er auch zum zweiten Male vergeblich geblasen hatte, so entlockte er zum dritten Male seinem Horn einen mächtigen, weithin klingenden Ton.

Wie schlug ihm das Herz in Erwartung einer Antwort,

und wie klopften seine Pulse, als er nun diese lang erwartete Antwort vernahm: den Ton eines Horns, weich nachklingend, melancholisch!

Woher der Klang des Horns kam, wußte der wilde Jäger ganz genau, er konnte nicht fehlen. In raschen Sätzen, mit hochklopfendem Herzen, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen eilte er den kleinen, geschlungenen Pfad hinab, der uns schon wohl bekannt ist. Schon hörte er das Rauschen der Quelle, schon erblickte er durch die Büsche den Glanz des Wassers, da stand er noch einen Augenblick still, sich gewaltsam zurückhaltend, wobei er die rechte Hand fest auf seine Brust drückte. Er fühlte, wie sein Blut heftig durch die Adern strömte, wohl in Folge des aufregenden Kampfes, auch vielleicht des Trunkes, den er hastig gethan. Wohl war er es selbst, der hier hoch aufathmend stand, und doch ein ganz Anderer als der, welcher vor einigen Tagen hier gewandelt. Wie er an sich heruntorblickte uud sein ritterlich Gewand sah, das schimmernde Wehrgehänge, das glänzende Horn, da kam es ihm vor, als sei er zurückversetzt in jene Zeit der ritterlichen Minne, wo ein ganzes Leben ausgedrückt war in die Worte: Alles für Gott und meine Dame! — wo man sich der Geliebten zu Füßen warf, wenn man sie nach langem, vergeblichem Bemühen endlich gefunden, wo man ihre Hand mit Küssen bedeckte, indem man ausrief: welch' seliger Tod, hier zu enden!

Es waren abermals seine Gedanken, dämonischen Geistern gleich, die ihm solches zuraunten und die ihm verstohlen und leise flüsternd von geöffneten Armen erzählten, von glühenden Lippen und von den drei süßen Worten: Ich liebe dich!

So bewegt und erregt stürzte er vorwärts. Da war der stille, trauliche Platz mit der Moosbank und dem natürlichen Dache von Schlingpflanzen, da rauschte die Quelle, da flüsterten die Zweige, von einem leichten Winde bewegt, da blickte er rings um sich her — ach, die er suchte, sie, an die er so glühend gedacht, war nicht da!

Es gibt Augenblicke der Erwartung, wo wir eine Täuschung für unmöglich halten, wenn wir auch gar nicht berechtigt sind, die Erfüllung unserer Wünsche zu verlangen. So ging es Rodenberg: er konnte den Gedanken, sie nicht hier zu finden, so wenig fassen, daß er, heftig mit dem Fuße stampfend, nach allen Seiten forschend um sich blickte und daß er mit allen Zeichen der Ungeduld, ja, wir müssen gestehen, der zornigen Erregung jeden Winkel bei der Quelle untersuchte, ob sie nicht irgendwo zu finden sei; er blickte hinter die Moosbank, er hob die Ranken der Schlingpflanzen auf; er meinte, sie an Orten finden zu müssen, wo gar kein Versteck möglich gewesen wäre, und als er endlich, des vergeblichen Suchens müde, abließ, auf dem kleinen Platze hin und her zu rennen, warf er sich mit einem tiefen Seufzer über seine getäuschte Erwartung auf die Moosbank, wo er den Kopf in die Hand stützte und, nachdem er das Barrett weggeworfen, seine Finger in heftiger Bewegung tief in sein blondes, krauses Haar vergrub.

„A—a—a—h,“ machte er, nach einer langen Pause auffahrend, „wie fest habe ich an sie geglaubt, wie fest auf sie vertraut! — Und nicht auf ein Wort, leicht hingeworfen, das ganz zweideutig gewesen wäre, wie man gewollt — im Gegentheil, sie hat mir mit klaren Worten versprochen, ich dürfe sie wiedersehen! Sie hat heute Morgen,

als ich an ihrem Fenster vorüberritt, meinen Gruß so bedeutungsvoll erwiedert, als es nur möglich war, und — was die Hauptsache ist — sie und Niemand anders hat mir dieses Horn geschickt, sie hat mich aufgefordert, zu hoffen, freilich auch zu fürchten, und als ich vorhin aus diesem Horn einen Ton in den Wald hinein erklingen ließ — eine weithin schallende Frage nach ihr —, erhielt ich eine Antwort, eine Aufforderung, sie zu besuchen! — Und da bin ich nun!" rief er, hastig emporspringend, „und will sie suchen hinter jedem Stamme, hinter jedem Busch, und will ihr folgen wie ein ächter wilder Jäger bis ans Ende der Welt!"

Horch', was war das? — War es der Laut eines Vogels, war es vielleicht eine Nachtigall, die, von dem Lärm und dem Waffengeklirr im Walde aufgeschreckt, am hellen Mittag ihren wundervollen Triller ertönen ließ?

Rodenberg blickte erstaunt und verwundert um sich her, er athmete tief und schwer, doch ruhiger als einen Augenblick vorher. War es doch gerade, als wirke hier an diesem traulichen Orte derselbe Zauber abermals und noch mächtiger auf ihn ein, der ihn vor Kurzem gefesselt!

Da erklang der himmlische Ton dieser Stimme auf's Neue, ein Triller, kaum vernehmbar, Anfangs süß, melodisch, verlockend, dann anschwellend zu Lust und Freude und neckisch lachend.

Der Ton kam von oben, unverkennbar war die Richtung, woher er kam. Rodenberg blickte aufwärts, und was er sah, ließ ihn unwillkürlich seine Hände zusammenfalten und wie bittend an die Lippen drücken.

Da saß sie, die er gesucht, nach der er sich so heiß gesehnt, hoch über seinem Haupte auf einem Vorsprunge des

Felsens, wunderbar anzuschauen in ihrem Gewande als Göttin des Waldes oder als Jägerin. Merkwürdiger Weise paßte ihr Anzug bis auf die kleinsten Einzelnheiten zu dem seinigen: der Schnitt, der Stoff, die Farbe. Um ihre Schultern hing an einer ähnlichen Kette, wie er sie hatte, ein kleines Horn, dem seinigen gleich; an ihrem Gürtel war neben dem Waidmesser ein kleiner Köcher mit Pfeilen befestigt und auf den Knieen hielt sie eine Armbrust. Anstatt des Barretts hatte sie ihr Haupt mit einem Kranze aus Ephеu verziert, unter dem ihr dichtes, schwarzes Haar nach allen Seiten hervorquoll und der mit seiner dunklen Farbe ihrem Gesichte einen ernsten Ausdruck verlieh, obgleich die großen und schönen Augen so schalkhaft heiter wie früher blitzten und obgleich ihre Lippen das reizendste Lächeln zeigten, während sie sang, und

„Sie sang ein Lied dabei,
Das hatt' eine wundersame, gewaltige Melodei."

Wir könnten hier füglich in den bekannten Versen fortfahren, denn der Anblick des schönen Mädchens übte auf Rodenberg die gleiche Wirkung, wie der Anblick der Wassernixe auf den unglücklichen Schiffer: sein Herz schlug in einem gewaltigen und doch so süßen Weh, und wenn er ein Schiff zu steuern gehabt hätte, so würde es sicher an dem Felsen zerschellt sein, auf dem sie saß und von wo herab sie ihn mit ihren silberreinen Tönen wie mit einem Meere von Perlen überschüttete.

„O, halt' ein, halt ein!" rief er endlich aus, wobei er die rechte Hand flehend zu ihr erhob und mit der linken die geblendeten Augen bedeckte. „O, halte ein und schone mich armen Sterblichen! Dein Anblick, schöne Waldgöttin,

allein wäre genug, um mich wahnsinnig zu machen, und wenn ich auch meine Augen schließe, so bringt doch Dein zauberhafter Gesang durch das Ohr in meine Brust und verzehrt mein Herz mit heißer, ungestillter Sehnsucht!"

Ungefähr so drückte er sich aus, und was seiner Bitte allenfalls in richtiger Folgerung der Sätze abging, das ersetzten seine flammenden Blicke und der innige Ausdruck seines schönen, glühenden Gesichtes.

„Ich erfülle mein Versprechen. Du siehst mich wieder."

„Ah," rief er in beinahe schmerzlicher Bewegung aus, „traue Einer den falschen, räthselhaften Worten dieser Waldnymphen und neckenden Feen! Sie erscheinen, um unsere Sinne zu verwirren, und entschweben lachend, nachdem sie uns für das Leben unglücklich gemacht haben!"

„Diese Anklage ist unrichtig," gab sie ihm zur Antwort; „wir warnen Euch mit redlichem Gemüthe und geben nur halb gezwungen Euren Bitten nach, Euren flehenden Bitten, uns wiederzusehen."

„Und das nennst Du ein Wiedersehen?" rief er ärgerlich — „ein Wiedersehen, nach dem ich mich so innig gesehnt, das nur als Hoffnung im Stande gewesen wäre, mein Leben erträglich auszufüllen? — Doppelsinnige Fee, das ist Dein Wiedersehen! Warum hast Du mir nicht lieber gesagt: schaue in tiefer Nacht diesen oder jenen glänzenden Stern an und bilde Dir ein, es sei mein Auge — o, ich wäre glücklich gewesen, hätte ich statt Dir ein Sternbild angebetet, es würde mich ruhig und mild anschauen, allmählich, langsam und in seinem milden Glanze mich tröstend über mein Haupt dahinziehen, während Du erscheinst wie ein glänzen-

des, blitzendes Meteor, die Sinne betäubend, das Herz verzehrend!"

Sie lachte laut und lustig, ehe sie erwiederte: „Hast Du etwas Anderes von mir verlangt, wilder Jäger, als ein Wiedersehen? Nun gut, das habe ich Dir bewilligt — was willst Du mehr, unersättlicher Sterblicher?"

Rodenberg hatte vorhin, während er sprach, mit prüfendem Blicke die Wand betrachtet, auf deren Höhe sie saß, und hatte gefunden, daß es für ihn, als gewandten Kletterer, ein Leichtes wäre, bis zu ihren Füßen zu gelangen; ob sie aber bei einem derartigen Versuche ruhig auf ihrem Platze bleiben oder in den grünen Büschen hinter ihr verschwinden und ihm entgehen würde, war eine andere Frage, die er indessen so allmählig und unverdächtig, als es ihm möglich war, zu lösen beschloß. — „Das also nennst Du ein Wiedersehen, herzlose Waldnymphe?" sagte er, indem er mit einem Lächeln auf den Lippen auf die Moosbank sprang, den stärksten der darüber hängenden Zweige erfaßte und sich mit Leichtigkeit so weit in die Höhe schwang, um seinen Fuß auf die knorrige Wurzel einer Fichte zu setzen, die neben der Quelle emporwuchs. — „Wir Sterbliche," fuhr er alsdann fort, „verstehen mehr unter einem Wiedersehen!"

„O, wilder Jäger," erwiederte sie lachend von droben, „so hättest Du dir ein Wiedersehen ausbedingen sollen nach Deiner Art, wie es bei Euch Sterblichen gebräuchlich ist! Vielleicht hätte ich es bewilligt, wenn solche Bedingung mir nicht zu hart erschienen wäre — lasse sie mich aber nachträglich hören, während Du dich mir auf so anmuthige Weise näherst."

Er hatte nämlich an der Fichte einen abgehauenen Zweig

bemerkt; allerdings war derselbe sehr kurz und sehr glatt, doch war es ihm bei der ganz außerordentlichen Gewandtheit, die er besaß, gelungen, sich hinaufzuschwingen, während er den Stamm des Baumes mit dem rechten Arme umschlang, und so schwebte er zwischen Himmel und Erde, ihr schon um ein Bedeutendes näher gekommen, ein gewinnendes Bild an Schönheit, Kraft und Gewandtheit.

„Ein Wiedersehen," sagte er nach einem leichten Athemzuge, „besteht bei uns Sterblichen aus drei schönen Einleitungsmomenten; der erste ist, wo man den theuren Gegenstand sieht, der zweite, wo man ein herzliches Wort mit ihm wechselt, der dritte, wo man seine Hand ergreift und an die Lippen drückt."

„Ah," erwiederte sie mit einem ernsthaften Kopfnicken, „das also ist die Einleitung ..."

„Darauf," fuhr er fort, indem er mit einem innigen Blicke aufwärts schaute ...

„Halt, halt," rief sie mit einer abwehrenden Bewegung ihrer kleinen, rechten Hand, „bei dieser Einleitung, von der bereits zwei Punkte erledigt sind, wollen wir stehen bleiben!"

„Und der dritte? — O, wenn ich nur die Fingerspitzen Ihrer schönen Hand küssen dürfte!"

„Damit Sie sehen, daß wir Waldgeister nicht gar zu hartherzig sind, so kann dazu vielleicht Rath werden; ich habe die Gewandtheit und die liebenswürdige Unbefangenheit bewundern müssen, mit der Sie sich mir genähert, — fahren Sie in diesem schönen Streben so fort, ohne aber," setzte sie mit aufgehobenem Zeigefinger und ernstem Tone hinzu, „über Ihr Ziel hinauszugehen, denn dies müßte mein augenblickliches Verschwinden zur Folge haben."

„Wie glücklich macht mich Ihre Erlaubniß," rief er begeistert aus, „und wie leicht soll es mir werden, dieses wundervolle, dieses entzückende Ziel zu erreichen!" — Bei diesen Worten schwang er sich von der Fichte gegen die Felswand, griff kräftig in eine der Spalten hinein und arbeitete sich ohne große körperliche Anstrengung in kurzer Zeit so hoch empor, daß sein Kopf in gleicher Höhe mit ihrem Fuße stand.

Sie blickte mit Wohlgefallen auf ihn herab, wobei es unter ihren halbgeschlossenen Augenlidern so eigenthümlich heiß hervorleuchtete und wobei sie rasch und tief athmete, sichtbar seiner Anstrengung folgend.

Mochte er nun in ihrem Blicke etwas Ermuthigendes finden, genug, er klammerte sich einen Augenblick an der Felswand fest, und rasch, ehe sie dies vorhersehen konnte, drückte er seine Lippen auf ihren kleinen Fuß.

„Ei, ei, wilder Jäger," rief sie ihm in ernstem, verweisendem Tone zu, „davon war nichts bemerkt in den drei Punkten, die Sie mir vorhin bezeichnet!"

„Verzeihung, schöne Waldfee," erwiederte er in sanftem Tone, indem er sein erhitztes Gesicht mit bittendem Ausdrucke gegen sie wandte, „es war nur so eine kleine Unterabtheilung. — Doch kommen wir jetzt zu Punkt drei!" jubelte er laut und fröhlich, indem er sich zum letzten Male aufschwang und nun neben ihr auf dem bemoosten Steine Platz nahm. — „Dieser Sitz," sagte er heiter lachend, „ist allerdings auch nicht ausbedungen, doch wenn die schöne Waldfee so außerordentlich gnädig sein will, einen Blick da hinunter zu werfen, so wird sie mir nach dem zurückgelegten Wege diese kleine Erholung schon gönnen! Darf ich sitzen bleiben?"

„Ich bewillige es," sprach sie würdevoll. „Um nun den dritten Punkt in der Weise von Euch Sterblichen rasch zu erledigen, ist hier meine Hand."

„Ah, Juanita!"

Den Weg von der Moosbank hier herauf hatte er in weniger Zeit zurückgelegt, als er jetzt zu brauchen schien, seinen ehrfurchtsvollen Handkuß auszuführen. Es war ein sehr langer und sehr inniger Kuß oder vielmehr eine angenehme Kette von kurzen und langen Küssen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes auf einander folgten. — „Ah!" wiederholte er, aber jetzt in traurigem Tone, als sie ihm endlich ihre Hand entzog; doch konnte er trotzdem nicht anders als sie mit einem dankbaren Blicke anzuschauen, denn sie hatte die Zeit dieses Handkusses „nicht karg zugemessen" — „o mein Gott," rief er aus, „wie rasch entschwinden die wenigen seligen Augenblicke dieses Lebens!"

„Freut Euch darüber, Ihr Sterblichen, daß die Zeit so gleichmäßig dahinrollt," versetzte das schöne Mädchen, „über heitere und traurige Stunden hinweg; so wenig Ihr im Stande seid, ein lang andauerndes Leid zu ertragen, eben so gleichgültig müßte Euch nicht unterbrochene Lust und Wonne werden."

„Ich glaube doch im letzteren Falle etwas leisten zu können," gab er mit einem Seufzer zur Antwort, worauf sie erwiederte, ihre kleine Hand betrachtend:

„Nun ja, ich zweifle nicht daran. Doch, da ich nun die drei verlangten Punkte erfüllt habe," fuhr sie, plötzlich sehr ernst werdend, fort, „und da es, wie ich vorhin andeutete, für Euch Sterbliche besser ist, Euch in heilsamem Wechsel der Gefühle zu erhalten, so muß ich dem wilden

Jäger erklären, daß hiermit unser Wiedersehen beendigt sein muß."

„Schon jetzt?" rief er, erschrocken aufspringend — „o, so unerbittlich wird die Fee des Waldes nicht sein!"

„Sie muß unerbittlich sein, denn sie gehorcht Gesetzen, die mächtiger sind, als sie."

„Also dies war ein Wiedersehen ohne Hoffnung auf die Zukunft?"

„Haben Sie den Spruch auf Ihrem Jagdhorn gelesen: Hoffe und fürchte!?"

„Ja, schöne Fee, und bei der Seligkeit dieses Augenblickes vergaß ich bis jetzt, Dir meinen innigen Dank für Dein schönes Geschenk zu sagen." — Er benutzte diese Gelegenheit, um abermals einen Kuß auf ihre Hand zu drücken, die sie ihm abermals entzog.

„Hoffe und fürchte!"

„So darf ich also auf's Neue hoffen."

„Und fürchten!"

„Was habe ich zu fürchten, wenn mir das Glück in Aussicht steht, Dich nochmals wiederzusehen?"

„Gerade dieses Wiedersehen!" sagte sie in feierlichem Tone; „ich habe Dir schon neulich gesagt, ungenügsamer Sterblicher, daß es uns Feen nur vergönnt ist, Einen Deines Geschlechtes, für den wir Interesse fühlen, drei Mal wiederzusehen."

„So nimmst Du Interesse an mir?" rief er in jubelndem Tone — „o, wie danke ich Dir für dieses Wort!"

„Daß aber dieses dritte Wiedersehen mit Deinem Verderben endigt."

„Sei es darum! Ich hoffe und fürchte nicht, ich hoffe

auf dieses dritte Wiedersehen — ein Wiedersehen abermals, wie die Sterblichen es feiern, unter Hinzufügung eines vierten Punktes!"

Ein leichtes Lächeln flog über die schönen Züge der Jägerin, während sie von dem Kranze auf ihrem Haupte ein kleines Zweiglein abriß und dann sagte: „Bei einem abermaligen Wiedersehen werde ich mich leider auf keinen weiteren Punkt einlassen können; nimm dieses Epheublatt, und wenn Du es betrachtest, so bedenke, daß ich Dich vor einem dritten Wiedersehen gewarnt — willst Du alsdann dasselbe vermeiden, so sende mir dieses Blatt zurück und sei versichert, daß ich der wenigen Stunden, die ich mit Dir in diesem Walde verbracht, gern und freundlich gedenken werde. — Und nun lebe wohl, wilder Jäger, meine Zeit ist um — keine Widerrede, keine Bitte! Sei folgsam, denn nur so kann es möglich werden, daß ich Dir ein drittes Wiedersehen bewillige."

Rodenberg hatte das Epheublatt sorgfältig auf seiner Brust verborgen, und als das schöne Mädchen sich rasch erhob und ihm nun nicht nur die eine Hand, sondern beide Hände zum Abschiede entgegenstreckte, so ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder und drückte zuerst seine Lippen auf ihre kleinen Finger, dann seine Augen, während sie, ohne daß er es bemerken konnte, mit einem unaussprechlich innigen Ausdrucke lächelte.

„Und nun sollst Du sehen, schöne Waldfee, wie folgsam ich gegen Deine Befehle bin — Du verlangst doch, daß ich auf demselben Wege zurückkehre, auf dem ich gekommen bin?"

„Wenn es möglich ist, ja."

„Möglich ist alles, was Du mir befiehlst," rief er im

Tone der Begeisterung — „ich werde in wenigen Sätzen da unten sein!“ Damit faßte er einen der schwanken Zweige, die über seinem Haupte herabhingen, um durch diesen leichten Halt den Sprung in die Tiefe, welchen er vorhatte, etwas zu schwächen. Schon wollte er sich mit einem letzten sehr ausdrucksvollen und innigen Blicke auf das junge Mädchen hinabschwingen, als er zu seinem nicht geringen Vergnügen fühlte, wie sie nicht nur ihre Hand auf seinen Arm legte, sondern wie sie ihn auch durch einen leichten Druck zurückhielt. Ihre Augen begegneten ein paar Secunden fest einander, und es mochte wohl der heiß aufleuchtende Ausdruck in dem Auge Rodenberg's daran schuld sein, daß sie ihre Augen langsam schloß und ihr hoch erröthendes Gesicht etwas abwandte, während sie sprach:

„Ich bin mit dem Beweise von Folgsamkeit, den Sie mir gegeben, so zufriedengestellt, daß ich Ihnen gestatten will, zur Belohnung dafür noch länger in meiner Gesellschaft zu verweilen, wenn dies nämlich eine Belohnung für Sie ist.“

„O, die größte und entzückendste!“ rief er begeistert aus.

„Wenn Sie mir versprechen wollen, auch künftig meinem Wunsche mit gleicher Bereitwilligkeit nachzukommen.“

„Ich verspreche es Ihnen feierlich und schwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig ist — und so gestatte mir denn, schöne Waldfee, daß ich mich zu Deinen Füßen niederstrecke, um hier in der stillen Waldeinsamkeit noch eine kostbare Zeit in Deinem Anblicke schwelgend zu verleben!“

Darauf schüttelte sie lächelnd ihr Haupt und gab ihm zur Antwort: „Von Ausruhen zu meinen Füßen, von Schwelgen in meinem Anblicke und wie alle die extravaganten Ausdrücke heißen mögen, welche Du schon gebraucht hast, wilder

Jäger, und noch zu gebrauchen gedenkst, kann durchaus keine Rede sein; überall scheint mir ein ausruhender wilder Jäger ein Unding zu sein. Und damit Du siehst, wie unbegränzt das Vertrauen ist, welches ich in Dich setze, so gestatte ich Dir nicht allein, in meiner Gesellschaft zu bleiben, sondern ich habe mir vorgenommen, Dir eine Zeit lang zu folgen, Dir und Deiner wilden Jagd."

„Ah!" machte Rodenberg und schaute sie mit glänzendem, unaussprechlich glücklichem Blicke an.

Sie vermied abermals sein Auge, während sie fortfuhr: „Du weißt's vielleicht, wilder Jäger, daß wir armen Feen des Waldes häufig von einer unbegränzten Neugierde befallen werden, dem Treiben von Euch Menschenkindern zuzuschauen. Nun aber ist dies Euer Getreibe heute so ganz besonderer Art, daß eine Neugierde meinerseits verzeihlich erscheint."

„O holde Waldfee," stammelte er, überrascht von so viel Glück, „Du wolltest mich begleiten zum Hoflager des Prinzen Maiwein? Ich sollte heute noch einmal einen langen, langen Tag an Deiner Seite durch den schönen grünen Wald ziehen dürfen?"

„Nicht so ganz wie damals," erwiederte sie lächelnd; „dem Prinzen Maiwein, der eigentlich mein Untergebener ist, kann ich mich nur mit großem Gefolge nahen, und wenn es mir auch vielleicht lieber wäre," setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, „die Stunde von damals zurückzurufen, so muß ich Dich doch bitten, mich heute mit Deiner ganzen Schaar zum Hoflager Seiner süß duftenden und graziösen Hoheit zu begleiten."

„O Glanzpunkt dieses Tages," rief der junge Mann

stürmisch, „und Du gestattest mir also, mich für einen Augenblick zu entfernen, um mein Gefolge zu sammeln, daß wir Dich würdig begleiten!“

„Ja, wilder Jäger, ich gestatte es Dir, aber ich wünsche, daß Du einen anderen Weg nimmst als den, auf welchem Du zu mir gekommen. Stürze Dich nicht so unvorsichtig hier hinunter,“ sagte sie mit weicher Stimme; „ich will nicht, daß Du Dich so leichtsinnig in Gefahr begibst.“

„Und ich will keinen Umweg machen, um mit der Erfüllung Deiner Befehle nur eine Secunde länger als nöthig ist zu zögern — lebe wohl, schöne Waldfee, in wenigen Minuten soll das Gefolge Deiner Knechte bereit sein!“ — Und auf seine Körperkraft und Gewandtheit vertrauend, schwang er sich, ehe sie es hindern konnte, gegen den Stamm der Fichte, benutzte dort die Aeste, die ihm schon vorhin gedient, zum flüchtigen Stützpunkte seines Fußes und stand mit einem zweiten Sprunge unten auf der Moosbank. — „Auf Wiedersehen!“ rief er jubelnd, indem er sein Barrett schwang gegen die schöne Jägerin, die ihm, mit der rechten Hand winkend, nachschaute.

Darauf verschwand er auf dem schmalen Fußwege in dem dichten Gebüsche. Er löste insgeheim das Horn von seiner Schulter und blies darauf ein Mal, zwei Mal, drei Mal laut tönend und weithin schallend.

„Hurrah, wilde Jagd!“ riefen die Jäger unten im Walde, als sie die Horntöne vernahmen, und sprangen rasch in die Höhe, nach ihren Hunden und Pferden zu sehen und Armbrust und Jagdspieß ergreifend.

Hurrah, wilde Jagd!

So angenehm es war, im Grünen zu liegen und zu

singen, so that den unruhigen, lebenslustigen Gesellen doch eine kleine Abwechslung noth, irgend ein Abenteuer, von dem sie geträumt und gesprochen, irgend ein glorreicher Kampf wie der von heute Morgen, den sie so siegreich bestanden hatten.

„Ah, der wilde Jäger regt sich!“ sagte der Tod zum Teufel, wobei er demselben einen freundschaftlichen Rippenstoß gab und ihn mit einem heimlichen Winke ersuchte, sich mit ihm von dem lustigen, tollen Hoflager wegzuschleichen. Hier waren auf die leichten Plänkler Maitrank, sowie auf die schweren Colonnen Rheinwein, an dem sich besonders der weite Umkreis des Hofes gütlich that, für den Kern des Hofes andere Truppen gefolgt, und während dort der brausende Chor erscholl:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben“ —

knallten hier die Champagnerpfropfen räubermäßig und trichinenhaft, eine angenehme Ueberraschung des tapfern Mitstürmers auf die Fahnenburg, des Prinzen Heinrich.

„Mir scheint, die wilde Jagd zieht aus,“ bemerkte der Feldhauptmann Roderich in froher Weinlaune. — So trübselig er Anfangs in den Becher geschaut, so hatte er sich doch von der allgemeinen Lustigkeit mit fortreißen lassen, und er nahm den schäumenden Wein als einen Lethetrunk. — „Es will Krieg werden,“ fügte er bei.

„Auf Ehre — superbe!“ sagte Einer mit schluchzender Stimme. „Dabei sollten wir nicht fehlen — ein räubermäßiger Krieg gegen einen trichinenhaften Nachbarstamm! — Was meint die Hoheit?“

Seine Hoheit Prinz Maiwein entschied, ruhig da zu bleiben, den Ausgang eines allenfallsigen Kampfes zu er-

warten, die Beute zu vertheilen und zahlreiche Orden zu vergeben — ein weiser Entschluß, dem die andere Hoheit, welche sich in der allerbesten Laune von der Welt befand, lachend beistimmte.

„Ein herrlicher Tag!" rief Lytton, indem er sein schäumendes Glas schwang — „ich bin ein glücklicher Regent, und statt langer, wechselvoller Jahre concentrire ich meine ganze Regierung in einen einzigen, glänzenden, heiteren Tag! Ah, könnte man es mit dem Leben auch so machen, mit Bewußtsein das Glas an die Lippe gesetzt, um alles Schöne, was uns beschieden ist, mit einem einzigen Zuge in uns hineinzuschlürfen, wie ich jetzt diesen perlenden Wein, und dann: Fare well!" (Fahre wohl!) — Er warf bei den letzten Worten das Glas hinter sich, daß es an einem der alten Baumstämme in tausend Scherben zerbrach.

Olfers hatte mit sinnendem Auge die Lagernden rings umher überschaut, welche, malerisch gruppirt, in so mannigfaltiger, prächtiger Färbung, dort vom tiefen Dunkel des Waldes überschattet, hier vom Sonnenglanze überblitzt, wie ein prachtvolles Rundgemälde sich ausnahmen. Sein ausgebildeter und tiefer Künstlersinn fand Gruppen und einzelne Figuren, die ihm so wunderbar in Farbe und Bewegung erschienen, daß er sich Mühe gab, sie seinem Gedächtnisse einzuprägen, ja, er bedauerte es, kein Skizzenbuch mitgenommen zu haben.

Gab's etwas Phantastischeres, als dort das tolle Gelage und den Rheinweinkarren, davor die behaglich ruhenden und wiederkäuenden weißen Stiere mit den vergoldeten Hörnern, hoch oben Bacchus stehend neben dem Fasse, das er mit seinem Thyrsusstabe wie eine große Trommel bearbeitete:

„Rum bum, rum bum, bum“ —

so die Musik begleitend, welche eine lustige Polka spielte, zu der Pan und der Liebesgott inmitten eines Kreises jubelnder Waldteufel einen höchst grotesken Tanz aufführten.

Auch Stillleben sah man von der verschiedensten Art und behaglichsten Ruhe einer Waldeinsamkeit.

Dort hatten sich über ein halbes Dutzend Hellebardiere und Landsknechte einen tiefschattigen Punkt ausgesucht und saßen um einen alten, abgehauenen Stamm herum, der mit Moos ausgefüllt war und aus dem Flaschenhälse hervorblinkten; während einer den Becher vollschenkte und ihn fleißig die Runde machen ließ, vertheilte ein anderer Brod und zerschnitt einen saftigen Schinken. Nicht weit davon lagerten andere um einen weißen Reitermantel, der wie ein Tischtuch auf dem Boden ausgebreitet war und auf dem Gläser und Flaschen, sowie eine angebrochene, große Pastete ebenfalls einen behaglichen Anblick boten.

Auch Einsiedler gab es in der Nähe des lustigen Gelages: dort lag einer der Länge nach auf dem Bauche ausgestreckt, den Kopf auf die Arme gelegt, und rauchte vergnügt eine Cigarre, während ein anderer wie der Vogel auf einem Zweige hockte und, heiter trillernd und singend, häufig die Flasche an den Mund setzte.

„Hurrah, die wilde Jagd!“

Es war dies ein Ruf, der seit heute Morgen geläufig geworden war und den nun Viele wiederholt hatten, als die lustigen Gesellen aus dem Gefolge des Rodenbergers mit ihren Pferden und Hunden in den Wald hineingezogen waren, wobei die Trompeter das bekannte Jagdlied bliesen und ein kräftiger Chor einfiel:

„Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!“

So ging es fort, trinkend und singend, jubelnd und lachend, ein so heiteres, fröhliches, ja, glückseliges Treiben, wie es die alten Bäume gewiß noch nie geschaut, sprudelnd von übermüthigem Humor, — ein fremdartiges, tolles, über alle Beschreibung schönes Künstlerleben!

XV.

„Ach, wenn Du wärst mein eigen!"

Da erklangen abermals die Hörner im Walde, dann — näher und näher, und als sei die Musik im Lagerplatze mit ihr im Einverständniß, so setzte sie rauschend ein mit den wundervollen Weisen des Marsches aus Preciosa. Man hätte in der That glauben sollen, es entwickle sich der bekannte Zug aus jener romantischen Oper. Die Spitze bildete ein Haufen Reiter des Rodenbergers, ihm folgten die kräftigen Jägergestalten zu Fuß, mit Armbrust, mit Jagdspieß, mit der kläffenden Meute an der Leine, und nun sah der erstaunt sich umwendende Lytton ein eben so neues als liebliches Bild.

Vier riesenhafte wilde Männer trugen einen aus Zweigen und Laubwerk geflochtenen Tragsessel, von dem eine schöne Mädchengestalt mit ihren großen, glänzenden Augen heiter lächelnd auf das Getreibe hinabschaute; sie hatte ihre linke Hand in die Rechte des wilden Jägers gelegt, der neben ihrem Tragsessel einherschritt und sie mit leuchtenden Blicken betrachtete, so oft er nicht mit einem leicht begreiflichen Stolze umherschaute.

„Was ist das?" rief Lytton, indem eine tiefe Röthe sein ohnehin erhitztes Gesicht überflog und nachdem er einen Blick mit Roderich gewechselt, welcher, rasch aufspringend, die Näherkommende mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke anstarrte.

„Conchitta!" murmelte er dann leise, und es klang, als vermöchte er kaum diesen Namen zwischen den zusammengepreßten Lippen hervorzubringen.

„Ja, Conchitta," sagte Lytton eben so leise, doch mit auflodernbem Blicke, „Conchitta, die unsern dringenden Bitten so viele vernünftige Gründe entgegenzusetzen wußte ...."

„Conchitta, die uns so innig bat, sie nicht in unser lustiges, ihr so wenig behagendes Getreibe zu ziehen ...."

„Ja, bei Gott, Conchitta!"

„Und die sich nun unter den Tollen das Tollste ausgesucht hat und sich recht behaglich zu fühlen scheint als wilde Jägerin an der Seite des wilden Jägers."

„Ein wundervolles Bild, diese Beiden!" rief Prinz Heinrich.

„Auf Ehre, superbe!"

„Sehen Sie, Olfers, betrachten Sie es ganz genau, davon müssen Sie mir eine Skizze malen; versprechen Sie mir das?"

„Ich will diese schöne Gruppe so tief meinem Gedächtnisse einprägen, daß ich sie nie, nie vergessen werde!"

„Damn, trau' Einer den Weibern!"

Seine Hoheit hatte sich von dem Adjutanten ein Glas bringen lassen und fühlte sich als der echte Prinz in seinem Rechte, dem Zuge entgegenzutreten und der holden Jägerin den schäumenden Wein anzubieten, was er auch mit außer-

ordentlich viel Grazie, mit einem leichten, zierlich tänzelnden Schritte that.

Die wilden Männer hatten den Tragsessel niedergesetzt, und Juanita stand aufrecht da, umgeben von grünem Laubgewinde, eine reizende, wunderliebliche Erscheinung.

Als der Prinz nun vor ihr stand, machte er mit dem Glase eine kleine Bewegung gegen seine Brust, was andeuten sollte, die Huldigung komme von Herzen, worauf er es hoch über sein Haupt erhob, womit er ausdrücken wollte, er huldige als Sclave ihrer Schönheit, und dann erst reichte er ihr das Glas.

Sie nahm es mit einem freundlichen Lächeln, setzte es an ihre Lippen und trank ein paar Tropfen daraus, worauf sie es Rodenberg reichte, der ein wenig trotzig, fast finster den Fremden, den er nicht kannte, anschaute; doch erheiterte sich sein Blick sofort wieder bei ihrer Gabe, er nahm das Glas und trank es auf Einen Zug leer.

„Ach," seufzte der Prinz, in den Anblick des schönen Mädchens wie versunken, mit einem raschen Blicke auf den jungen Mann, „wer auch so glücklich sein dürfte, ihrem Gefolge anzugehören und mit ihr durch den grünen Wald ziehen zu dürfen, oder hinaus in die weite Welt," setzte er leiser hinzu; „aber dies sind thörichte Hoffnungen, da sie sich meiner gar nicht einmal mehr zu erinnern scheint!"

Die Jägerin sah ihn forschend und leicht mit dem Kopfe schüttelnd an.

„Und doch hatte ich vor wenigen Tagen das Glück, Ihnen vorgestellt zu werden — gewiß, mein Fräulein, im Atelier unseres hochverehrten Freundes und berühmten Künstlers Roderich Olfers; es ist recht traurig für mich, daß

Ihnen die Erinnerung an meine Züge so ganz entfallen ist, und muß ich mich durch abermalige Nennung meines Namens auffrischen — Prinz Heinrich!"

Wenn auch der Prinz ein zu guter Menschenkenner war, um nicht überzeugt zu sein, daß die Nennung seines erlauchten Namens irgend eine Bewegung zu seinen Gunsten bei dem jungen und, wie er voraussetzte, unerfahrenen Mädchen hervorbringen mußte, so hatte er sich doch geirrt, wenn er geglaubt, sie werde etwas von dieser Bewegung merken lassen.

„Ah, Prinz Heinrich," gab sie heiter zur Antwort, indem sie langsam ihre Augenlider öffnete, ihn eine Secunde fest ansah und alsdann diese glänzenden Augen wieder auf die den Spanierinnen eigenthümliche, reizende, schläfrige Weise halb zuschloß — „im Gefolge des Prinzen Maiwein; ich glaube mich zu erinnern, Sie gesehen zu haben."

„Ich bin entzückt darüber, daß Sie sich meiner erinnern, und darf mir wohl erlauben, der schönen Jägerin meine Hand anzubieten, um sie zu dem Prinzen Maiwein zu führen, der nun einmal heute unser Aller Gebieter ist und dem selbst ich für diese Stunde mich unterordnen muß!"

Ehe die Jägerin ihm ihre Hand reichte, warf sie einen Blick auf Rodenberg, und als dieser hastig vortreten wollte, legte sie rasch ihre kleine Hand in die des Andern, wobei sie sagte: „Einem Prinzen, der gekommen ist, um ein scheinbar so unbedeutendes Wesen, wie ich selbst, an den Thron des erhabenen Fürsten Maiwein zu führen, darf ich unmöglich einen Korb geben."

Sie machte dabei dem echten Prinzen eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung, wodurch sie anzeigte, daß sie ihn

verstanden, als er sich ihr vorher vorgestellt, und fuhr alsdann, obgleich in neckischem Tone, doch mit einer außerordentlichen Hoheit und Würde fort, während sie neben ihm hinschritt: „Ich habe gesagt, scheinbar ein unbedeutendes Wesen, denn obgleich ich diesen Wald im strengsten Incognito durchziehe, so bin ich doch als Fee des Waldes ihm eine mehr als ebenbürtige Königin.“

„Und Beherrscherin aller Herzen,“ sagte der Prinz, indem er sich wie aus Ehrfurcht tief herabbeugte und alsdann diesen Augenblick geschickt benutzte, um ihre kleine Hand zu küssen. — „O, sie ist deliciös!“ flüsterte er seinem Adjutanten zu, als er dicht an ihm vorüberschritt.

Lytton sah die Jägerin herannahen, geführt von dem Prinzen und begleitet von Rodenberg; die Wolken von der Stirn des Prinzen Maiwein waren verschwunden und er lächelte den Ankommenden huldvoll entgegen, wobei er das junge Mädchen forschend betrachtete.

Roderich, der bis jetzt an seiner Seite gewesen, war verschwunden.

Ja, es war Conchitta, darüber konnte kein Zweifel bestehen; nur die ganz andere Tracht, besonders die völlig veränderte Frisur war es, die ihrem Gesichte einen etwas fremdartigen Zug gab; ihr strahlender Blick, das an ihr ungewohnte heitere Lächeln auf ihren Zügen kamen von der Aufregung des Tages her und wurden hervorgerufen durch alle die bewundernden Blicke, welche sich der Gestalt des reizenden jungen Mädchens zuwandten.

Ja, es war Conchitta — unbegreiflich!

Der Prinz führte sie mit einer triumphirenden Miene, und als er ganz nahe war, sagte er nach einer ceremoniösen

Verbeugung: „Ich habe das Glück, die schöne Beherrscherin dieses Waldes, eine mächtige Fee, zu Eurer Hoheit zu begleiten; möge sie Gefallen finden an diesem lustigen, heiteren Lager!"

„Sie soll uns willkommen sein," antwortete der Prinz Maiwein — „ich ersuche Sie, an unserer Seite Platz zu nehmen; mögen alsdann die Bestrebungen unseres Hofes in Gesang und Tanz im Stande sein, Ihre Aufmerksamkeit ein wenig zu fesseln!"

„Leider bin ich nicht gekommen, um längere Zeit an diesem glänzenden Hoflager zu verweilen," gab die Jägerin zur Antwort; „ich befand mich zufällig in diesem Walde, als ich das Wüthen des Kampfes vernahm und den vorüberziehenden wilden Jäger, eine alte Bekanntschaft, bat, mich in seinen Schutz zu nehmen. Er that dies und versprach mir auch, mich sicher in meine Burg zurückzubegleiten; doch mochte ich es nicht unterlassen, im Vorübergehen Eure Hoheit zu begrüßen!"

„Doch wird uns die schöne Fee hoffentlich ein paar Augenblicke schenken," erwiederte Lytton und setzte in einem Tone, in welchem eine Anspielung hätte unverkennbar sein müssen, hinzu: „vielleicht findet sie auch in uns einen alten Bekannten."

Die Jägerin betrachtete ihn mit ihren großen Augen forschend einige Zeit, dann schüttelte sie leicht mit dem Kopfe und versetzte: „Wenn ich auch schon das Glück hatte, Einige Ihres erlauchten Geschlechtes kennen zu lernen, so habe ich Eure Hoheit selbst doch noch nie gesehen!"

Lytton preßte seine Lippen zusammen und gab einem seiner Vasallen einen Befehl, worauf dieser forteilte und gleich

darauf die Musik wieder anfing zu spielen; auch ließ er seinen Sammtmantel über einen Baumstumpf ausbreiten und bat die Jägerin, wenn auch nur für kurze Zeit, diesen Sitz als den besten Thron einzunehmen, den er ihr anbieten könne.

Sie ließ sich darauf nieder, und während sich alsdann Prinz Heinrich mit seiner Gesellschaft, sowie eine Menge der herangekommenen Künstler um sie herum lagerten, gingen Andere wieder, nachdem sie ihre Neugierde gestillt und den fremden Gast flüchtig betrachtet, an ihre Lagerplätze zurück, und bald begann überall aufs Neue das lustige, tolle Treiben, wie wir es vorhin geschildert. Dem schaute das junge Mädchen, die großen, glänzenden Augen weit geöffnet, mit unverkennbarem Behagen zu, ja, sie konnte sich nicht enthalten, zuweilen einen leisen Ausruf hören zu lassen oder eine Frage über dieses und jenes, was ihr fremdartig erschien, an den Prinzen Maiwein und Rodenberg zu stellen.

Ersterer war zu fest überzeugt, Conchitta sitze an seiner Seite, als daß hierüber nur der leiseste Zweifel in ihm hätte aufsteigen können; es war ihre Gestalt, ihr Auge, der Ton der Stimme, nur klang dieselbe in der so natürlichen Aufregung ihres ganzen Wesens frischer, lebhafter und dadurch vielleicht etwas anders; da sie einmal den Schritt gethan, sich hier im Costume zu zeigen, nachdem sie jede Betheiligung an dem Feste so entschieden abgewiesen, so fing er an, es begreiflich zu finden, daß sie die Rolle einer Fremden, welche sie einmal angenommen, auch consequent durchführe, und er hätte es anmaßend gefunden, sie darin zu stören. Wie sie gerade mit Rodenberg zusammengetroffen, das allein war ihm unerklärlich, denn er wußte, daß sie den jungen Maler früher

nicht gekannt, und Roderich hatte ihm nicht erzählt von dem Zusammentreffen am Fuße der Fahnenburg.

Tod und Teufel schienen sich förmlich als die Leibtrabanten der Jägerin zu betrachten und hatten sich gleich dienenden Geistern hinter ihr aufgestellt: der Teufel, in unverkennbarem Behagen über diesen Dienst, frei und stolz um sich herblickend, wobei er hier und da einem Bekannten, der schüchtern aus der Entfernung zusah, ermuthigend winkte, näher zu kommen; der Tod dagegen, offenbar in einer Anwandlung seiner melancholischen Laune, stand mit über einander geschlagenen Armen und finster blickend an der Seite seines Freundes und Collegen und lächelte nicht einmal, als der ehemalige Drache Griesgram in heiterer Weinlaune, die seinem sonst so ernsten Charakter komisch genug anstand, herbeikam, um der schönen Jägerin sein Compliment zu machen.

Dabei war aber auch Walter einigermaßen erstaunt, daß sich Conchitta so gar nicht mehr erinnern wollte, wie sie ihn im Atelier Roderich's gesehen, wo der köstliche Maitrank gebraut worden war und wo sie so lustig das schöne Lied:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unſ're Reben,“

mitgesungen hatte.

Als er sie daran erinnern wollte und die heitere Scene beschrieb, sah sie ihn lächelnd mit ihren großen Augen fragend an und gab zur Antwort: „Das muß allerdings recht schön gewesen sein.“

Walter zog sich kopfschüttelnd zurück und sagte, neben Knorr tretend: „Sie schaut so klar aus ihren schönen Augen und spricht so ruhig und correct, daß ich es nicht begreife,

wie sie alles das vergessen hat, und vergessen muß sie es haben, denn ihre Miene ist so aufrichtig, als ich je etwas sah."

„Merkst Du denn gar nicht, daß wir uns in einem verzauberten Walde befinden?" sagte der Tod, indem er einen düsteren Blick über die Gruppe vor sich gleiten ließ. „Die reizende Jägerin ist nichts Anderes als der verkörperte Zweifel, der beständig kalt an uns herantritt, wenn wir im Begriffe sind, uns recht unbefangen der Lust und der Fröhlichkeit hinzugeben. Wie es Dir erging, so wird es noch Manchem gehen; so schön sie erscheint, so liebenswürdig sie ist, tritt sie doch als schwarzer Schatten in unsere Heiterkeit!"

„Das kommt mir beinahe auch so vor," sagte der Teufel, „denn seit ich diesen dunkeln, glühenden Blick sehe, erscheint mir alles Andere matt und farblos und meine Gedanken sind nicht mehr hier.

Mein Herz ist im Hochland,"

recitirte er mit einem schwärmerischen Blicke.

„Schau Dir doch unsern Prinzen Maiwein an," fuhr der Teufel nach einer Pause fort, „und den tapferen Feldhauptmann."

„Den letzteren anzusehen, wird Dir unmöglich sein, denn er ist verschwunden; aber Lytton, der bis jetzt in wahrem Vergnügen strahlte, ist ruhig und still geworden, und das Lächeln, welches zuweilen auf seinen Zügen erscheint, ist so frostig, daß ich ihn darum beneiden könnte. Sieh' Dir auch die anderen Kerle an, wie sie scheu aus der Entfernung auf die schöne Unbekannte hinstarren, darunter sind Burschen mit ganz gesundem Herzen und richtigem Sinne, die etwas Gespensterhaftes spüren."

„Narrheit," erwiederte Walter, indem er sich wegwandte; „Du hast wieder eine Deiner traurigen Anwandlungen."

„Es ist mir gerade, als scheine die Sonne durch einen feinen Nebel, seit die wilde Jägerin da ist," sagte der Tod in sehr düsterem Tone, „und als wollte der Abendnebel aufsteigen, obgleich sich die Sonne erst einige Stunden abwärts geneigt hat — ja, ja, die Fee des Waldes ist es, welche die zu frühe Dämmerung in der Natur und eine gleiche in unseren Herzen hervorgebracht hat."

Und es mochte etwas Wahres an dem sein, was der Tod hier aussprach, mehr für sich selber, als daß es Andere hören sollten, denn auch der Teufel sagte mit einem tiefen Seufzer: „Bis noch vor Kurzem war ich, wie ich sein mußte, teufelmäßig lustig, und dachte nur an unser fröhliches Trinkgelage nach dem wilden Kampfe und dem erfochtenen glorreichen Siege; seit ich aber das schöne Weib gesehen, sind meine Gedanken davon geflogen und flattern ängstlich und verlangend um ein kleines Häuschen, wo sie vielleicht in diesem Augenblicke zu einem Fenster hinausschaut, ach, so mild und wunderschön!"

Der Tod schenkte seinem Nachbar einen spöttischen Seitenblick, dann sagte er mit einem ironischen Lächeln: „Und findest Du nicht gar eine Aehnlichkeit zwischen jener, die aus dem Fenster hinausschaute, ach, so mild und wunderschön, und dieser hier mit dem dunkeln, verzehrenden Blicke?"

„Wenn ich sie recht betrachte," versetzte der Teufel mit einem tiefen Seufzer, „so glaube ich, Du hast Recht."

„Armer Kerl," flüsterte ihm Knorr ins Ohr:

„Das ist die Zauberei, Du leicht verführter Thor,
Denn Jedem kommt sie wie sein Liebchen vor."

„Hörst Du,“ fuhr er nach einer Pause mit einem sonderbaren Grinsen fort, „Trinklieder wollen sie keine mehr; seit sie diese Zauberin gesehen, denken Alle gerade wie Du, und das Herz in der Brust klopft ihnen stürmisch von der entfernten Geliebten. — Hörst Du, was die Musik spielt?

Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob's mir auch treu und hold verblieb.

Und daran denkt jetzt Jeder, und vorbei ist die Lustigkeit, ha, ha, ha,“ lachte er, während in seinem umherstreifenden Blicke ein unheimliches Feuer brannte; „die dort haben nicht einmal genug bei dem Gedanken an das ferne Lieb, denn ich höre ein Dutzend Kehlen singen:

Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst Du mir sein!

Jetzt sind wir auf der rechten Höhe,“ setzte er in dumpfem Tone hinzu, „und nun möchte ich abwärts steigen, abwärts, immer abwärts, bis ein paar Schuh unter den Erdboden, wo wir eigentlich alle hingehören!“

Damit wandte sich der Tod um und schritt dem Walde zu.

Der Teufel blickte ihm nach, bewegt von einem unangenehmen Gefühle, das ihn fröstelnd durchflog; doch zuckte er gleich darauf die Achseln und sprach zu sich selber: „Pah, er ist immer so, dieser melancholische Kerl, und obendrein muß er doch heute auch seiner Rolle getreu bleiben!“

Der ächte Prinz hatte unterdessen einen Trinkspruch ausgebracht, und als er ihn beendigt und sein Glas, nachdem er es ausgetrunken, hoch in die Luft geworfen, ertönte ein donnerndes Hoch aus hundert Kehlen, es zerriß die Musik mitten in dem ernsten Liede und veranlaßte sie dagegen zu einem lärmenden Tusche: „Hoch! Hoch! und abermals Hoch! Und Hoch! der heutige Tag, und Prinz Maiwein Hoch! und unser tapferer Anführer Hoch! und die Freude Hoch! und alles, was wir lieben, Hoch! und abermals Hoch!"

Und dann erhob sich die schöne Jägerin, in der Hand den schäumenden Champagnerkelch, und sagte mit klarer, weithin tönender Stimme, sie trinke auf das Wohl aller Künstler, die ein so wunderbares Fest erdacht und so glänzend ausgeführt, sie leere ihr Glas, hoffend auf die Wiederkehr eines so schönen Tages.

Unzählige Stimmen vereinten sich, nachdem sie gesprochen, zu einem lauten Ausbruche und einem allgemeinen Rufe der Freude, welchen ein theilnehmendes Echo, in den Bergen wiederhallend, weit, weit fortpflanzte, wozu die Constabler ihre Kanonen lösten, wozu Federhüte, Helme und Schärpen geschwenkt wurden, wozu man die Gläser erhob oder jubelnd an den nächsten besten Baum warf, daß sie klirrend zersprangen, wozu die Musikcorps vereinigt mit aller Anstrengung bliesen und wozu sich Alles rings umher herandrängte, mit leuchtenden Blicken das schöne Mädchen betrachtend, welches alle die stürmischen Zurufe, die nur ihm galten, mit freundlichen Winken seiner beiden kleinen Hände erwiederte, so pantomimisch seinen Dank ausdrückend und alsdann eben so Abschied nehmend.

Ja, es nahm Abschied und reichte dabei seine Linke dem Prinzen Maiwein, sowie die Rechte dem ächten Prinzen, während Rodenberg mit den wilden Männern herbeikam, die den Tragsessel zu seinen Füßen niedersetzten.

Als es ihn bestieg und nun, auf die Schultern seiner Träger gehoben, hoch über Alles sichtbar wurde, erklangen fort und fort die stürmischen Hochrufe, so daß es sich dankend erhob und, um so einige Augenblicke aufrecht stehen bleiben zu können, seine Hand in die des wilden Jägers legte, der neben ihm herschritt.

Es ließ ihm auch seine Hand, als sich schon Sträucher und Bäume zwischen es und den wildbewegten Lagerplatz geschoben, als die lärmenden Rufe kaum noch hörbar waren, und selbst dann noch, als die Musik nur noch in schwachen Klängen zu ihnen herüberdrang.

Rodenberg hatte sein großes Gefolge zurückgelassen, und nur die unbekannten Begleiter der schönen Jägerin schritten in angemessener Entfernung vor und hinter dem Tragsessel.

Juanita war in tiefes Nachdenken versunken; doch mußte das, was ihre Gedanken bewegte, sehr angenehmer, zuweilen auch sehr heiterer Art sein, denn bald lächelte sie mit einer unaussprechlichen Innigkeit vor sich hin, bald aber auch zuckte es lustig um ihren schönen Mund.

Das alles sah Rodenberg, während er stumm an ihrer Seite ging, denn er hatte sein Gesicht aufwärts gerichtet und betrachtete sie unverwandt; er schritt wie im Traume dahin, aber wie in einem süßen, glücklichen, beseligenden Traume, — fühlte er doch ihre feine, weiche Hand in der seinigen und ließ sie ihm doch diese Hand ohne Widerstreben. Ja, sie that noch mehr, worüber er freudig hätte hinaus=

jubeln mögen und worüber er nur mühsam sein laut klopfendes Herz zu beschwichtigen im Stande war; er hatte es gewagt, hoffend und fürchtend, seine Hand, welche die ihrige hielt, leicht zu öffnen, so daß es vollkommen in ihrer Macht lag, ihre feinen Finger aus den seinigen gleiten zu lassen; aber sie hatte das nicht gethan — nein, nein o nein, vielmehr fühlte er mit einem unaussprechlichen Entzücken, wie sie ihre Hand leicht um die seinige bog, ja, noch mehr, dabei warf sie einen wenngleich flüchtigen, doch herzlichen Blick über sein aufglühendes Gesicht.

Ach, wäre der Weg, den der kleine Zug auf ihren Wunsch einschlug und der auf die große Landstraße führte, nur noch zehnmal länger gewesen! Doch schon lichteten sich die Bäume vor ihnen, schon sah man, wie nach wenigen Schritten der Fußpfad auf die Straße mündete.

Dort hielt ein geschlossener Wagen und neben demselben stand jener alte Herr, den Rodenberg beim ersten Zusammentreffen mit Juanita sah. Der junge Maler konnte sich jetzt nicht enthalten, einen so tiefen und schmerzlichen Seufzer auszustoßen, daß Juanita ihn fragte: „Warum dieser Ausdruck der Trauer?“ und dann, als sie in sein Gesicht blickte, lächelnd hinzusetzte: „O, wilder Jäger, Du bist ungenügsam, wie ich nie Aehnliches erlebt!“

„Und habe ich nicht ein Recht dazu, schöne Waldfee, gab er zur Antwort, „da Du im Begriffe bist, mir vielleicht spurlos zu verschwinden?“

„Ich bin Dir schon einmal eben so spurlos verschwunden, und trotzdem hast Du mich doch wiedergesehen!“

„Ja, es beliebte Dir, mich armen Sterblichen noch tiefer zu verwunden, unheilbar, tödtlich!“

„Nein, nein,“ rief sie mit leichtem Spotte, „Du wirst nicht daran sterben!“

„O doch, doch!“

„Nun denn, ich will den schlimmsten Fall annehmen, es wäre wirklich so, dann verspreche ich, Dir in diesem Falle tröstend und beruhigend zur Seite zu stehen!“

„Also nur in dem Falle soll ich Dich wiedersehen? — Sei es darum, es ist wenigstens eine Hoffnung — doch nein, nein,“ rief er in allem Ernste schmerzlich aus, „lassen wir diesen traurigen Scherz, ich will und muß Dich wiedersehen, ja, ich habe ein Recht, es zu verlangen, denn Du versprachst es mir!“

„Daß ich nicht wüßte, wilder Jäger!“

„Erinnere Dich, Du sagtest mir, es sei Euch Feen erlaubt, uns Sterbliche drei Mal zu sehen.“

„Zu Eurem Unglück, es ist Euer Verderben, sobald wir Euch zum dritten Male sehen.“

„So gönne mir dieses Verderben,“ rief er mit zitternder, tief bewegter Stimme, „laß mir die Hoffnung, nur noch einmal in Dein schönes Auge zu sehen, nur noch einmal den Ton Deiner lieblichen Stimme zu hören, die süße Wärme Deiner Hand zu fühlen!“

„Ah, Du erinnerst mich daran,“ gab sie etwas verwirrt durch die Gluth, die aus seinen Augen leuchtete, zur Antwort, „daß ich jetzt Deiner Stütze nicht mehr bedarf!“ Damit wollte sie ihre Finger zurückziehen.

„Nur noch einen Augenblick!“ bat er. „Wiederhole Dein Versprechen, daß ich Dich noch einmal wiedersehen darf, o, wiederhole es mir und mache mich zum glücklichsten der Menschen!“

Sie betrachtete ihn nicht ohne Bewegung, dann erwiederte sie: „Das dritte Mal ist das letzte Mal, vergiß das nicht, wilder Jäger!"

„Alles Glück auf dieser Welt muß ja doch einmal zu Ende gehen, wie unser Leben selbst, und ich wäre selig, wenn ich in vollem Glücke untergehen könnte!"

„In vollem Glücke?"

„In vollem Glücke, Dich zu sehen und ..."

„Halt!" rief sie rasch und wollte ihre Hand zurückziehen, die er aber nicht losließ. „Ich will mein Versprechen nicht zurücknehmen, ich will Dich ein drittes Mal sehen, aber vergiß nicht, daß ich Dich davor gewarnt!"

„Dank, herzlichen Dank!" rief er entzückt und bedeckte ihre kleine Hand so lange mit stürmischen Küssen, bis sie ihm dieselbe fast gewaltsam entzog.

„Ah, schöne Waldfee," rief er schmerzlich bewegt aus, „weißt Du, wie mir jetzt zu Muthe ist?"

„Ich habe keine Ahnung davon."

„Leider, leider! Mir ist zu Muthe wie Jemandem, der aus dem glücklichsten, dem schönsten, dem seligsten Traume unsanft aufgerüttelt wird und der nun aus dem Himmel herab in die kalte, nüchterne Wirklichkeit zurückfällt — ah, wie es mich friert!" sagte er zusammenschauernd.

Sie sah ihn eine lange Weile an mit einem freundlichen Blicke, der zu einem herzlichen, ja, zu einem innigen wurde, dann sagte sie mit wunderbar weichem Klange der Stimme: „Ja, es war ein guter Traum!" ehe sie ihren Kopf emporwarf und dann in ganz verändertem Tone hinzufügte: „Wir haben ausgeträumt, die Maskerade ist zu Ende! Leben Sie wohl!"

„Und so sollen wir scheiden, ohne ein weiteres Wort?“

„Ah, Sie erinnern mich an etwas, das ich fast vergessen,“ fuhr sie ernst, fast kalt fort, „eine Bedingung, die ich Ihnen auferlegen muß, eine Bedingung, von deren strenger Erfüllung allein unser Wiedersehen abhängt.“

Rodenberg blickte sie aufmerksam mit einem fragenden Blicke an.

„Wir Feen des Waldes,“ sagte sie, „erscheinen auf dieser Erde in allerlei Gestalt und hassen dabei nichts so sehr, als wenn man uns nachspürt, uns in den Weg tritt und unseren Aufenthalt, den wir zu verheimlichen gezwungen sind, zu erforschen strebt — verstehen Sie mich vielleicht?“

„Ich glaube, Sie zu verstehen.“

„Nun gut denn — Sie haben heute erfahren, daß ich Sie nicht vergessen und daß ich mein Versprechen, Sie wiederzusehen, gehalten — wollen Sie es mir also möglich machen, das auch für die Zukunft zu thun, so forschen Sie nicht nach, wo ich geblieben, vermeiden Sie es, Straßen zu besuchen oder Häuser anzuschauen, in der Absicht, mich dort wiederzusehen, wie Sie es in den letzten Tagen gethan.“

Er wollte etwas antworten, doch fuhr sie lächelnd fort: „Ja, ja, Sie haben mir nachgeforscht, glauben Sie meiner Versicherung, daß ich allwissend bin und daß ich den leisesten Ihrer Schritte in der angedeuteten Richtung erfahre — versprechen Sie also, mich zu vergessen!“

„Das ist mir unmöglich; aber ich verspreche Ihnen, Ihrem wenngleich harten Befehle Folge zu leisten und mein Nachforschen nach Ihnen zu unterlassen! aber wenn wir uns zufällig sehen?“

„So sollen Sie mich nicht kennen, oder Sie müßten

denn Willens sein, eine vielleicht sehr flüchtige Begegnung für unser drittes und letztes Wiedersehen zu nehmen!"

„Nein, nein," rief er fast erschrocken, „der Preis wäre zu theuer; ich werde Ihre Befehle erfüllen, ich will Ihren Ruf erwarten — in treuer, inniger, herzlicher Liebe, das können Sie mir nicht verbieten!" setzte er tief bewegt hinzu.

„Dort ist mein Wagen und mein Begleiter; leben Sie wohl!" setzte sie, rasch enteilend, hinzu.

Sie winkte ihm mit der Hand wie zum Abschiede, aber auch wie ihren Wunsch wiederholend, er möge sie nicht weiter begleiten.

Und so blieb er denn folgsam stehen und schaute ihr nach, wie ihr der alte Herr die Hand reichte, wie darauf beide in den Wagen stiegen, wie die Pferde anzogen und wie alsdann Alles verschwunden war.

Ja, Alles, all' das Schöne, all' das Unverhoffte, welches ihm am heutigen Tage begegnete, war für ihn verschwunden, sie, die wunderbare Waldfee, das reizende Lächeln ihres Mundes, der Glanz ihrer schönen Augen, und als er nun, wie aus einem Traume erwachend, um sich her blickte, auf die Begleiter des schönen, räthselhaften jungen Mädchens, die wilden Männer mit dem Tragsessel, die Jäger, das ganze Gefolge — Alles war spurlos verschwunden.

Und wie wohl that ihm jetzt die Einsamkeit, die ihn umfing, die tiefe Stille, welche ihn umgab, die kaum unterbrochen wurde durch einen fernen Klang der Musik von dem Lagerplatze her oder einen kaum vernehmbaren Freuderuf! Wie dachte er fast mit Widerwillen an die Scenen toller Lust, die dort drüben ihren rechten Verlauf nahmen, die von Minute zu Minute wilder, bacchantischer wurden und die nicht

einmal dann ein Ende zu nehmen versprachen, wenn die Nacht auf die Erde herabsank und allen Müden Ruhe brachte, denn es waren Pfannen und Pechfackeln mitgenommen worden, theils um das Fest nächtlicher Weile noch fortzusetzen, sowie auch den Aufbruch des Lagers zu erhellen, theils um auf dem Heimwege zu leuchten.

Wie gern wäre er allein in den Wald gegangen, Fuß um Fuß auf dem Pfade, den er heute an ihrer Seite gewandelt, Schritt für Schritt an sie denkend, an jedes Wort, das sie gesprochen, an jeden Blick, den sie ihm gegönnt, an das Lächeln ihres Mundes, ja, selbst an ihre abwehrende Bewegung, wenn er es hier und da gewagt, ihre Hand berühren zu wollen! Wie gern wäre er zurückgeeilt an jenes trauliche Plätzchen, wo er sie heute gefunden, mit welcher Lust hätte er nochmals den Felsen erklettert, um sich dort, wo sie geruht, niederzuwerfen und nach einem von ihrem Fuße zertretenen Grashalme zu suchen!

Ah, dachte er, wie ist eine kleine Reihe erbärmlicher Minuten im Stande, so traurig unsere Lage zu verändern; so eben noch glücklich, so selig an ihrer Seite, ist jetzt der dort vor mir aufwirbelnde Staub Alles, was mir von dieser glänzenden, liebeswarmen Erscheinung übrig geblieben ist!

Er ging gesenkten Hauptes in das Lager zurück, wo noch immer die lauteste Fröhlichkeit herrschte, wo lärmende Musik erbrauste, Trinklieder erschallten, Toaste ertönten und Gläser erklangen und klirrten, wo wilde Tänze aufgeführt wurden um die nicht leer werden wollenden Fässer. Die Gesichter der jungen, heiteren Künstler waren glücklich vor Lust und Fröhlichkeit, um ihre Köpfe hatten sie Eichen- und Epheukränze gewunden, ihre Stöcke, Degen und Schwerter

in Thyrsusstäbe umgewandelt — es fehlte nichts als eine aus dem Dunkel des Waldes hervorstürzende Schaar leichtgeschürzter Nymphen und Bacchantinnen, um das Fest des großen Gottes vollständig zu machen.

Der wilde Jäger ging langsam durch die Reihen, hier ein Glas annehmend, um es, einen herzlichen Gruß erwiedernd auszutrinken, dort mit leichtem Kopfschütteln einen leisen Spott vernehmend, hier beneidet und dort befragt. Aber die erhitzten Köpfe der Neider kamen heute nicht dazu, über das Glück des jungen Mannes weiter nachzudenken, und die Frager hatten keine Zeit, eine Antwort abzuwarten. Toll und bunt trieb sich Alles durch einander — Evoe! Evoe!

Rodenberg fand Knorr auf einer Baumwurzel sitzend und neben ihm van der Maaßen auf dem Rücken liegend, der, einen halbleeren Weinkrug neben sich, in die Höhe starrte und in stiller Seligkeit allerlei verliebte Lieder sang.

„Wie froh bin ich," sagte der Ankommende, „Euch hier etwas abseits zu finden, an einem stillen Platze, wo man ein wenig ausruhen kann, vielleicht schlummernd träumen!" Er warf sich der Länge nach neben den Tod auf den Boden hin.

Dieser schaute ihn bedenklich an, wiegte langsam sein Haupt auf und nieder und meinte: „Es wäre schon recht, wenn Du Dich hieher zurückzögest aus Ueberdruß an dem tollen Treiben da unten, aber es ist ein schlimmerer Wurm der Dein Herz benagt und Dich in die Einsamkeit treibt —, o, ich kenne meine Würmer!" setzte der Tod mit kaltem Grinsen hinzu. „Beschau Dir einmal diesen dicken Teufel daneben, auch er ist von einem ähnlichen Wurme benagt, wie er mir unter dem Einflusse seines großen Weinkruges gestand; daß dieser Kerl Schrauben auszieht, ist wahrhaftig

schon albern genug, aber verliebt zu sein, und nun Du erst, Rodenberg — ich hätte Besseres von Dir erwartet! Nenne mir einen vernünftigen Menschen, dem das, was Ihr Liebe nennt, einen Ersatz geben kann für die kostbare Zeit, die dabei vertrödelt wird! Was findet Ihr an so einem Unterrocke? Die Liebe und was darum und daran hängt, ist ein imaginäres Vergnügen, ein reines Spiel einer erhitzten Phantasie, eine lächerliche Komödie, in der die Puppen im Augenblicke schlaff ihre Glieder herunterhangen lassen, sobald sie nicht mehr von Euren Gedanken regiert werden."

„Ja — Du — hast — Recht," sagte schläfrig der wilde Jäger.

„Eine Gliederpuppe ist die Liebe," fuhr der unerbittliche Tod fort, „von Euren Leidenschaften glänzend ausstaffirt, beseelt mit dem, was Ihr selbst glaubt und denkt, verziert mit schmachtenden Blicken und zauberischem Lächeln, ein Spiegelbild Eurer eigenen dummen Gedanken."

„Gewiß — gewiß — Knorr — Du — hast — Recht!"

„Aber der innere Kern von dem, was Ihr Liebe nennt," sagte der Tod, indem seine starren Blicke auf einmal leuchteten, „ist immer dasselbe, vielleicht süß und verführerisch, aber berauschend und langsam tödtend. Ich muß das wissen — ich, der Tod."

„Ja — schön — und — berauschend," murmelte der wilde Jäger, während van der Maaßen auf der anderen Seite schmerzlich stöhnend in die Luft hinaussummte:

„Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei."

Dem wilden Jäger träumte, er sei hoch zu Roß und

ziehe mit seinem Gefolge hinweg über die höchsten Gipfel der Bäume — er reite vorwärts in athemloser Hast, er wollte die Sonne erreichen, die vor ihm zu fliehen schien und die sich immer verbergen wollte hinter den nächsten und dann wieder hinter den nächsten Hügel. Wie spornte er seinen Rappen, wie schwang er sausend die gewaltige Hetzpeitsche, wie trieb er sich selbst vorwärts, sein Roß und sein Gefolge mit lautem Halloh! Halloh! Er fühlte es wohl, daß er das Licht der Alles belebenden Sonne nicht aus den Augen verlieren dürfe, ach, jener Sonne, die nicht nur in seine Augen, die auch in sein Herz schien! — Dahin raste die wilde Jagd über Berg und Thal, er weit voran, mit starrem Blicke an der Sonne hangend, die jetzt mit einer erschreckenden Schnelligkeit abwärts zu sinken schien. Doch war sein Pferd noch nicht ermattet, hastig griff der Rappe aus und sauste dahin in fabelhaften Sprüngen.

Da fühlte der wilde Jäger, wie sich plötzlich eine kleine Hand auf seine linke Faust legte, in der er krampfhaft die Zügel hielt, und wie eine wunderbar klingende Stimme zu ihm sagte: „Schau' mich doch an, ich bin ja schon lange an Deiner Seite, ohne daß Du mich siehst, und es ist doch das dritte und letzte Mal, daß wir uns wiedersehen!"

Rasch warf er seinen Kopf herum, um sie anzuschauen, und er sah sie auch eine Secunde lang, wie sie ihn betrachtete, ein mildes Lächeln um den feinen Mund, mit den großen, glänzenden Augen — aber ach, nur eine Secunde, denn plötzlich war die Sonne vor ihm, die er magnetisch mit seinem Blicke festgehalten, verschwunden, und durch die trostlose Finsterniß, die ihn nun mit Einem Male rings umher umgab, stürzte er aus schwindelnder Höhe unaufhalt=

sam hinab, tiefer und immer tiefer, bis er, auf der Erde angekommen, mit einem lauten Schrei erwachte.

„Ah, ich habe geschlafen, nicht wahr, Knorr, geschlafen und schwer geträumt? Oder ist die Sonne wirklich untergegangen, nachdem ich sie zum dritten Male gesehen?"

„Die Sonne hat gethan, was sie alle Tage zu thun pflegt," gab der Tod zur Antwort, „in der That, sie ist untergegangen, wie wir Menschen uns irrthümlicher Weise ausdrücken."

„Und sie, war sie abermals hier?" fragte Rodenberg, sich emporrichtend; doch beantwortete ihm das spöttische Gesicht seines Freundes die Frage so genügend, daß er aufspringend sagte: „Ach, ich habe sehr lebhaft geträumt, Gott sei Dank, daß es nur ein Traum war!"

Drunten stand Roderich auf einem abgehauenen Baumstamme und sprach zu den heranbrängenden Künstlern kräftige Worte von der gelungenen Vollendung des schönen Künstlertages. „Das Licht," rief er, „ist der Grundgedanke und die Seele alles Lebens in allen Künstlern; mit dem verschwindenden Lichte dieses Tages laßt uns unser heutiges Fest beendigen, hoffend auf einen glänzenden Morgen, strahlend über unsere Genossenschaft, strahlend über die herrliche deutsche Kunst."

Gewaltiger Beifallssturm belohnte die Worte des geliebten Anführers, und als er nun gleich nachher das Zeichen zum Aufbruche gab, ordnete sich die Schaar trotz der geleerten Weinkrüge und Champagnerflaschen fast auf eine unbegreifliche Art, und als die Musik, einen lustigen Marsch spielend, voranritt, entwickelten sich aus dem tollen Knäuel von Menschen, Pferden und Wagen die Züge fast eben so

genau und gleichförmig zum Rückzuge, als sie heute Morgen ausgezogen waren. Zahlreiche Fackeln warfen ihr roth-glühendes Licht auf die phantastischen Gestalten, von denen allerdings ganze Gruppen heute Abend Arm in Arm mar-schirten, ein lustiges Lied singend, unbekümmert, ob dieses zu den Klängen der Musik passe. Am ruhigsten zog die wilde Jagd dahin, in Ordnung gehalten von der Energie ihres Anführers, dem der Tod dabei hülfreich zur Seite stand. Was dagegen van der Maaßen anbelangte, so war derselbe nicht mehr besonders zurechnungsfähig, und Roden-berg hatte dafür Sorge getragen, daß ein kräftiger Reiter an seiner Seite war, der ihn in zweifelhaftem Falle unter-stützte und aufrecht erhielt. Des Teufels Seele war unter-gegangen im Weine und einem Gefühle unglücklicher Liebe, dessen Gegenstand zu nennen ihn aber keine Macht der Erde zwingen würde, so behauptete er mehrere Male, obgleich es Niemandem einfiel, sich nach diesem Gegenstande zu er-kundigen.

In dem Garten, von dem der Zug ausgegangen war, sollte das Fest beschlossen werden. Dort waren Vorkehrungen getroffen zur Abgabe der Waffen und Pferde, und der ge-räumige Saal der Künstlergenossenschaft zeigte sich glänzend erhellt, um diejenigen aufzunehmen, die noch forttrinken mochten oder die sich zusammen thaten, um in heiterem Ge-spräche die Erlebnisse des heutigen Tages noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen.

Olfers hatte die Standarte der Genossenschaft, wie es bei ähnlichen Veranlassungen von je her der Gebrauch war, feierlich wieder an ihrem Platze aufstellen lassen und sich dann mit Lytton entfernt.

Rodenberg hatte dem Tode die Sorge für seinen Freund Teufel überlassen, und der bedächtige Knorr hatte auch ein solches Uebergewicht über den dicken, gutmüthigen van der Maaßen, daß dieser sich von jenem unter den Arm nehmen und ruhig nach Hause führen ließ.

Hierauf trat der wilde Jäger allein in den dunkeln Park hinaus, erst da tief und beruhigt Athem schöpfend, als er sich allein unter den stillen Bäumen befand, entfernt von allem Lichterglanze und dem Geräusche des noch immer lärmenden Treibens.

Es war ein einsam gelegener Rasenplatz, dem er zuschritt; um denselben herum standen uralte Bäume, über deren im Nachtwinde leicht erzitternde Blätter der Mond seinen silbernen Schimmer ausgoß und, an ihnen niedergleitend, phantastische Schattenbilder auf den hellen Grasboden zeichnete. Hier befand sich eine Steinbank, auf der sich Rodenberg niederließ, denkend an sie, die ihn fortwährend beschäftigt, träumend von ihr.

Dabei war er so ruhig und bewegungslos und sein dunkelgrünes Gewand so von dem tiefen Schatten aufgenommen, daß es begreiflich war, wie ein anderer Mann, der dicht neben ihm aus dem Gebüsche hervortrat, ihn nicht bemerkte; es war Olfers, der sich ebenfalls gegen die Steinbank wandte und der erst, als er dicht vor dem Anderen stand, ihn, fast zusammenfahrend, erkannte.

„Ah, Rodenberg?“

„Ich bin's, hier ganz in der Absicht, noch ein wenig Ruhe zu genießen nach dem tollen Treiben des heutigen Tages.“

„So wird Ihnen meine Gegenwart vielleicht lästig sein?“

„Im Gegentheile; wir finden uns wahrscheinlich hier in derselben Absicht, und ich schätze mich nur glücklich, mit Ihnen Gedanken austauschen zu können!“

Nach diesen Worten, die aus seinem Herzen kamen, denn er verehrte den großen Künstler aufrichtig, rückte er bei Seite, um ihm Platz zu machen; dabei aber berührte seine Hand einen Gegenstand, den er bis jetzt nicht bemerkt — ein Buch, das fühlte er, als er seine Finger leicht darüber weggleiten ließ. Sollte er darüber reden? Er sah die Nothwendigkeit nicht ein und schwieg; das Buch zog er aber näher an sich.

„Waren Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?“ fragte Roderich.

„Gewiß, und vor allen Dingen mit Ihren Arrangements — Niemand versteht es so, Feste zu leiten, wie Sie. — Jedermann muß das heutige als ein vollkommen gelungenes betrachten,“ fuhr er fort, als der Andere nichts erwiedert hatte.

„Darf ich eine Frage an Sie stellen?“ fragte endlich Olfers nach einer Pause; „eine Frage, die Ihnen vielleicht unbescheiden vorkommt, es aber in der That nicht ist. Es bringt mich fast in Verlegenheit, sie auszusprechen.“

„So will ich diese Frage beantworten, ehe sie ausgesprochen,“ sagte rasch der junge Maler; „sie gilt der jungen Dame, die ich so glücklich war, in unser Lager begleiten zu dürfen.“

„Allerdings gilt sie ihr,“ fiel ihm Roderich hastig in's Wort; „doch soll meine Frage nicht so unbescheiden sein, um in Ihre Geheimnisse zu bringen. Ich möchte nur wissen,“ fuhr er stockend fort, „ob Ihnen der Grund bekannt ist,

aus welchem unsere geehrte und liebenswürdige Künstlerin sich so spät entschloß, unser Fest mitzufeiern."

„Das bin ich Ihnen zu beantworten außer Stande," erwiederte Rodenberg, unverkennbar im Tone der Wahrheit und Aufrichtigkeit. „Als ich vor einigen Tagen in Ihrem Atelier war, erzählte ich Ihnen ohne Hehl mein Zusammentreffen mit jener jungen Dame und füge jetzt hinzu, daß ich dieselbe seitdem nicht wieder gesehen, noch etwas von ihr gehört habe. Heute Morgen, nach Beendigung unseres Kampfes, streifte ich durch den Wald und hatte das Glück, sie zufällig aufzufinden."

„Zufällig?"

„Zufällig, auf mein Wort! Wie erfreut ich darüber war, will ich nicht läugnen, eben so wenig, daß ich allerdings den Wald in der Hoffnung durchzog, die junge Dame da noch einmal zu finden, wo ich sie zum ersten Male gesehen, ach, ich hatte es nicht vergessen!" setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Es war ein höchst angenehmer Ritterdienst, den Sie ihr leisteten, sie wird dafür dankbar sein."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht; leider muß ich es dem Zufalle anheimstellen, ob sie überhaupt im Stande sein wird, sich in Betreff meiner dankbar dieses herrlichen Tages zu erinnern!"

„Wie so, Rodenberg?"

„Nun, wie schon gesagt, es war nichts wie Zufall, daß ich sie heute sah, und als ich Abschied von ihr nahm, bezeichnete sie abermals den Zufall als die Gottheit, die vielleicht allein im Stande sei, uns nochmals zusammenzuführen."

„Eigenthümlich," gab Roderich mit einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „ja, es ist ein seltsamer Charakter, dieses junge Mädchen — aber unternehmend, wie ich Sie kenne, lieber Rodenberg, halte ich Sie für fähig, dem Zufalle nachzuhelfen und hier und da ein Bischen nach ihr zu forschen."

„Das hat sie mir streng verboten," entgegnete der junge Maler mit großer Aufrichtigkeit.

„Ei, ei, das ist hart von ihr!" versetzte Olfers nach einer Pause, wobei etwas wie Freude in dem Tone seiner Stimme klang; auch bückte er sich in diesem Augenblicke, um einen Gegenstand aufzuheben, den er zu seinen Füßen liegen sah und von dem er nicht wußte, was es war.

„Ja, ja," meinte der junge Maler heiter, „sie hat mich dem Zufalle überwiesen, und ich habe leichten Sinn genug, um mich diesem unsichern, gefährlichen Fahrzeuge anzuvertrauen; als Segel will ich meine Wünsche aufspannen, und wenn ein guter, frischer Wind hineinbläst und das Glück ein wenig das Steuer regiert, so hoffe ich schon an's Ziel zu kommen!"

„Ja, wer Glück hat, wird an's Ziel kommen!" erwiederte der Andere mit einer etwas unsicheren Stimme; er hatte das, was vor ihm auf dem Boden lag, emporgehoben und fand, daß es ein verwelkter, zertretener Blumenstrauß war. — Ah, er glaubte ihn zu kennen, diesen Blumenstrauß!

„Es ist spät geworden, und ich bin müde — gute Nacht, Rodenberg!"

„Gute Nacht, Olfers!"

XVI.

„O Herz, sei endlich stille!“

Die beiden Männer verließen den Park in der gleichen Richtung, ohne aber mit einander zu gehen. Roderich war vorausgeeilt; er hielt den Blumenstrauß, von dem er jetzt ganz genau wußte, daß es derselbe sei, den er heute Morgen an Conchitta geschickt, noch ein paar Augenblicke in der Hand, dann schleuderte er ihn mit einer hastigen Bewegung weit von sich.

Rodenberg hatte das Buch, welches er neben sich auf der Bank gefunden, ebenfalls zu sich genommen, und als er auf seinem Heimwege bei der ersten Gaslaterne vorüberkam, öffnete er es und sah, daß es ein Skizzenbuch war. Wer es dort liegen gelassen hatte, wußte er nicht; er nahm es gleichgültig unter den Arm und setzte den Weg fort.

Als er in die Nähe der Wurstgasse kam und er sich bei der Biegung um die Straßenecke vorher zufällig umschaute, sah er eine kleine, seltsame Gestalt seinen Schritten folgen, die jedoch stehen blieb, als er sich umwandte, und erst dann wieder vorwärts huschte, als er selbst weiterschritt. Rodenberg achtete indessen nicht darauf und würde auch nicht weiter

daran gedacht haben, wenn dieselbe kleine Gestalt nicht wenige Schritte von seiner Wohnung, dem Reichsapfel, entfernt mit der Behendigkeit einer Katze an ihm vorübergeschossen wäre, das bereits geschlossene Thor mit dem Hausschlüssel geöffnet hätte und dann, wie ihn erwartend, regungslos stehen geblieben wäre.

„Alle Teufel, wen haben wir da?"

„Es ist Rafael," hörte man die Stimme des kleinen Bedienten sagen — „Rafael, Herr Rodenberg, der soeben nach Hause kommt."

„Daß Du nach Hause kommst, sehe ich wohl, aber woher Du kommst, möchte ich wissen, auch Deinen sonderbaren Anzug näher betrachten, denn mir scheint, Du steckst nicht in der Livrée, die Du gewöhnlich trägst; aber komm' herauf aus Licht, daß wir die Sache besser untersuchen können! Mir scheint, dahinter verbirgt sich wieder irgend eine Teufelei!"

„O, diesmal keine Teufelei, Herr Rodenberg," erwiederte der kleine Bediente mit einer so demüthigen, ja, weichen Stimme, wie man bisher nicht an ihm gewohnt war — „etwas sehr Schönes, Herr Rodenberg, vielmehr, ja, vielmehr etwas sehr Schönes!"

Herr und Diener gingen mit einander die Treppen hinauf, und letzterer trat droben etwas schüchtern in das erleuchtete Zimmer, wo der Drache Griesgram und Knorr am Tische saßen und etwas tranken, das wie Zuckerwasser aussah. Walter hatte seinen alten Flausrock an, und von dem grauenhaft schönen Costume des Todes war auch nichts mehr zu sehen, denn der lange Bildhauer stak in seinem Schlafrocke von Sarsenet.

„Guten Abend, liebe Leute!“ sagte der wilde Jäger und setzte hinzu, indem er sich ermüdet auf einen Stuhl warf: „Gott sei Dank, daß das vorüber ist!“

„Dazu sagen wir Amen!“ meinte Walter — „wie diese Pfeife Tabak, die ich hier rauche, hat mir den ganzen Tag noch nichts geschmeckt. Aber was ist denn das?“ fuhr er fort, die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen haltend und nach der Ecke des Zimmers schauend — „Du bringst ja noch ein ganzes Stück Maskerade mit heim!“

„Ganz richtig — Rafael,“ sagte Rodenberg gähnend, ohne ihn anzusehen. „Dieser Bursche hat sich den freien Tag zu Nutzen gemacht und Carneval gespielt — na, komm' heran und laß Dich anschauen!“

Rafael war neben der Thür stehen geblieben, freundlich bewillkommt von dem Pudel seines Herrn, denn dieses gute Thier, ohne der vielen kleinen Mißhandlungen eingedenk zu sein, mit denen es jener so häufig bedachte, hatte sich schmeichelnd genähert und seine Freude über das Wiedersehen nach tagelanger Abwesenheit zu erkennen gegeben. War es nun die Herzensgüte, welche das Thier hierüber bezeigte, oder befand sich Rafael's Gemüth sonst in guter Stimmung — genug, er liebkoste den Pudel seinerseits, wie er's bisher nie gethan, ja, er umhalste ihn zärtlich und drückte den zottigen Kopf desselben an sein Gesicht.

Jetzt trat Rafael, dem Rufe seines Herrn folgend, langsam gegen das Licht und stellte sich ruhig, ja, unverkennbar mit einem Ausdrucke von Selbstvertrauen vor den jungen Maler hin, welcher, ihn betrachtend, mit einem Ausrufe des Erstaunens von seinem Stuhle emporsprang.

„Was — Du warst es, der mich im Walde angeredet?“

„Ja, ich war es."

„Der mir eine freundliche Rede hielt und dies so famos that, daß ich glaubte, hinter dem dickköpfigen Zwerge müsse was Rechtes stecken! Ah, das ist drollig — Du warst es, Rafael?"

„Ich war's, Herr Rodenberg, Rafael, der vor Ihnen steht," erwiederte der kleine Diener mit zuversichtlichem Tone, da ihn das heitere Lachen seines Herrn ermuthigte — „und wenn ich mir erlauben darf, zu sagen, so steckt doch was Rechtes, wenn auch nicht in, so doch hinter mir."

„Und was war das, wenn ich fragen darf?"

„Nun, die schöne Prinzessin, auf deren Befehl ich die Maskerade machen mußte und in deren Auftrag ich Ihnen das schöne Horn übergab!"

„A—a—a—ah, ganz richtig!" gab der junge Maler mit einem eigenthümlichen Tone zur Antwort, indem er mit der Hand an seine Hüfte griff, wo das Horn Juanita's hing.

„Ja, die schöne Prinzessin," fuhr Rafael fort, „die mich nicht nur alles das lehrte, was ich sagen mußte, sondern mir auch angab, wie ich es sagen sollte!"

„Du sahst sie also mehrere Male?" fragte Rodenberg hastig.

„Sechsmal!" erwiederte der kleine Bediente mit Stolz — „ungerechnet zweimal, wo sie durch die Vorhänge der Thür mit mir sprach!"

„Was der Bursche für ein Gedächtniß hat!" meinte Walter — „aber das Ganze mit Deiner Prinzessin und ihrem großen und kleinen Gefolge ist eine ganz geheimnißvolle Geschichte."

„Das ist sie auch für mich," sagte Rodenberg, der, statt den kleinen Bedienten hier vor den Anderen weiter auszufragen, beschloß, dieses bei einer passenden Gelegenheit zu thun. Er begnügte sich also, zu sagen: „Ich bin mit Dir zufrieden, Rafael; Du hast die Sache recht brav gemacht."

„Das hat mir die schöne Prinzessin auch gesagt," erwiederte der Kleine, indem er die Augen niederschlug, „und ...."

„Ihr Lob hat ihm besser gefallen, als das Deinige," sprach Walter — „habe ich Recht, Du Schelm?"

„Ja, Herr Professor, vollkommen Recht. O," fuhr er mit einer warmen Begeisterung fort, „so was läßt sich gar nicht wiedererzählen, mit welcher Geduld, mit welcher Freundlichkeit, mit welcher Herzlichkeit die schöne Prinzessin mir jedes Wort vorsagte, und als ich es ihr das letzte Mal gerade so wiederholen konnte, wie ich es heute gesagt, da meinte sie, ich hätte ein hübsches Talent zur Nachahmung!"

„Ja, ja, Du warst immer ein geschickter Affe," warf der lange Bildhauer dazwischen.

„Und sie setzte hinzu: wenn ich auch sonst wohl Talent hätte, so könnte ich noch einmal ein Künstler werden. Ach, Herr Rodenberg, das war mir gerade so, als hätte es mir unser Herrgott selbst gesagt!"

Die Augen des Knaben leuchteten, und er hatte seine Hände vor der Brust gefaltet.

„Und daran glaubst Du?" fragte Walter in seinem mürrischen Tone, durch welchen aber doch etwas wie Theilnahme klang.

„Daran glaube ich und will's beweisen!"

Rodenberg hatte den Kopf in die Hand gestützt und

blickte vor sich nieder, ein unnennbar seliges Gefühl durchzog seine Brust. Für wen hatte sie sich alle diese Mühe mit dem Knaben gegeben? Nur für ihn, nur um ihm einen heiteren Augenblick zu verschaffen! — Und hatte sie nicht tagelang daran gedacht, sich tagelang damit beschäftigt? Also mit ihm sich beschäftigt? Ja, ohne Eitelkeit, ohne Selbstüberschätzung durfte er sich zitternd vor Freude gestehen, sie nehme Antheil an ihm, sie werde ihm die Gelegenheit geben, sie wiederzusehen, und wie sie seiner vor dem heutigen Tage gedacht, gern und .... — das andere Wort wagte er doch nicht einmal in Gedanken auszusprechen —, so werde sie auch künftig seiner gedenken. — „Es ist gut so, Rafael," sagte er in freundlichem Tone; „morgen reden wir weiter darüber. Lege jetzt Deine Maskerade ab und hebe sie sorgfältig auf, damit Du sie pünktlich wieder abliefern kannst."

„Das brauche ich nicht — das darf ich ja nicht," erwiederte der Knabe traurig; „ich hätte die Sachen gar zu gern zurückgegeben, um sie noch einmal zu sehen, aber da sie mir gesagt, ich solle Alles behalten und nur dann wieder zu ihr kommen, wenn sie mich rufen ließe, so muß ich geduldig darauf warten."

„Ja, ja, warten wir geduldig," sagte der junge Mann, „nach Umständen — also bis morgen!"

„Gute Nacht Herr Rodenberg, gute Nacht Herr Professor Walter, gute Nacht Herr Knorr!"

Damit schloß der Knabe hinter sich die Zimmerthür, bis wohin ihm der Pudel schweifwedelnd das Geleite gegeben.

„Der kleine Kerl ist ganz verändert," meinte Walter; „ich glaube, die Prinzessin, wie er sie nennt, hat ihm ein famoses Trinkgeld gegeben."

Knorr schüttelte auffallend lange und bedächtig seinen Kopf, dann wandte er seine Augen mit einem mitleidigen Lächeln gegen Walter und sagte: „Was Trinkgeld, alter Bär — das macht der zauberhafte Einfluß eines schönen Weibes — o, wir kennen das! Das Gemüth dieses Knaben war ein Acker mit gutem und schlechtem Samen, im tiefen, kalten Schatten unseres Umganges — leider muß ich es sagen — ging bisher nur von dem letzteren üppig auf; aber jetzt hat der Glanz eines milden, schönen Auges wie warmes Sonnenlicht gewirkt."

„Was meinst Du dazu, Rodenberg?"

„Ja, ja," sagte dieser, wie aus einem Traume auffahrend, und wiederholte mechanisch die Worte des langen Bildhauers: „der Glanz eines so milden, so schönen Auges wirkt belebend wie Sonnenlicht."

„Hm, hm, meinetwegen — vor der Hand gehe ich zu Bette," sagte Walter und setzte, nachdem er aufgestanden war, hinzu: „Hat Niemand unsern Cupido gesehen, den sanften Eduard? Man sollte doch ein Licht brennen lassen, bis er nach Hause kommt."

„O, der liegt lange in seinem Bette!" versetzte Knorr in einem melancholischen Tone. „Der arme Rübing, der durchaus nichts vertragen kann, hatte sich schon heute Morgen zu viel zugemuthet. Ehe Du," wandte er sich an Rodenberg, „draußen im Lager zu uns zurückkamst, suchte ich ihn und fand ihn auch, aber in einem traurigen Zustande — er fuhr auf dem Ochsenkarren zurück und ich habe ihn selbst zu Bette gebracht."

„Das war edel von Dir — also löschen wir alle Lichter aus und träumen vom heutigen Tage."

So thaten sie denn auch, doch hatten sie im Schlafe begreiflicher Weise verschiedene Gesichte: Rodenberg das angenehmste, Knorr das unangenehmste; denn letzterer hatte die ganze Nacht mit dem Tode, den er vorgestellt, zu schaffen und sah diesen unheimlichen Gast beständig neben sich stehen, wie er mit aufgehobenen Knochenfingern sagte: „Knorr, das hättest Du nicht thun sollen, ohne mich vorher zu fragen; man muß weder den Tod noch den Teufel an die Wand malen."

Dieser Traum hatte seine ernste Wirkung auf das ohnehin düstere Gemüth des langen Bildhauers nicht verfehlt, und als er sich am Morgen zu seinem schmalen Frühstücke niedersetzte, legte er den Todtenkopf, den er in der Schublade hatte, vor sich hin und versank dabei in traurige Gedanken.

Das Erwachen Rübing's war ebenfalls nicht erfreulicher Art, doch wollen wir seines gehaltlosen und entsetzlich nüchternen Blickes, mit dem er den Himmel anstarrte, nicht weiter gedenken und bei Rodenberg eintreten, der am Fenster saß, eine Cigarre rauchte und dazu mit sicherer Hand von den phantastischen Gestaltungen des gestrigen Tages auf ein großes Blatt Papier warf.

„So ist's recht," sagte Walter, der im Begriffe stand, auf sein Atelier zu gehen; „es ist eine Freude, zu sehen, wie das unter Deinem Bleistifte hervorspringt, und so viel ich aus dem Umrisse sehen kann, hast Du einen ganz famosen Augenblick: wie die wilden Männer mit ihrem Tragsessel und der jungen Dame vor dem Prinzen Maiwein erscheinen — ganz vortrefflich. Alles drängt neugierig herbei, und so bekommen wir ein prächtiges Ensemble. Wenn Du so weit

bist, so mußt Du die Sennora bitten, daß sie Dir zu ihrem Portrait sitzt."

„Das wird sie kaum thun," erwiederte Rodenberg, indem er ruhig weiter zeichnete.

„Pah, warum nicht? War sie doch einmal bei Roderich und saß ihm mit einer bewundernswerthen Geduld; auch Lytton hat sie damals gezeichnet."

„Ja, das sind große Herren, berühmte Künstler; in dem weltbekannten und von allen Fremden besuchten Atelier Roderich's macht man durchaus keine Schwierigkeit, sich sehen zu lassen — aber könnte ich wohl eine Dame hieher zu uns einladen?"

„Das brauchst Du auch gar nicht, Du gehst einfach zu ihr hin."

„Auch das hat seine Schwierigkeit."

„Du bist doch sonst nicht so ängstlich, hast auch die beste Gelegenheit, sie zu besuchen und ihr das Skizzenbuch wiederzubringen, welches Du gestern Abend mit nach Hause gebracht."

„Welches Skizzenbuch?" fragte Rodenberg, aufmerksam werdend.

„Nun, das dort auf dem Tische! Ich blätterte heute Morgen darin herum und erkannte es augenblicklich; als sie neulich bei Roderich war, hatte sie es bei sich, und er skizzirte die Haltung ihres Kopfes hinein, wie er ihn auf seinem Bilde zu gebrauchen gedachte — dort, auf dem letzten Blatte.

Rodenberg war aufgesprungen, an den Tisch geeilt und hatte das dort liegende Skizzenbuch in die Hand genommen. „Ei sieh' doch," sagte er nach einer Pause, „wie hübsch und elegant sie zeichnet, mit welcher Meisterschaft sie Bäume,

Häuser, kurz, Alles aufs Papier hinwirft! Es ist ja ein wahrer Schatz, den ich gestern Abend mit nach Hause gebracht!"

„Und sie wird dieses Buch schwer vermissen," meinte Walter mit einem bedeutsamen Kopfnicken; „denn ich sah neulich, wie großen Werth sie darauf legt. Nachdem ihr Roderich den kleinen Kopf skizzirt, drückte sie es förmlich an sich und wollte es uns kaum zum Betrachten erlauben."

„So—o," machte der Andere mit fast verbrießlichem Gesichte, unter dem Einflusse eines unbehaglichen Gefühls — „nun, im Grunde finde ich dies begreiflich! Es können sich wenig Leute rühmen, daß Roderich ihnen etwas in ihr Album oder Zeichenbuch skizzirte .... — Und mich so zum Besten halten," sagte Rodenberg, nachdem er eines der Blätter längere Zeit betrachtet, „das ist ja fast die gleiche Ansicht von der Fahnenburg, die ich für sie gezeichnet und worüber sie sich so gefreut! — Wie falsch war es von ihr, mir zum Danke für meine Freundlichkeit die mir so glaubwürdig erscheinende Versicherung zu geben, sie verstehe nicht zu zeichnen!"

„Das ist so Weiberart," erwiederte Walter achselzuckend. „Hättest Du sie dringend gebeten, so würde sie Dir am Ende doch ihr Skizzenbuch gezeigt und sich an Deinem Erstaunen geweidet haben."

„Warum mag sie nur fast jedesmal den Namen Conchitta unter ihre Zeichnungen schreiben?" meinte der junge Maler, nachdem er das Buch durchblättert.

„Das ist doch sehr einfach, weil ihr Vorname Conchitta ist — allerdings ein eigenthümlicher spanischer Name, wird von dem Worte Concepcion hergeleitet," erwiederte Walter würdevoll im Tone eines Professors.

„Sie heißt nicht Conchitta," gab Rodenberg in entschiedenem Tone zur Antwort, „sie heißt Juanita!"

„Wie so? Was willst Du damit sagen?"

„Nun, damit will ich sagen, daß sie Juanita heißt und nicht Conchitta!"

„Sie, der das Buch da gehört?"

„Ja, ja!"

„Die im Hause von Michel Angelo Schmitz wohnt?"

„Ja, ja, dieselbe!"

„Wirklich, ungeheuer komisch! Ich weiß aufs genaueste, daß sie Conchitta heißt, und so wurde sie in Olfers' Atelier von ihm, von Lytton, ja, von Allen genannt."

„Von Allen?" wiederholte Rodenberg ärgerlich — „Du thust ja gerade, als wenn sie Allerwelts-Conchitta wäre! So sage mir denn ihren Zunamen, Du, der Du Alles so genau weißt."

„Den habe ich nicht behalten, er ist mindestens eine halbe Elle lang, verbunden durch lauter y und y."

„Warum sagte sie mir denn, daß sie Juanita hieße? Was bezweckte sie mit dieser Unwahrheit?"

„Vielleicht um Dich zu veranlassen, vergeblich nach einer Juanita zu forschen."

„Dies wäre möglich, und um mir so anzudeuten, daß Conchitta für mich nicht auf der Welt sei; hat sie das doch später noch mit viel klareren Worten gethan."

„Dazu mag sie wohl ihre Gründe haben."

„Gewiß — und ich werde sie achten," sagte der junge Maler seufzend, indem er das Buch auf den Tisch legte und sich dann wieder an seine Arbeit machte.

Er blieb auch noch eine Zeit lang ruhig daran sitzen,

nachdem Walter schon längst das Zimmer verlassen; doch war er offenbar mit einem Gedanken beschäftigt, der gerade nicht mit seiner Zeichnung im Einklange stand, denn statt daran fortzumachen, ließ er den Bleistift ruhen und blickte zum Fenster hinaus.

Rodenberg schien endlich über etwas mit sich ins Reine gekommen zu sein; er sprang hastig empor, nahm das Skizzenbuch wieder in die Hand, betrachtete abermals die Blätter, wobei er nicht versäumte, hier und da seine Lippen auf eine Stelle zu drücken, wo muthmaßlich ihre Hand geruht: dann wickelte er das Buch sorgfältig in ein Zeitungsblatt und setzte sich damit in eine Ecke des Zimmers so entfernt als möglich von seinem schönen Pudel, der schon lange mit den klugen Augen seinen Herrn betrachtete und nicht wohl zu begreifen schien, warum man heute Morgen noch keines seiner zahlreichen Kunststücke verlangt. So erwartend, brauchte es auch nur des leisesten Zungenschlages, um das Thier sofort zu den Füßen seines Herrn zu bringen. Hier gab ihm dieser das Skizzenbuch ins Maul und ging dann ans andere Ende des Zimmers, um es sich dort von ihm wiedergeben zu lassen. Nach zwei- bis dreimaliger Wiederholung übergab das gescheite Thier das Skizzenbuch mit einer solchen Gewandtheit, ja, man hätte sagen können, mit einem Bewußtsein dessen, was es auszurichten hatte, ohne Hast, ohne Uebereilung, mit eleganter Leichtigkeit und doch dabei mit der den gut erzogenen Pudeln eigenen Grandezza.

Zufrieden mit dem Erfolge der ertheilten Lection, war es dem jungen Maler unangenehm, daß nun Rafael hereintrat, um die ihm obliegenden kleinen Geschäfte zu besorgen. Anstatt aber ihn heute damit zu belästigen oder ihm seine

täglichen, nicht unnöthigen Ermahnungen zukommen zu lassen, rief ihn Rodenberg zu sich in einem freundlichen Tone, und als er ihn hierauf ansah, war er erstaunt über die vortheilhafte Aenderung, die auch im Aeußern des Knaben vor sich gegangen; er hatte seine Haare gut gekämmt und gescheitelt, sich auch ausnahmsweise recht sauber gewaschen und eine fast unbegreifliche Sorgfalt auf seine Kleider verwandt, so daß der Malerkittel kaum mehr zu lang und zu weit erschien und auch heute seine Fußbekleidung wie die eines anständigen Menschen aussah.

Da dies alles ganz besonders zu der Absicht seines Herrn paßte, so griff dieser in seine Westentasche und machte ihm mit einem Fünfgroschenstücke ein ungeheures Geschenk, ungeheuer für den Knaben, ungeheuer für seine eigenen Verhältnisse, da es fast die Hälfte seines augenblicklichen Vermögens ausmachte.

„Du weißt das Haus in der Fingerstraße, wo Herr Schmitz wohnt — Du kennst doch Herrn Schmitz — ein kleiner Herr? Wenn er kommt, hat er gewöhnlich eine Mappe unter dem Arme oder ein altes Oelbild."

„O ja, ich kenne ihn," sagte der Knabe, „und auch das Haus."

„Schön — dorthin gehst Du mit Figaro, setzest Dich auf die Treppe des Hauses, als erwartetest Du Jemanden, und streichelst den Hund und lobst ihn, wenn er sich ruhig neben Dich hinsetzt. Nicht wahr, Du thust mir das zu Gefallen, Rafael, und bist vor allen Dingen freundlich mit Figaro? Denn von dem, was ich will, würde gerade das Gegentheil geschehen, wenn Du den Hund, wie gewöhnlich, plagst und neckst."

Rafael nickte verschiedene Male mit dem Kopfe, ehe er mit einem pfiffigen Lächeln sagte: „Und Sie wollen, daß ich Figaro an das Haus gewöhnen soll? Wie vor einem halben Jahre an das Haus der ....“

„Ja, ja, ungefähr so!“ unterbrach ihn hastig sein Herr — „ja, ja, er soll sich an das Haus gewöhnen, um dort etwas hin zu tragen, wenn man ihn das thun heißt!“

„O, das ist sehr leicht zu machen, in einer ganz kurzen Zeit! Wenn Sie erlauben, will ich sogleich gehen und mit ihm anfangen, wozu ich für Figaro ein Stückchen Wurst kaufen werde.“

„Recht so, mein lieber Rafael — thue das sogleich und pünktlich; es soll mich überhaupt freuen, wenn Du, wie es den Anschein hat, jetzt ein anderer und besserer Mensch werden willst.“

„Ja, das will ich, und nur der Prinzessin zu lieb.“

„Ach ja, der Prinzessin,“ gab der junge Maler mit einem Tone der Vertraulichkeit zur Antwort, den sein kleiner Diener bis jetzt noch nie von ihm gehört — „eigentlich ist es keine Prinzessin,“ setzte er hinzu, indem er sich mit über einander geschlagenen Armen in seinen Stuhl zurücklehnte — „über sie möchte ich Dich etwas fragen.“

„Fragen Sie lieber nicht, Herr Rodenberg,“ sagte Rafael in einem Tone von Demuth, aber dabei zugleich mit einer Entschlossenheit, welche seinen Herrn förmlich überraschte. „Ich bitte Sie, fragen Sie nichts,“ wiederholte der Knabe, „denn ich dürfte Ihnen doch nicht die Wahrheit sagen.“

„Ei, den Teufel auch, und warum nicht?“

Sie hat mir's verboten!“

„Mir die Wahrheit zu sagen?“

„Ja, überhaupt von ihr zu sprechen, zu sagen, wo sie wohnt, wie sie aussieht, was ich von ihr gesehen habe, was sie zu mir gesagt hat. Und darüber wollten Sie mich wahrscheinlich doch etwas fragen, Herr Rodenberg?“

„Ja, ja, ungefähr über so etwas.“

„Thun Sie es lieber nicht, Herr Rodenberg, denn, wie gesagt, ich kann und darf Ihnen darauf keine Antwort geben!“

„Und wenn ich Dich für diesen Ungehorsam bestrafe und nach Hause schicke!“ brauste der junge Mann auf.

„So muß ich eben gehen,“ erwiederte Rafael, setzte aber im vertraulichen, schalkhaften Tone hinzu: „Sie werden mich nicht fortschicken, ich weiß das besser; denn welchen Nutzen hätten Sie davon? Dann erführen Sie eben so wenig und hätten Niemanden, welcher Figaro auf eine so vortreffliche Art dressirt, wie ich es kann, wenn ich will.“

Rodenberg wandte sich gegen das Fenster, denn er mußte unwillkürlich lachen über die richtige Logik seines kleinen Dieners. — „So mache, daß Du fortkommst,“ sagte er, mit der Hand nach der Thür weisend.

„Soll ich allein fort?“ fragte der pfiffige Junge.

„Nein, mit Figaro, Du Spitzbube, und mache, daß Du bald wiederkommst!“

Der kluge Hund schien durch die freundliche Behandlung, welche ihm gestern und heute durch Rafael zu Theil geworden war, all' die früheren rücksichtslosen Kränkungen und Neckereien vergessen zu haben und folgte bereitwillig dem Knaben, nachdem er denselben vorher ein paar Secunden lang mit seinen verständigen Augen betrachtet.

Rodenberg rieb sich vergnügt die Hände und pfiff eine heitere Weise vor sich hin, als er sich wieder zu seiner Zeichnung setzte, an der er jetzt mit einem außerordentlichen Fleiße zu arbeiten fortfuhr.

Da sich am heutigen, sowie auch an den nächstfolgenden Tagen nichts Bemerkenswerthes, auf den Gang unserer Geschichte Bezug Habendes zutrug, so wollen wir nur bemerken, daß Rodenberg mit fortgesetztem und angestrengtem Fleiße an seiner Zeichnung fortarbeitete und daß diese nicht nur von den täglich ab- und zugehenden Freunden bewundernd betrachtet wurde, sondern daß auch Roderich, der nach einigen Tagen kam, um nach der dem jungen Maler aufgetragenen Arbeit zu schauen, ihr das höchste Lob spendete. Auch er konnte sich nicht enthalten, dem tüchtigen jungen Künstler zu sagen, was ihm schon Walter gesagt hatte, daß nämlich die Specialität der Zeichnung das ihm durch sein großes Talent von der Natur angewiesene Fach sei, daß er Pinsel und Farbe nur noch in Erholungsstunden in die Hand nehmen möge, wenn er es nämlich nicht unterlassen könne, Leinwand zu verderben, und daß er sich ohne allen Zweifel durch sein großes Zeichentalent einen berühmten Namen und Vermögen machen müsse.

Rodenberg hatte dem berühmten Künstler seine Illustrationen zu Don Quixote gezeigt, und dieser hatte die einzelnen Blätter fast noch eifriger gelobt, als es Walter vor einigen Tagen gethan. Er hatte darauf auch die an den Wänden hangenden Skizzen betrachtet und war dann von ungefähr an einen kleinen Nebentisch getreten, wo Conchitta's Skizzenbuch lag. An seiner plötzlich veränderten Miene, besonders an dem Zusammenpressen seiner Lippen ersah Rodenberg's

flüchtig auf ihn geworfener Blick, daß er es erkannt, und wunderte sich durchaus nicht, als jener das Buch wie spielend in die Hand nahm und aufschlug.

Vielleicht hatte Roderich noch gezweifelt, ob es auch wirklich das Zeichenbuch Conchitta's sei, das er hier so offen in dem Zimmer des jungen Mannes liegen sah. — Ja, es war ihr Buch: er warf nur einen einzigen Blick auf die letzte Seite, um das Köpfchen zu sehen, das er selbst nach ihr skizzirte — er, Roderich, jene leichten Bleistiftstriche, welche sie damals so werth zu halten schien, welche sie an ihre Brust gedrückt und die nun hier lagen, weggeworfen, vergessen, wie jener Blumenstrauß, den er neulich Abends gefunden!

Wohl lächelte er, als er das Buch mit einer Bitte um Entschuldigung wieder an seinen Platz legte; doch hätte Rodenberg nicht ein so genauer Kenner des menschlichen Gesichtes und ein so scharfer Beobachter sein müssen, wie er es in diesem Augenblicke war, um nicht, wenn auch nur in einem flüchtigen Zucken, zu sehen, welch tiefer und gewaltiger Schmerz die Brust des so starken Mannes durchwühlte.

Er bereute es jetzt, das Buch nicht in seinem Umschlage gelassen zu haben; doch wer mochte es ihm verdenken, wenn er täglich unzählige Male den geliebten Namen, den sie ihm verheimlicht, betrachtete!

Roderich hatte sich indessen augenblicklich wieder gefaßt und sprach sich fortwährend aufs günstigste, ja, mit großer Anerkennung über die Arbeit des jungen Freundes aus und blieb sogar eine geraume Zeit, ehe er unter einem herzlichen Händedrucke die Wohnung Rodenberg's verließ, nicht ohne ihn freundlich zu einem Besuche in sein eigenes Atelier einzuladen.

Rodenberg blieb einen Augenblick am Fenster stehen und blickte auf eine eigenthümliche Art, mit seinen Gedanken beschäftigt, an dem schmalen Streifen Himmel empor, der zwischen den Häusern sichtbar war; dann zuckte er die Achseln, pfiff halbleise eine Melodie vor sich hin und setzte sich wieder vor sein großes Blatt Papier nieder, an dem er emsig zu zeichnen fortfuhr, ohne sich durch den Eintritt Rübing's im mindesten stören zu lassen.

Der sanfte Eduard sah etwas blaß aus, hatte, gegen seine sonstige Gewohnheit, eingefallene Augen und blickte grämlich in die Welt — alles Symptome, daß er noch an den Nachwehen des Künstlertages zu leiden hatte. Er war überhaupt auf dieses Fest nicht gut zu sprechen. Denn da alle Damenwelt fehlte, so war er als Cupido nicht auf seine Kosten gekommen. Im Kampfe hatte er sich auch nicht hervorthun können, ein sonderlicher Trinker war er ebenfalls nicht, und wir wissen bereits, daß das Bißchen, was er nothgedrungen zu sich genommen hatte, ihm gewaltig viel zu schaffen gemacht. In seiner Hand hielt er drei große Briefumschläge wie einen großen Fächer ausgebreitet, mit denen er hier und da gegen sein blasses Gesicht wedelte. — „Da sind drei Schreiben," sagte er mit einer halbunterdrückten Stimme, „drei verdächtig aussehende Schreiben mit großem Siegel und einem Wappen, welches eine Umschrift hat, die ich nicht entziffern kann; ich liebe dieses Briefformat nicht und diese verdächtig aussehenden Siegel, sie riechen nach dem Rathhause und dem Executionsamte."

„Hm, was gibt's?" fragte Rodenberg, einen Augenblick aufschauend.

„Einer ist an Dich, einer an Walter, einer an mich;

aber da ich immer ein generöser Kerl bin — ich kann das nun einmal nicht lassen —, so könnt ihr obendrein meinen noch theilen.“

„Dank Dir! — quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes.«

„Was heißt das zu Deutsch?“ fragte der junge Mann mißtrauisch.

„Das heißt frei übersetzt: ‚Alles, was Du verschenkst, hat ein rauhes Ende‘ — und ein rauhes Ende läßt sich schwer anpacken; doch gib meinen Brief her. Ich erinnere mich im gegenwärtigen Augenblicke nicht, von irgend Jemandem verklagt worden zu sein, brauche mich also auch vor keiner Execution zu fürchten. Ist es eine Rechnung, so nagle ich sie ausgebreitet an die Stubenthür, wie in früherer, nicht schlechterer Zeit die geschossenen Eulen und Sperber — gib her.“

„Da hast Du alle drei.“

Rodenberg nahm den Brief, der seine Aufschrift trug, und warf die anderen beiden auf den Tisch; er riß gleichgültig den Umschlag ab und zog eine große Karte hervor, auf welcher, theils gedruckt, theils geschrieben, zu lesen war: »Son Altesse le prince Henri prie le peintre Rodenberg de passer la soirée du seize courant chez lui. On se réunira vers les huit heures du soir. Costume: frac et cravatte blanche.«

Rübing, der genug Französisch verstand, um das, was ihm sein Freund vorlas, zu verstehen, griff langsam nach dem Briefe, welcher seine Aufschrift trug, öffnete ihn mit einer gewissen Würde und sagte, nachdem er den Blick gleichgültig über die Karte hatte hinfliegen lassen: „Du bist ein ganz verfluchter Kerl, Rodenberg, man kann Dich weder anführen, noch in Angst setzen; doch finde ich es diesmal begreiflich,

denn Umschlag und Siegel hatten ein zu aristokratisches Ansehen. Es ist übrigens ganz nett von dem Prinzen, daß er uns diese Einladung zuschickte. Wir gehen doch hin?" setzte er fragend hinzu.

»Costume: frac et cravatte blanche!« sagte Rodenberg lachend — „können wir das leisten? Damit ist natürlich ein schwarzer Frack gemeint."

„Es wird sich auch im Reitfracke thun," warf der sanfte Eduard hin. „Und diesmal werde ich mir erlauben, die Erbschaft meines Engländers anzutreten."

„Darin hast Du ganz Recht," erwiederte der Andere in ganz gleichgültigem Tone; „wenn ich hingehe, was noch zweifelhaft ist, so werde ich Zeit finden, mir bis morgen einen neuen schwarzen Frack bringen zu lassen, denn zu einer solchen Soirée geht man entweder gar nicht oder quite fashion."

„Und Walter?" fragte Rübing kleinlaut — „der wird's doch auch mit dem Anzuge nicht so genau nehmen können?"

„Walter ist schon ein älterer Mann mit grauem Haar, bei dem man es nicht so genau nimmt, ob sein Frack etwas zu weit oder zu eng ist."

„Was mag es für eine Gesellschaft sein?"

„Wahrscheinlich eine Revanche auf unser Künstlerfest, wo sich Seine Hoheit angenehm unterhalten."

„Ich möchte wissen, ob Knorr und van der Maaßen auch Karten erhalten haben?"

„Ohne Zweifel!"

„Meinst Du, sie gehen hin?"

„Ich glaube nicht; Knorr haßt dergleichen Vergnügungen,

und van der Maaßen hat so spät im Jahre Schwierigkeiten mit seinem Anzuge."

„Wahrscheinlich werden Damen dabei sein," sagte der sanfte Eduard, indem er mit den Fingern durch seine langen, blonden Locken fuhr.

„Das versteht sich doch von selbst — weißt Du wohl, Rüding, daß ich an Deiner Stelle als Cupido hinginge — warst Du je in einer derartigen Soirée?"

Der sanfte Eduard lächelte etwas mitleidig in sich hinein, als wollte er sagen: das ist in meinen Verhältnissen eine höchst unnöthige Frage. — „Ob ich schon in derartigen Soiréen war!" meinte er alsdann. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du unter dem Namen ‚derartige Soiréen' verstehst; daß ich mich aber in den allerfeinsten und alleranständigsten bewegt, darauf kannst Du Gift nehmen! Zu den renommirtesten Soiréen, die ich gekannt, gehört die des Commercienraths Schmiedefeld — ah," machte er mit einem Zungenschlage, „fein, was man fein nennen kann — die reichsten Kaufleute, Offiziere, Barone und Grafen, und was für Damen!"

„Da warst Du wohl der Hahn im Korbe?" fragte Rodenberg.

„Ich kann das nicht läugnen, daß ich ein wenig verhätschelt wurde; ich besaß damals eine wunderbare Tenorstimme, und wenn dann so eine Soirée recht im Gange war und noch höher gesteigert werden sollte, da hieß es gewöhnlich: ‚Rüding muß singen!'"

„Ah, und da sangst Du?"

„Und wie, lieber Freund — ich kann Dir versichern, man sprach wochenlang darüber mit Enthusiasmus!"

„Nun, in dem Falle ist eine Gesellschaft wie die, zu der wir morgen eingeladen sind, für Dich durchaus nichts Besonderes."

„O Gott, nein!" gab Rübing mit großer Gleichgültigkeit zur Antwort — „als ich noch bei mir zu Hause war, wurde ich beinahe jeden Tag in ähnlicher Art ausgebeten! Also Du bist der Meinung, wir gehen hin — übermorgen ist schon der sechzehnte."

Rodenberg hatte einen Bleistift quer in den Mund genommen und blickte gedankenvoll zum Fenster hinaus, ohne die Frage seines Freundes zu beantworten. Er dachte, der Prinz veranstaltet aus Artigkeit diese Soirée, weil er sich bei unserem Künstlerfeste amusirt; was ihm aber an eben diesem Künstlerfeste am besten gefallen, ist sie, meine wilde Jägerin, und deßhalb wird sie auch die erste Einladung erhalten haben.

„Du überlegst, ob wir hingehen sollen?" wiederholte der Andere seine Frage.

„Nein," entgegnete Rodenberg, „ich dachte an etwas Anderes — allerdings gehen wir hin."

„Was meinst Du?" fragte der sanfte Eduard nach einer kleinen Pause, „sollen wir Walter bereden, mitzugehen?"

„Warum nicht? Walter ist ein guter und amusanter Kerl."

„Allerdings, aber er hat ein Bißchen barsche und abstoßende Manieren, und dann, hast Du ihn schon einmal im Frack gesehen?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Das heißt in dem, was er einen Frack nennt?"

„Wie so?"

„Nun, es ist eigentlich sein schwarzer Ueberrock, dessen

Schöße er umschlagen und zusammennähen ließ — es sah ganz verflucht aus!"

„Dazu hatte er wahrscheinlich seinen zugespitzten Hut auf?"

„Ja, es war freilich komisch."

„Ihm läßt man schon so etwas hingehen; das war eine Art Costume, das zu seinem Wesen vollkommen paßte. Ich bin überzeugt, er macht darin größeres Aufsehen, als wir, wenn wir uns noch so große Mühe mit unserem Anzuge geben."

„Ja, Aufsehen wird er machen," seufzte Rübing.

„Und dann hast Du gut fragen, ob wir Walter überreden sollen; ist er der Mann, sich überreden zu lassen? Wenn es ihm überhaupt nicht unangenehm ist, mit Damen zusammenzukommen, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß er hingeht."

Ueber diesen Zweifel wurden die beiden Maler in möglichster Bälde aufgeklärt, denn Walter erschien in kurzer Zeit und hatte nicht sobald die Einladung gelesen, als er erklärte, diese Soirée auf alle Fälle besuchen zu wollen. „Man lernt immer etwas dabei," sagte er; „man erblickt die sogenannte Welt in ihrer glänzenden Außenseite; man sieht Leute freundlich grüßen, die lieber aufschreien möchten wie ein Hund, wenn er auf den Schwanz getreten wird; man tapezirt die Wände, den Hut vor seinen Bauch gedrückt, man schwimmt in einem unendlichen Ocean von Langerweile, hoffend auf die kleine Insel, Souper genannt. Und wenn man der Sache obendrein noch eine verständige Seite abgewinnen will, so gibt es noch immer ein paar prächtige Weiberköpfe, ein paar weiße Schultern und dergleichen in wunderbarer Beleuchtung,

wobei man etwas lernen kann, was ich Dir, Rübing, ganz besonders anempfehle; denn um junge Mädchen bei der Ampel, oder Prinzessinnen am Kaminfeuer malen zu wollen, muß man dergleichen bei willkürlicher, brillanter Beleuchtung gesehen haben und nicht unter Talglicht-Effect malen."

Der sanfte Eduard zuckte ein paarmal verächtlich die Achseln, ehe er würdevoll zur Antwort gab: „Spare diese Lehre für Deine künftigen Schüler, wenn Du einmal wieder Akademie-Director geworden bist. Sage mir lieber, ob Du die Einladungskarte genau studirt hast."

„Wie so, junger Mensch?" fragte der Andere in seinem gewöhnlichen mürrischen Tone.

„Weil darin von einem Frack die Rede ist."

„Wagst Du diese Bemerkung als Mensch, als Künstler oder vielleicht als zukünftiger Schneider?"

„Frack und weiße Halsbinde, und dazu gehört auch eine weiße Weste," erwiederte Rübing mit großer Ruhe.

„Walter hatte sich rittlings auf einen Stuhl niedergelassen, und während er sich mit den Armen auf die Lehne desselben stützte, kraute er sich behaglich in seinem vollen Barte eine ziemliche Weile, ehe er zur Antwort gab: „Ich will Dir eine Wette anbieten, bei der die drei unserer Freunde, die das Ding verstehen — sagen wir Roderich, Lytton und dort Rodenberg —, bei der Soirée entscheiden sollen, wer von uns Beiden am elegantesten und würdigsten aussieht; darüber wetten wir nun einen famosen Punsch — bist Du damit zufrieden?"

„Auf alle Fälle," sagte Rübing, indem er süß schmunzelte — „verstehen wir uns recht, Du hast gesagt: elegant."

„Und würdig."

„Und würdig," wiederholte Rübing, indem er einen Blick in den Spiegel warf und dann mit großer Genugthuung hinzusetzte: „Nun, Rodenberg wird mir schon im Voraus das Zeugniß geben, daß ich mich elegant anzuziehen und elegant zu betragen verstehe."

„Abgemacht, wir wetten also!"

„Gewiß!" —

Nicht nur in diesem und anderen Künstlerkreisen gab die Einladung des Prinzen Heinrich, besonders in Betreff der Toilette, genugsam Veranlassung zu Besprechungen, zu Berathungen, sondern sie hatte auch hier und da Erörterungen unangenehmer Art zur Folge. Unter Anderem im Hause Roderich's, der die Einladung des Prinzen beim Mittagstische neben seinem Teller liegen fand, den Umschlag des Briefes und die Karte seiner Frau mit den Worten hinüberreichte: „Was denkst Du darüber?"

Frau Hildegard warf einen Blick darauf; ihr schien die Einladung vollkommen bekannt zu sein, doch machte sie eine ziemlich lange Pause, ehe sie in mehr als frostigem Tone zur Antwort gab, in einem Tone, der übrigens sehr glücklich ein Erstaunen ausdrückte: „Was ich darüber denke! O, ich bin so lange nicht mehr gewohnt, um meine Meinung gefragt zu werden, daß ich wirklich nicht im Stande bin, hierauf eine genügende Antwort zu geben — weiß ich doch nicht anders, als Befehle zu erhalten, die ich mich dann so sehr bemühe, nach meinen schwachen Kräften auszuführen!"

Frau Hildegard hatte seit der letzten peinlichen Unterredung mit ihrem Manne ihre Taktik insofern verändert, als sie es sorgfältig zu vermeiden schien, in irgend welcher Weise durch Wort und Blick angreifend zu verfahren. Sie spielte

jetzt vollkommen die leidende, stille Dulderin, das unterdrückte Weib, welches nur durch unglaubliche Härte, durch die unerhörteste Tyrannei zu einem verzweiflungsvollen Schritte getrieben wird, und einen solchen Schritt hatte sie allerdings fest beschlossen.

Auch in ihrem Aeußern ließ sie mit einer unglaublichen Natürlichkeit ihren Seelenzustand erkennen; ihre Wangen waren von einer fast verdächtigen Blässe, ihre großen Augen hielt sie meist niedergeschlagen, und während sie besonders vor gefühlvollen Freundinnen häufig schmerzlich hüstelte, zeigte sich doch dabei ein so still ergebenes Lächeln um ihre Lippen, daß mitfühlende Seelen aus vollem Herzen sprachen: „Diese Frau ist ein Engel!“

„Ich habe nur fragen wollen,“ sagte nach einer längeren Pause das Ungeheuer von einem Manne, „ob Du entschlossen bist, die Soirée zu besuchen, und in diesem Falle würde und müßte ich Dich begleiten.“

„Ob ich entschlossen bin?“ fragte sie mit einem Lächeln, welches so nahe an den Himmel streifte, daß es den Beschauer eisig überrieselte — „ob wohl mein Entschluß etwas gilt, ob derselbe wohl auf die Begleitung irgend eines anderen Menschen einwirken kann — o, mein Gott!“

„Aus all' dem scheint mir herauszuklingen,“ sagte Roderich mit großer Ruhe, „daß es Dir kein Vergnügen macht, die Soirée zu besuchen — gut denn, so bleiben wir zu Hause.“

„Mir Vergnügen machen? Gewiß nicht — überhaupt darf ich mir wohl erlauben, erstaunt zu sein, daß Jemand in der weiten, weiten Welt sich um etwas bekümmert, das mir Vergnügen macht! Nein, gewiß und wahrhaftig nicht,

Vergnügen macht mir diese Einladung nicht! Aber ich halte es für eine Pflicht der Artigkeit, sie anzunehmen, und da ich überhaupt gewohnt bin," setzte sie mit einem schärferen Tone hinzu, „meine Pflicht gegen Jedermann zu erfüllen, so will ich auch noch dieses Opfer bringen!"

„Gott soll mich bewahren," erwiederte der Herr des Hauses, „daß ich ein so großes Opfer von Dir verlangen sollte! Du gehst nicht gern dort hin — gut, so bleiben wir zu Hause!"

„Es kommt mir nicht zu, über Dich und Deine Handlungsweise bestimmen zu wollen — o, mein Gott, nein! Thue, was Du willst, aber ich werde der Einladung folgen, da ich dies für eine Pflicht der Artigkeit gegen den Prinzen halte, und so lange ich überhaupt noch ...." — sie sprach diesen letzten Satz nicht aus, man hätte sagen können, sie dachte ihn überhaupt nur halblaut; denn für ihren Mann war er nur ein unverständliches Murmeln.

„So gehen wir also hin," sagte der letztere, anscheinend in großer Gleichgültigkeit; ich werde den Wagen um acht Uhr bestellen, wenn Dir meine Begleitung gefällig ist."

Frau Hildegard hustete hinter ihrer vorgehaltenen Hand ein Mal, zwei Mal und drei Mal mit einiger Anstrengung; dann sagte sie: „Was die Begleitung anbelangt, so möchte ich mir erlauben, offen und ehrlich darüber zu reden."

„Diese Art wäre überhaupt von jeher die beste gewesen."

„Du wirst auf Deinem Zimmer die Karte meines Vetters gefunden haben, des Freiherrn Schenk von Schenkenberg," fuhr sie mit einem sehr verständlichen Achselzucken fort — „Du warst nicht zu Hause, als er Dir seinen Besuch machen wollte. Er wird ebenfalls bei der Soirée des

Prinzen sein, und er bat mich dringend, mich dorthin begleiten zu dürfen."

Roderich fuhr fast sichtlich empor, seine Stirn röthete sich und er war schon im Begriffe, ein empfindliches Wort zu erwiedern, als er sich eines Bessern besann und nach gewaltiger Anstrengung und tief aufathmend sagte: „Ah, ich verstehe das! Es macht sich allerdings besser, am Arme eines Freiherrn die Soirée eines Prinzen zu besuchen; ob es aber passend ist, wollen wir dahingestellt sein lassen."

„Ich würde Dir vorgeschlagen haben, zusammen hinzufahren, doch da Du meine Familie nicht liebst" — sie betonte das Wort „meine" sehr stark —, „so unterließ ich es."

Roderich beugte sich stillschweigend tief auf seinen Teller hinab, und als er wieder aufschaute, bemerkte er, wie das große, schöne Auge seines kleinen Mädchens mit einem eigenthümlichen Ausdrucke fest auf ihn gerichtet war. Das Kind hatte sich zu seinem Nachtische mit einer Birne beschäftigt und schien die Unterredung seiner Eltern gar nicht gehört zu haben; jetzt aber sagte es mit seiner weichen und melancholischen Stimme: „Neulich, als ich bei Bertha zu Mittag gegessen habe" — Bertha war eine seiner kleinen Freundinnen — „da sprach Bertha's Vater und Bertha's Mutter auch mit einander gerade so, wie Du Mama mit Papa, nur ganz anders; sie wollten auf die Rheininsel fahren und Kaffee trinken. Aber da Bertha's Vater nicht so früh von seinem Bureau gehen konnte, so sagte Bertha's Mutter, dann ginge sie auch nicht — gewiß ginge sie nicht, auf keinen einzigen Fall, und da sagte der Vater von Bertha und lachte dazu, Bertha's Mutter wäre noch ein kleines Kind, und wollte sie an der Hand nehmen und hinführen, und dabei lachte sie und

Bertha lachte und ich lachte und wir alle mit einander lachten — warum lacht denn Ihr niemals mit einander?"

Das war nun allerdings eine sehr einfache Frage, und doch wieder schwer zu beantworten.

Roderich biß sich auf die Lippen, nahm das kleine Mädchen von seinem Stuhle auf seinen Schooß, und seinen Mund auf sein Haar drückend, sagte er mit einer eigenthümlich bewegten Stimme: „Wir lachen doch auch oft mit einander, ist das nicht wahr?"

„Ja, wir beide, Papa, wenn Du hübsches, dummes Zeug mit mir machst, wenn wir im Zimmer mit einander spaziren gehen und Du dann so plötzlich stehen bleibst, daß ich an Dich hinpurzle, oder wenn Du mir komische Sachen zeichnest!"

„Nun, siehst Du wohl, daß wir auch zusammen lachen können."

„Ja, es ist aber doch nicht so, denn Mama lacht niemals mit!"

„Leider hast Du Recht, mein liebes Kind," sagte Frau Hildegard in düsterem Tone; „ich habe das Lachen vergessen und werde es auch wohl nie wieder lernen."

„O, versuche es einmal, liebe Mama — siehst Du, Du kannst es noch!" bat das Kind schmeichelnd, indem es sich vom Schooße seines Vaters gegen die Mutter beugte, um sie an sich heranzuziehen.

Es war dies ein großer und wichtiger Augenblick; es flog der Schutzengel des Hauses über die Häupter der Familie, der in fest verschlossener Hand hielt den Samen des Friedens, der Versöhnung, neu zu erblühenden Glückes; er schien ängstlich zu warten auf einen guten Blick, auf ein

freundliches Wort, ja, nur auf ein mildes Lächeln, um ihn hinabzustreuen in das Herz der drei unglücklichen Menschen — aber er wartete vergebens. Frau Hildegard erhob sich rasch und ungestüm vom Tische, worauf der Vater seine kleine Tochter einen Moment fest in seine Arme schloß, sie dann mit einer unendlichen Innigkeit küßte und hierauf sanft von seinen Knieen hinabgleiten ließ.

XVII.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."

Der Abend, an welchem die Soirée bei dem Prinzen Statt fand, war gekommen, und in der Wurstgasse oder dem Reichsapfel zeigte sich die hier seltene Erscheinung eines verschlossenen viersitzigen Wagens. Dieser Luxus war auf Rübing's Veranlassung geschehen, welcher in den letzten Tagen ein kleines Bild verkauft hatte und dem es sehr unpassend, a, vollkommen unanständig erschien, daß sich drei deutsche Künstler im Frack und weißer Halsbinde zu Fuß zu einer Soirée begeben sollten — zu einer Soirée bei einem Prinzen — zu einer Soirée mit Damen. Er hatte sich, wie er auf sein Wort versicherte, noch niemals zu Fuß zu einer Soirée mit Damen begeben, und doch hatte er seinen Willen in Betreff eines geschlossenen viersitzigen Wagens nur einestheils dadurch durchgesetzt, daß er sich großmüthig erbot, die ganze eine Hälfte der Unkosten zu bezahlen, anderentheils, weil es am Vormittage geregnet hatte und auf der Straße sehr kothig aussah.

In dem Zimmer stand Rebenberg vor einem großen Spiegel und gab sich viele Mühe, seinem krausen, blonden

Haare mittelst Kamm und Haarbürste einen Scheitel zu corrigiren, den ihm der Friseur vor einer Stunde gemacht, der aber bei dem Anziehen wieder ein wenig in Unordnung gekommen war. Hinter ihm stand Rafael, den schwarzen Frack auf dem Arme und einen Bericht machend über die Dressur des Pudels, welcher in den letzten Tagen außerordentlich vorgeschritten sein sollte.

„Es ist eigentlich kein Verdienst dabei,“ sagte der kleine Diener mit außerordentlicher Bescheidenheit, „es ist gerade so, als ob das gelehrige Thier Menschenverstand hätte, und ich nehme auch an, er hat Verstand; denn gerade so rede ich mit ihm und sage ihm, was ich will und was er thun soll. Sie sollten nur sehen, Herr Rodenberg, wie gescheit er mich anblickt und wie er dabei aufpaßt.“

„Und was ist die Frucht dieses Aufpassens, ich wollte sagen, wie weit seid Ihr mit einander gekommen?“

„O, so weit, daß, wenn ich ihm irgend etwas, wenn es nur wie ein Buch aussieht, in's Maul gebe und ihm sage: ‚Allons, Figaro!‘ so läuft er in das Haus, wo Herr Schmitz wohnt, und kratzt im obersten Stockwerke an der Thür, die ich ihm bezeichnet.“

„Ah, Du hast ihm eine Thür bezeichuet, Monsieur Rafael?“

„Gewiß, Herr Rodenberg, und ich bilde mir ein, meine Sache recht gemacht zu haben.“

„Doch nicht die Thür zu dem Zimmer unseres kleinen Angelo, oder die, wo dessen würdige Mutter, Madame Schmitz, wohnt?“

Rafael schüttelte lächelnd unter einem so viel sagenden Blicke den Kopf, daß sich Rodenberg, nachdem er seinen

Frack genommen und angezogen, nicht enthalten konnte, dem kleinen Bedienten leicht auf den Kopf zu pätscheln; er hätte sich noch vor wenigen Tagen gescheut, dies zu thun, doch war das Haar Rafael's, seit er am Künstlertage die Rolle des Zwerges gespielt, fast in einer eben so musterhaften Ordnung wie das seines Herrn, roch auch merkwürdiger Weise nach der gleichen Pomade.

Rodenberg stand nun fertig da, und wir glauben dem schönen jungen Manne über sein Aeußeres kein besseres Compliment machen zu können, als wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, er werde in dem feinsten, elegantesten Zirkel auch nicht durch das Geringste auffallen, sondern sich ganz so ausnehmen, als bewege er sich in gar keiner anderen Gesellschaft als in der allerbesten.

Rodenberg schien auch mit sich selbst zufrieden; er zog seinen Frack in die Taille, betrachtete sich, so viel als es ihm möglich war, von der Seite in dem kleinen Spiegel und mußte sich in Gedanken über die kunstvolle Arbeit des Schneiders lobend aussprechen. Freilich hatte dieses Kunstwerk einen guten Theil der Einnahme verschlungen, welche der junge Künstler für sein vortrefflich gelungenes Blatt des Künstlertages erhalten hatte, eine sinnig und schön durchgeführte Arbeit, der das ungetheilte Lob aller derer zu Theil wurde, die sie gesehen. Zwar hatte Rodenberg daran unablässig von Morgens früh bis spät in die Nacht gearbeitet, und das alles für einen neuen Frack; doch tröstete er sich damit, daß er zu sich selber sprach: „Pah, Papier und Bleistift sind wohlfeil, und ich fühle eine Armee in meiner Faust!“

„Soll ich vielleicht Herrn Rüding sagen, daß Sie

fertig sind?“ fragte der kleine Diener nach einer Pause, als er bemerkte, daß sein Herr mehrere Male ungeduldig auf seine Uhr schaute und dann nach der Thür sah.

„Ich fürchte, wenn wir ihn treiben, wird er mit seiner Toilette niemals fertig. — He, Walter, wie weit bist Du? Wir haben nur noch eine Viertelstunde Zeit.“

„Ich kann mich im nächsten Augenblicke sehen lassen,“ hörte man die tiefe Stimme des alten Malers sagen, „und glaube, daß ich eine ganz famose Erscheinung abgeben werde.“

Robenberg dachte an das Costüme des Drachen Griesgram und lachte in sich hinein.

„Nach genauer Prüfung meiner Garderobe,“ fuhr die Stimme Walters fort, „fand ich, daß es mir trotz aller Phantasie und allem Geschmacke nicht gelingen werde, in jener Art zu erscheinen, die man elegant nennt; auch ist die Idee des Aufnähens der Oberrockschöße, um denselben so zu einem Fracke umzuwandeln, schon sehr abgenutzt. Ich habe deßhalb die Rolle eines vollkommen älteren Herrn angenommen, habe meinem an sich schon grau melirten Haare mit etwas Puder nachgeholfen und werde mit einem Stocke gehen, ungefähr so, als sei ich von der Gicht geplagt oder als habe ich mich bei der Maskerade neulich zu sehr angestrengt — so, nach dieser Vorrede kannst Du mich nun anschauen.“

Damit trat er unter die Thür, und Robenberg, welcher ihm erwartungsvoll entgegenblickte, mußte über die Erscheinung lächeln, aber durchaus nicht lachen. Walter hatte wirklich in seiner Erscheinung etwas durchaus Anständiges, fast Würdiges. Er sah aus wie ein alter gedienter Militär in Civil, der es mit seiner Toilette nicht mehr so genau

nimmt, der wohl weiß, daß man ihn und seine Vergangenheit genugsam kennt und ihm den nicht mehr ganz neuen Rock, so wie die breiten, aus einander getretenen Schuhe gern nachsieht. Er war eine jener Erscheinungen, wie man sie in allen Bädern, wo gespielt wird, herumgehen sieht, in gleicher Art gekleidet, am Tische der Roulette und des trente et quarante, gleich energisch und rücksichtslos auftretend, dagegen sehr bescheiden in der Restauration, voll Courtoisie gegen die Damen auf der Promenade, im Allgemeinen aber eben so bekannt als unbekannt; denn seinen eigentlichen Namen weiß Niemand, es ist der Herr General, der Herr Oberst oder der Herr Marquis.

So dachte auch Rodenberg, welcher ihn nach einigem Betrachten mit den Worten anredete: „Ah, Herr General, wie glücklich schätze ich mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!"

„Nun, was meinst Du," sagte Walter mit einem der Lächeln, die bei ihm so selten waren, „werde ich nicht ein gewisses Aufsehen erregen?"

„Das wirst Du in der That, besonders aus der Entfernung, wo man die kaum aus dem Knopfloche hervorlugende rothe Rosenknospe für ein Ordensband halten wird."

„Man könnte mich in der That für einen alten, würdigen General halten, der mit seinem Sohne, das bist Du, einem leichtsinnigen, aber eleganten jungen Menschen, in Gesellschaft geht — komm' also!"

„Wir müssen ja auf Rübing warten; doch ich höre ihn so eben kommen — da ist er schon."

Der sanfte Eduard trat wirklich in's Zimmer mit der Miene eines Siegers, mit der Miene jeder Ueberlegenheit,

mit der Miene, welche deutlich aussprach: ‚Seht mich an und verstummt!‘

Und er sah auch in der That merkwürdig genug aus. Ueber die Bekleidung des unteren Theiles seines Körpers war nicht viel zu sagen gewesen, sie war wie die jedes anderen anständigen Menschen: schwarze Beinkleider, ja, er hatte sich sogar bis zu lackirten Stiefeln verstiegen; auch über die rothe Sammtweste hätte man allenfalls ein Auge zudrücken können, als poetische Licenz eines jungen Künstlers. Aber der Reitfrack des abwesenden Engländers war durch Einnähen an den Seiten zu einem gar zu ungeheuerlichen Machwerke geworden, besonders da es nicht möglich gewesen war, die Taille zu verkürzen, deren untere Knöpfe dem kleinen Rübing deßhalb bis zu jenem Theile gingen, den man in guter Gesellschaft nicht zu nennen pflegt. Eine weiße, viel zu hohe Halsbinde mit wild aus einander stehenden Zipfeln rahmte das blasse, schmachtende Gesicht ein und machte im Verein mit dem Kopfe Rübings nur wohl dadurch eine so ungeheuer komische Wirkung, weil sein langes, blondes Haar zu so compacten und gleichförmigen Locken zusammengearbeitet war, wie man es nur bei den jungen Mädchen zwischen zwölf und vierzehn Jahren zu sehen ertragen kann.

Ein zusammengeklappter Hut, den Rübing irgendwo entlehnt und unter dem Arme trug, so wie neue, leuchtend weiße Handschuhe vollendeten das Ganze.

„Ah, Schockschwerenoth,“ machte Walter, „Du bist schön, Rübing!“

Dieser zuckte verächtlich die Achseln und sagte: „Ich weiß wohl, daß Du immer etwas an mir auszusetzen hast; doch ohne unbescheiden oder eitel zu sein, ich bin mit mir

zufrieden — wer zuletzt lacht, lacht am besten," setzte er mit Würde hinzu; „denke Du nur an unsere Wette."

„So laßt uns denn gehen," sagte Rodenberg, „es schlägt so eben acht Uhr und wir kommen gerade zur rechten Zeit hin."

Prinz Heinrich wohnte nur vorübergehend während einiger Sommermonate in der Stadt und den übrigen Theil des Jahres stand sein großes Haus, in einem hübschen kleinen Parke gelegen, leer. Da der Prinz nicht verheirathet war, so hatte er nur wenige Zimmer zu seiner Wohnung einrichten lassen, und die übrigen schönen Räume des Hauses dienten ihm dazu, die Gemälde und Kunstgegenstände aller Art, die er auf seinen vielen Reisen anschaffte, hier aufzustellen. Es hätte dies eine ganz hübsche Sammlung werden können, wenn der Prinz bei seinen Ankäufen mit einem besseren Geschmacke verfahren wäre und nur allein auf die Kunst Rücksicht genommen hätte; so aber spielte die Protection gewisser Künstler eine Hauptrolle und anderentheils war dieses oder jenes Genre so beliebt, daß oft mehr auf den Gegenstand des Gemäldes als auf den Kunstgegenstand Rücksicht genommen wurde. An leichtgeschürzten Nymphen, unbekleideten Göttinnen und badenden Mädchen war durchaus kein Mangel.

Von den drei Freunden war Rodenberg ganz ruhig in den Wagen gestiegen, weniger an die Soirée selbst denkend, als an ein einziges Wesen, das er doch wenigstens zu sehen hoffen durfte. Walter befand sich in einer höchst gleichgültigen Stimmung; er fürchtete Langeweile und daß das Souper gar zu spät servirt werden möchte. Rüding ließ sich selbstgefällig auf einen Sitz nieder und benutzte die Scheibe des Wagens dazu, das Spiegelbild seines gelockten Kopfes,

wenn auch mit einiger Verzerrung, zu betrachten. Dabei gab er sich ganz das Ansehen, als gehörten große Gesellschaften, besonders bei Prinzen und mit Damen, zu seiner allabendlichen Beschäftigung; ob er tanzen würde, wußte er noch nicht ganz genau, und was das Souper anbelangte, so fürchtete er nur, daß die dicke Generalin, deren Schooßhund er im vergangenen Jahre in einer blühenden Jasminlaube gemalt hatte, ihn bei seinem Erscheinen abfangen und zu Tische schleppen werde.

„Es wäre dies schade," meinte er, „da so viele schönere, jüngere Damen nach mir schmachten werden."

„Jedenfalls hast Du die Vorhand," meinte Walter, „denn sie werden Deine Rolle als Cupido nicht vergessen haben und sich mit Dir auf guten Fuß stellen."

So fuhren sie weiter, ziemlich langsam, denn es war ein alter Wagen mit alten Pferden und einem sehr alten Kutscher.

„Wenn man in den Soiréen, wo ich früher war," sagte der sanfte Eduard nach einer längeren Pause, „Durst verspürte, so ließ man sich von dem Dienstmädchen ein Glas Wasser geben. Das ist wohl überall so?"

„Allerdings, wo es Dienstmädchen gibt; wo aber Bediente herumlaufen mit großen Präsentirtellern voll Thee, Gefrorenem und dergleichen, da wartet man bis Einem etwas präsentirt wird."

„Natürlich," entgegnete Rüding, „und greift nicht gleich zu, sondern wartet, bis man höflich eingeladen wird."

„O nein, in dem Falle greift man zu."

„Ja, ja, man greift zu," flüsterte der sanfte Eduard, doch nicht mehr in dem bestimmten Tone wie früher. In

seiner Stimmung und in seinem Blicke machte sich eine gewisse Beklommenheit bemerkbar, je näher sie ihrem Ziele kamen.

„Man redet doch den Prinzen immer mit Eure Hoheit an?“ fragte er nach einer Weile, sich direct an Rodenberg wendend.

„Man redet einen Prinzen niemals an, sondern wartet, bis er uns anspricht, dann aber sagt man so oft als möglich Eure Hoheit.“

„Natürlich, so oft als möglich, denn er freut sich, seinen Titel zu hören.“

„Ganz gewiß,“ sagte Walter — „doch da sind wir ja schon!“

„A—a—ah, da sind wir!“

Der Wagen rollte nun sanft auf dem weichen Sandboden des Parkes, da das Haus zurückgezogen von der Straße lag.

Rechts und links an dem weit geöffneten Gitterthore standen Schildwachen, Gewehr bei Fuß, und schauten neugierig in den vorbeifahrenden Wagen, der nun am Eingange zur großen Vorhalle hielt, wo sich Bediente in reicher Livrée befanden. Rafael, der mitgenommen worden war, öffnete den Schlag, und zuerst stieg Rodenberg aus mit einer gleichgültigen Miene und dem Benehmen eines Mannes, dem Equipage, Vorhalle und betreßte Dienerschaft nichts Neues sind.

Walter, der nun folgte, war so klug, sich so weit es ihm möglich war, nach dem Vorbilde seines jüngeren Freundes zu richten; doch da er dessen leichte, elastische Tritte nicht nachahmen konnte, so benutzte er jetzt schon den mit-

genommenen Stock und hinkte ein wenig, was eine ganz gute Wirkung hervorbrachte.

Rübing dagegen wartete, bis die Beiden in die Halle eingetreten waren; er hatte beschlossen, den Wagen vor den Augen der gaffenden Dienerschaft mit einer Leichtigkeit und Grazie zu verlassen, die dem jungen, eleganten Manne eigen ist, und hüpfte nun ohne Benutzung des Trittbrettes hinaus. Es wäre dies auch wahrscheinlich ganz gut von Statten gegangen, wenn nicht an der Thür des alten Wagens eine verrätherische Nagelspitze herausgeschaut hätte, welche sich leider in den Taschen des zu langen Frackes verfing und einen so klaffenden Riß hervorbrachte, daß das Unterfutter sichtbar wurde.

„Das fehlte mir noch!" versetzte Rübing, an den verletzten Theil greifend, worauf er Rafael mit einer besorgten Miene fragte, ob der Schade deutlich sichtbar sei. Dieser war so gutmüthig, dies entschieden zu verneinen, worauf Rübing mit klopfendem Herzen in die Vorhalle trat.

Hier wimmelte es schon von Eingeladenen: Damen, Herren vom Civil, Militärs; da wurden Fräcke und Uniformen fester in die Taille gezogen, an der Säbelkoppel gerückt, sich mit den Fingern leicht durch die Haare gefahren, die Handschuhe betrachtet. Es war ein lebendiger Strom, der die Treppe hinaufstieg, ein Strom ohne Ende und Anfang, oben in den Vorzimmern verschwindend und sich immer neu ergänzend aus den heranrollenden Wagen.

Unsere drei Freunde gingen ebenfalls die Treppe hinauf; Rübing war der Letzte, denn er hatte gar zu viel zu thun. Bald betrachtete er seinen verletzten Frackschooß, bald zog er seine rothe Sammtweste herab, daß sie recht sichtbar

sei, bald befühlte er die Spitzen seiner weißen Halsbinde, und dazu hielt er es für seine Schuldigkeit, die steife, der Etiquette gemäße Kopfneigung der Dienerschaft mit den freundlichsten Grüßen nach rechts und links zu erwiedern, wobei er seinen Klapphut schwenkte und sich bemühte, sehr liebenswürdig und herablassend zu sein.

Oben passirte ihm noch ein kleines Unglück, aber es war unbedeutend; er verwickelte sich auf eine unerklärliche Art in eine der Messingstangen des Treppenläufers und stolperte, wobei er mit seinem Kopfe die Beine eines vorausschreitenden Lieutenants berührte und dafür mit einem sehr ernsten Blicke belohnt wurde.

Daß Rübing indessen ängstlich nach Luft schnappte und ihm dabei das Wasser im Munde zusammenlief, dürfen wir nicht verschweigen; er wollte sich des letzteren als ein höflicher Mann entledigen, ehe er in das Zimmer trat, und spuckte zur Seite aus, leider aber auf die glänzend schwarze Sammthose eines dort aufgestellten Lakaien; doch machte er den angerichteten Schaden sogleich wieder gut, indem er auf den Bedienten zueilte, ihn freundlich um Entschuldigung bat und rasch entschlossen mit seinem Frackärmel über die beschmutzte Stelle fuhr.

Der Lakai lächelte eigenthümlich seinem Nebenmanne zu, und als Rübing, dies sehend, sich etwas betroffen umwandte, bemerkte er ein höchst zufriedenes Lächeln der Zustimmung auf den Gesichtern sämmtlicher Lakaien die ganze Treppe hinab. Doch hatte er nicht Zeit, sich viel darum zu kümmern, denn er war beschäftigt, mit einer ängstlichen Hast seine Einladungskarte hervorzuziehen, um sie einem würdig aussehenden Herrn in schwarzseidener Kniehose, schwarzem

Fracke und weißer Halsbinde zu präsentiren, der oben am Eingange des Zimmers stand.

Dieser wies die Karte lächelnd zurück und winkte dem jungen Manne einzutreten. Da aber Rübing das kostbare Document vorher wieder sorgfältig verwahrte, so hätte dies einen kleinen Aufenthalt gegeben, wenn die nachfolgende Menge der Gäste wie eine unaufhaltsame Woge Rübing nicht vorwärts geschoben und ihn fast gewaltsam in das Vorzimmer gedrängt hätte.

Um bei unserem nicht ganz unrichtigen Bilde von der Woge zu bleiben, befand sich der sanfte Eduard hier ungefähr mit dem Gefühle eines Fisches, der sich hülflos auf den Sand geschleudert sieht und ängstlich nach Wasser schnappt.

Da stand er nun, von dem Strome der hastig Nachdrängenden seitwärts geschoben, krampfhaft lächelnd, seinen zusammengeklappten Hut in der Hand und rings um sich schauend nach einem freundlichen Winke, einer rettenden Hand, die ihn mit gutem Rathe zurücklenkte auf die schlüpfrige Bahn, auf der sich zu bewegen er nun einmal gezwungen war; aber er sah wohl Menschen und Augen, mitunter sehr schöne Augen, doch keine freundlichen Blicke; es strahlte an ihm vorüber in allen Farben, in Gold und Silber, in Spitzen und Brillanten; es plauderte und lachte, und doch fühlte er sich hier werthlos, einsam, verlassen — unter Larven die einzig fühlende Brust.

„Da ist er ja," hörte Rübing endlich eine Stimme sagen, und als er sich bemühte, mit den Augen irgend einen Punkt zu erfassen in dem Gewühle derer, die dem anderen Zimmer zuströmten, da entdeckte er Rodenberg, der von

dort lachend zurückkam, ihn unter die Arme faßte und vorwärts zog.

„Wenn wir so langsam vorwärts machen," sagte er, „so kommen wir vor Mitternacht nicht in den Hauptsalon — aber was hast Du denn? Fehlt Dir etwas? Du siehst so blaß aus!"

„Nein," gab der sanfte Eduard mit einem erzwungenen Lächeln zur Antwort, „ich befinde mich kreuzfidel; ich hatte draußen nur ein wenig verweilt, um die Leute an mir vorüberziehen zu lassen; man lernt immer etwas dabei."

„Ja, ja, nun aber komm', dort ist Walter, der schon ungeduldig wird."

„Wird der Prinz schon im nächsten Zimmer sein?" fragte Rübing in recht bescheidenem Tone.

„Ich glaube nicht; erst im zweiten oder dritten."

„So, so, geh' nur voran, ich folge Dir."

Damit traten sie in ein glänzend erleuchtetes Vorzimmer mit einem Ueberflusse an reich möblirten Spiegeln, an Sitzgelegenheiten aller Art, an blühenden Pflanzen und Blumen.

An der Ecke des mit Eleganz ausgestatteten Vorzimmers befand sich nicht weit von der Thür der Adjutant des Prinzen, Major von Werdenberg, in einer glänzenden Dragoner-Uniform, ein ununterbrochenes Lächeln auf dem Gesichte, die freundlichsten Worte auf den Lippen, die Hände vergnügt reibend, die Sporen bei jeder Verbeugung klirrend zusammenschlagend, und das Alles ging in einem gewissen Tempo so außerordentlich passend zu den Worten, die er sprach: „Auf Ehre, gnädige Frau, außerordentlich erfreut, Sie einmal wiederzusehen — Ganz entzückt, mein Fräulein — Seine Hoheit der Prinz wird ganz enchantirt sein — Ah, Herr

Baron — Guten Abend, bester Kammerjunker — vortrefflich gemacht, die neue Uniform — räuberhaft schön — Ah, gnädigste Gräfin, erlauben mir mit tiefstem Respect mein Compliment zu machen — darf ich mir erlauben, Sie zu Seiner Hoheit zu geleiten — Seine Hoheit werden ganz enchantirt sein — Ah, bon soir, Baron, charmé de vous voir, déjà rétabli de la dernière course aux chevaux, je n'ai jamais rien vu de si beau. — Auf Ehre," wandte er sich an einen nachfolgenden Officier, „es war ein superbes Rennen — trichinenhaft — Ah, Herr von Rodenberg — unser vortrefflicher wilder Jäger von neulich. Ich kann Sie versichern, ein fabelhaft unvergleichliches Fest; ich werde es in meinem ganzen Leben nicht vergessen — wahrhaft räuberhaft schön!"

„Darf ich mir erlauben, Herr Major, Ihnen den Herrn Maler Walter und Herrn Maler Rübing vorzustellen?"

„Entzückt, Ihre Bekanntschaft zu erneuern — vortreffliche Rolle gehabt in Ihrem wunderbaren Feste und ausgezeichnet durchgeführt. — Herr Walter machte, wenn ich nicht irre," fuhr Major von Werdenberg, die Hand an die Stirn legend, fort, „den — den — den . . ."

„Den Drachen Griesgram, Herr Oberst-Wachtmeister."

„Ah, richtig, den Drachen Griesgram, vortrefflich gemacht; Seine Hoheit war ganz entzückt."

„Und der Herr Major werden sich gewiß hier des Herrn Malers Rübing noch als Cupido erinnern?"

„Wie könnte man eine so unvergleichliche Leistung vergessen — ganz Cupido — jeder Zoll Liebesgott — die Damen," setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „sollen viel darunter zu leiden gehabt haben!"

Rübing fühlte sich durch dieses Lob geschmeichelt, be-

ruhigt, etwas sicherer gemacht, und er athmete in der nächsten Secunde weniger krampfhaft und weniger tief.

Neben dem Major von Werdenberg stand ein junger Mann in schwarzem Fracke, der sehr vornehm aber auch sehr gelangweilt aussah; er trug das Commandeurkreuz irgend eines Ordens um den Hals, stocherte sich häufig zwischen den Zähnen, wenn gerade keine Dame vorüberging, und starrte, ohne irgend ein Interesse zu verrathen, gerade aus, wenn er nicht hinter der vorgehaltenen Hand gähnte.

„Es ist schade, Baron Schleiden," wandte sich der Major zu jenem Herrn, „daß Sie dem Künstlerfeste nicht beiwohnten. Diese drei Herren, Herr von Rodenberg, Herr Maler Walter und Herr Maler Rübing, als wilder Jäger, Drache Griesgram und Cupido, waren wirklich ausgezeichnet. — Herr Baron von Schleiden," fuhr er mit einer Handbewegung gegen diesen fort: „der Kammerherr Schleiden wird Veranlassuug nehmen, die Herren dem Prinzen später vorzustellen."

Der Kammerherr neigte seinen Kopf ein klein wenig,, aber sehr langsam, und starrte gleich darauf wieder in irgend einen unbekannten Welttheil hinüber.

Rübing hätte die höchst angenehme uud schmeichelhafte Conversation mit dem freundlichen Adjutanten gewiß zu dessen großer Unterhaltung gern noch lange fortgesetzt. Doch ging Rodenberg rasch dem anderen Zimmer zu, worauf der sanfte Eduard durch einen Ellenbogenstoß Walter's ermahnt wurde, ein Gleiches zu thun, was er nach unzähligen Verbeugungen, wobei der Claquehut wieder eine große Rolle spielte, that.

Der Adjutant verbiß gewaltsam sein Lachen, und selbst der gelangweilte Kammerherr lächelte.

„Gehen wir auch dorthin?“ fragte Rübing besorgt, als sie nun an den beiden offenen Flügelthüren zum ersten Salon standen, wo der größte Theil der Gäste nicht mehr durchströmte, sondern rechts und links Posto gefaßt hatte, besonders die älteren Herren und Damen, erstere in schwarzen Fräcken und hier und da mit Ordensbändern im Knopfloche. Auch gediente Militärs aller Grade waren hier und glänzende elegante Lieutenants von unvergleichlicher Tournure, sporenklirrend, säbelrasselnd, mit jungen und alten, stark decolletirten Damen lachend und plaudernd, tänzelten vorwärts dem großen Saale zu, an dessen Thür Seine Hoheit selbst stand, mit eben so freundlicher und liebenswürdiger Miene, als die des Adjutanten draußen, und mit eben so charmanten, anerkennenswerthen Worten seine Gäste empfangend.

Unter unzähligen Begrüßungen nach rechts und links, die sich allenfalls für einen König geschickt hätten, wenn er durch seine sich tief verbeugenden Gäste geschritten wäre, gelangte der gute Rübing, dem etwas schwindelig zu Muthe war, auch in diesen Vorsaal, aber nur bis in die Mitte desselben; dort entdeckte sein ängstlich spähender Blick eine Lücke zwischen einem dicken Infanterie-Major und einem hageren Regierungsrathe, eine Lücke, gegen die er sich mit der unwiderstehlichsten Gewalt der Verzweiflung warf und glücklich durch dieselbe hindurch in den Hintergrund drang, wo er mit einem unaussprechlichen Gefühle für den Augenblick Ruhe und Frieden fand, nichts mehr von dem nervenaufregenden Lichterglanze sah und vor sich nur die Rückseite sanfter schwarzer Fräcke hatte.

Auch Walter wäre, ehrlich gesagt, gern dem Beispiele seines Collegen gefolgt, doch war sein Auftreten zu würdevoll, um so gänzlich aus der Rolle zu fallen; innerlich aber fluchte er in Einem fort und nicht in den zartesten Ausdrücken auf Rodenberg, der nie genug haben konnte und immer in erster Reihe stehen mußte.

Dieser schritt auch in der That so unbefangen vorwärts, daß es eine Freude war, ihm zuzuschauen; auch wechselte er hier und da einen Händedruck und ein freundliches Wort, jetzt dicht vor der Thür des großen Saales mit einem besonderen Freunde, dem Rittmeister von Strachwitz, der ihn lachend unter den Arm nahm und so mit ihm in den großen Saal vor den Prinzen hintrat.

„Ah, unser wilder Jäger," sagte Seine Hoheit außerordentlich herablassend, wobei er dem jungen Manne sogar mit einer gewissen Cordialität seine linke Hand darreichte — „ich freue mich sehr, Sie zu sehen! Haben Sie dem Künstlerfeste beigewohnt, Baron Strachwitz? Sie müssen zugeben, daß er der Glanzpunkt dieses unvergeßlichen Festes war, einer der gelungensten wilden Jäger, wie sie nur eine glückliche Phantasie erdenken konnte, und dabei von einem immensen Glücke. Ja, ja, mein lieber Rodenberg," fuhr er mit schalkhaftem Lächeln und aufgehobenem Zeigefinger fort, „ich will Ihrem Verdienste und Ihren persönlichen Vorzügen durchaus nicht zu nahe treten, aber Glück gehört doch dazu, mein lieber Freund, Glück, sehr viel Glück! Er hat sie entdeckt, unsere schöne Unbekannte," flüsterte er hinter der vorgehaltenen Hand dem Rittmeister halblaut zu — „entdeckt — eingeführt — nein, entdeckt ist das richtige Wort; denn als wir diese wunderbare Blume gesehen, zögerten

wir nicht, uns derselben mit ächtem Rittersinn anzunehmen."

„In diesem Punkte sind Eure Hoheit zu bekannt und gelten als leuchtendes Vorbild!" sagte der Rittmeister von Strachwitz mit tiefer Verbeugung.

„Ach, mein lieber Baron," seufzte der Prinz, „Sie sind zu gütig, von diesen Dingen noch immer in der Gegenwart zu reden; es müßte heißen: galt, denn es war die vergangene Zeit!" Er sagte dies mit einer außerordentlichen Coquetterie und indem er den Oberkörper sehr lebhaft, fast energisch auf seinen Hüften hin und her bewegte. „Ach ja, vergangene Zeit!"

Rodenberg hätte sich gern zurückgezogen, das heißt, er wäre gern in den Saal weiter vorgeschritten, um Anderen Platz zu machen, die nach einem Worte mit Seiner Hoheit schmachteten; doch so oft er zu einer tiefen Verbeugung ansetzte, um rückwärts davon zu gehen, faßte ihn der Prinz am Handgelenke und hielt ihn fest, wobei derselbe nicht nur in Einem fort weiter plauderte, sondern auch noch Zeit genug hatte, die an ihm vorüberschreitenden Gäste auf seine Art zu empfangen, indem er den Titel oder Namen mit oder ohne freundliche Handbewegung in seine Conversation einflocht.

„Beneidenswerther junger Mann, dieser Rodenberg — habe ich Recht, Strachwitz? — Ah, guten Abend Baron — Künstler zu sein, also ein freier Mann — Enchanté de vous voir Madame la comtesse — und ein so junger Mann — jung wie wir beide, Baron — Herr Oberst, ich freue mich, Sie bei mir zu sehen —, ja, jünger als wir beide, leider Gottes — Guten Abend, Gräfin, wenn Sie spielen wollen,

bitte ich, auf mich zu reflectiren. — Ich hoffe, sie vergißt mich," flüsterte er dem jungen Künstler zu, nachdem er der abgehenden Gräfin eine tiefe Verbeugung gemacht. „Und was macht die schöne Unbekannte?" wandte er sich specieller an Rodenberg, wobei er einen Schritt zurücktrat und dadurch den Rittmeister von Strachwitz frei ließ, der sich auch alsbald unter die Gäste mischte.

„Leider weiß ich Euer Hoheit darüber gar nichts zu sagen; ich sah die allerdings für mich gänzlich Unbekannte seit jenem Tage nicht mehr."

„Mais comment? Sie haben sie in der That nicht wieder gesehen, seit Sie sie an den Wagen begleitet?"

„Leider nein; überhaupt war mein Zusammentreffen mit ihr nur ein rein zufälliges, nur ein Glück, wie Eure Hoheit vorhin ganz richtig bemerkten, das auch jeden Anderen hätte treffen können; sie fand mich und ersuchte mich, sie zu dem Lager zu begleiten, was ich allerdings mit großem Vergnügen gethan."

„Also nicht wieder gesehen!" meinte der Prinz, und sein Lächeln bei dieser Frage war kein unfreundliches.

„Leider nein!"

„So sollen Sie sie heute Abend sehen," flüsterte Seine Hoheit dem jungen Manne zu, hier bei mir sehen." — Er rieb sich vergnügt die Hände und fuhr alsdann fort: „Ich freue mich wie ein Kind darauf. Unsere schöne Unbekannte ist keine Unbekannte mehr, sobald man ihren Namen weiß, eine große, berühmte Künstlerin; unsere Damen hier werden Augen machen — Augen, und nachher werden sie entzückt sein, dessen bin ich sicher." — Er schaute auf die große Uhr und fuhr dann, als er die noch frühe Zeit bemerkte, gleich-

müthig fort: „Sie kamen vorhin mit einem älteren Freunde, wo ist er geblieben? ich sah ihn noch nicht eintreten."

Walter hatte sich unter der Eingangsthür gehalten und dort mit einem bekannten Infanterie-Officier geplaudert. Rodenberg sah ihn wohl und winkte ihm jetzt, näher zu treten.

Walter folgte auch augenblicklich diesem Winke und wurde dem Prinzen als Drache Griesgram vorgestellt, der sich etwas den Fuß verletzt und sich deßhalb erlaubt, mit seinem Stocke hieher zu kommen.

Seine Hoheit war auch gegen ihn außerordentlich gnädig und erinnerte sich mit Vergnügen seiner Leistungen bei dem Künstlerfeste.

„Ah, meine liebe Freundin," sprach jetzt der Prinz mit einem sehr lebhaften Tone, indem er auf eine hohe und etwas starke ältere Dame zuging, die jetzt in Begleitung ihres dem Aeußern nach noch viel unbedeutenderen Mannes hereingerauscht kam, und streckte ihr seine beiden Hände entgegen. „Ich bin in der That entzückt, daß Sie Ihre deliciöse Villa verließen, um mich durch Ihren Besuch heute Abend zu beglücken! Darf ich mir erlauben, meine theure Gräfin, Sie an den Theetisch zu führen?" Er bot ihr seinen Arm an, worauf sie geschmeichelt lächelte und den ihrigen einlegte.

„Prinz, Sie sind ein Schalk," sagte sie im Weiterschreiten mit einer außerordentlichen Vertraulichkeit, „gewiß, ein Schalk, den ich durch und durch zu kennen das Glück habe, und weil ich Sie kenne, kam ich. Es ist ein Opfer, an einem solch' schönen Abende die herrliche Natur zu verlassen und sich in einen heißen Salon einzuschließen; aber ich bin da, wie Sie sehen."

„Und ich küsse Ihnen dafür die Hand."

„Aber ich kam nicht aus Freundschaft für Sie, Prinz, bilden Sie sich das ja nicht ein, ich kam nur aus Neugierde, um zu sehen, was es hier gäbe."

„Wie so, theure Gräfin, aus Neugierde?" — Er fragte dies anscheinend mit dem größten Erstaunen.

„Eure Hoheit befahlen uns zu einer so ganz ungewöhnlichen Jahreszeit zu einer Soirée — das muß einen Grund haben, und den zu erfahren, darf ich doch wohl neugierig sein."

„Sie sind eine entsetzliche Frau," erwiederte der Prinz mit gut gespieltem Schrecken; „ich hätte daran denken sollen, daß man vor Ihnen keine zweifelhaften Schachzüge machen darf."

„Und mich nicht einladen, dazu hätte ich Ihnen selber gerathen."

„So ist es also unmöglich, etwas vor Ihnen zu verheimlichen?"

„Unmöglich!"

„Armer Blendheim!"

Blendheim war der Name des kleinen, unbedeutenden Gatten dieser majestätischen Frau, welche nun rasch ihren Fächer ausbreitete, um hinter demselben dem Prinzen mit einem nicht zu beschreibenden lebhaften Ausdrucke ihrer Augen zuzuflüstern: „Wollen Sie denn niemals verständig werden?"

„Leider habe ich so wenig Anlage dazu."

„So seien Sie wenigstens ehrlich und lassen Sie mich wissen, was diese Soirée bedeutet."

„Haben Sie die Sängerin Signora Bizcarro gehört?"

„Von ihr gehört allerdings, aber sie selbst noch nicht.“

„Eine wunderbare Künstlerin, jung wie ein Mädchen aus der Pension, schön wie ein Engel, vornehm wie eine Prinzessin!“

„A—a—ah,“ sagte die Gräfin lachend, „ich fange an, zu verstehen!“

„Nein, nein, Eveline, so nicht, davon kann keine Rede sein! Dieses Mal bin ich ganz Kunstenthusiast und betrachte dieses wunderbare Geschöpf, wie man überhaupt ein Wunderwerk betrachtet. Sie wurde mir dringend empfohlen, wissen Sie, von oben herunter, doch machte ich mir nicht viel daraus, bis ich sie selbst kennen lernte, aber dann — war ich ganz hingerissen — er küßte begeistert die zusammengelegten Fingerspitzen seiner Hand —, ja, hingerissen wie nie!“

„Sie sind unverbesserlich wie — wie — nun, wie ein Prinz!“

„Und nachdem ich so offenherzig war,“ fragte er in schmeichelndem Tone, „sind Sie mir böse, daß ich Sie hergebeten?“

„Ganz und gar nicht, das kann recht pikant werden. Und wird Ihr Mädchen aus der Fremde, Ihr Engel, Ihre Prinzessin uns etwas singen?“

„Wenn Sie sie darum ersuchen, gewiß, theure Gräfin!“

„Ich — wie käme ich dazu?“

„Ich darf mir doch erlauben,“ sagte er mit einem fast demüthigen Tone, „Ihnen meine kleine Protegée vorzustellen, eine in jeder Beziehung höchst anständige junge Dame, die Tochter einer bekannten altadeligen spanischen Familie, eine Marquise de Monterey?“ sagte er in flüsterndem Tone.

Seien Sie ganz ruhig, Sie wissen, im Punkte des Bekanntmachens bin ich meinen Freunden gegenüber von einer rühmenswerthen Gewissenhaftigkeit — was nämlich Damen anbelangt," setzte er in leichterem Tone hinzu — „nicht wahr, ich darf Ihnen die Kleine vorstellen?"

„Nun, wir wollen sehen, wie sie auftritt."

„Ah, dann bin ich meiner Sache mehr als gewiß!"

„Man ist für die Jahreszeit heute enorm zahlreich bei Ihnen," sagte die Gräfin, nun an dem großen Theetische stehend, um den auf einem breiten Divan schon einige der vornehmen Damen saßen, die sich aber in diesem Augenblicke alle ehrfurchtsvoll grüßend erhoben hatten — „sehr zahlreich; doch bemerke ich eine Menge ganz fremder Gesichter."

„Aber mitunter hübsche, interessante Köpfe," erwiederte der Prinz; „es sind meine jungen Künstler von hier, die neulich das prachtvolle Fest arrangirten — schade, daß Sie nicht dabei waren! Darf ich Ihnen später einige derselben vorstellen?"

„Sie haben heute die Wuth des Vorstellens."

„Darf ich?" fragte er mit einem bittenden Blicke.

„Nun, meinetwegen!"

Nachdem der Prinz mit der Gräfin fortgegangen war, sagte Walter, indem er sich in die Brust warf und seinen weichen Hut etwas verwegen schwang: „Ich habe mir diese großen Gesellschaften doch viel unangenehmer, viel peinlicher gedacht; ich fühle es gar nicht so schwer, mich hier zu bewegen — man muß nur natürlich sein, gehen, wie man zu gehen gewohnt ist, und plaudern, wie Einem der Schnabel gewachsen."

„Ja, aber auch diese Natürlichkeit muß ihre Gränzen

haben," versetzte Rodenberg und fragte dann, in das Vorzimmer blickend: „Aber wo ist Rübing geblieben? Laß uns den sanften Eduard nicht aus den Augen verlieren, ich fürchte, er findet sich schwerer als Du."

„Ja, weil der Kerl nie natürlich ist, nie einen gescheiten Rath annimmt, immer groß thut, wenn auch gar nichts dahinter steckt. Dort sehe ich ihn, wenigstens eine seiner blonden Locken; ich will ihn heranschleppen." — Und damit machte sich Walter ziemlich ungenirt Bahn durch die im Vorzimmer stehenden Herren, faßte Rübing am Handgelenke und zog ihn trotz dessen Widerstrebens mit in den großen Saal.

„Ich weiß nicht, was Du von mir willst," sagte Rübing in verdrießlichem Tone; „reißest mich da aus einer höchst angenehmen Conversation hinweg. Man geht nicht in Soiréen, um sich zu verkriechen oder stumm die Wände zu tapeziren, sondern man sucht mit geistreichen Leuten bekannt zu werden — was willst Du denn eigentlich?"

„Rodenberg will Dich dem Prinzen vorstellen, der schon mehrere Male angelegentlich nach Dir gefragt hat."

„So, er hat nach mir gefragt?" erwiederte der sanfte Eduard, wobei auf seinem blassen Gesichte ein stilles Lächeln blitzte.

„Natürlich hat er nach Dir gefragt; er gibt ja diese Soirée einzig und allein uns Künstlern zum Dank für unser Fest, bei dem Du eine so hervorragende Rolle gespielt. Ich versichere Dich, er ist ganz begierig darauf, den kleinen, schalkhaften Liebesgott wiederzusehen — sei nur nicht gar zu blöde!"

„Ich bin niemals blöde!" erwiederte Rübing mit einiger Entrüstung.

Es war gerade ein günstiger Moment für die beabsich-

tigte Vorstellung, denn der Prinz kam soeben, sich lächelnd die Hände reibend, von dem Theetische zurück, wohin er die Gräfin begleitet. „Wer ist das?“ fragte er Rodenberg, als er die kleine, auffallende Gestalt mit dem blonden Lockenkopfe erblickte.

„Einer meiner Bekannten, der Maler Rübing; er machte bei unserem Feste den Liebesgott.“

Der sanfte Eduard, welcher sah und hörte, daß von ihm die Rede war, hielt es für seine Pflicht, schon aus der Entfernung einen tiefen Bückling um den anderen zu machen.

„Schade, daß er nicht in Tricots gekommen ist,“ sagte der Prinz zu Rodenberg, „er hätte seine Rolle hier trefflich fortspielen können.“ — Dann trat er auf Rübing zu und freute sich sehr, den Mann in seinem Salon zu sehen, der so viel zum schönen Gelingen des Künstlerfestes beigetragen.

Rübing schnappte ein paar Mal wie nach Luft, dann sagte er: „Euer Hoheit — ja, Euer Hoheit — dieses Fest, Euer Hoheit — hat, wie Euer Hoheit bemerkten, glücklicher Weise die huldvolle Aufmerksamkeit Euer Hoheit auf sich gezogen — Euer Hoheit werden gewiß ....“

Der Prinz nickte sehr herablassend mit dem Kopfe und wandte sich dann um, indem er jetzt mit einer etwas ernsteren Miene auf die große Uhr über dem Kamine blickte.

„Euer Hoheit werden gewiß — ja, gewiß werden Euer Hoheit,“ fuhr Rübing fort, die Luft anzureden — er war wie ein rollendes Rad, das gewaltsam festgehalten werden mußte, und dies besorgte Walter, indem er ihn am Arme schüttelte und ihm zuflüsterte:

„Es ist genug — Du hast dich ganz vortrefflich aus der Affaire gezogen.“

„Euer Hoheit meinen?“

„Ja wohl, Seine Hoheit meinen und meine Hoheit meint auch, und nun wollen wir mit Deiner Hoheit Erlaubniß jenen betreßten Lakaien dort anhalten, der mit seinem Theebrette und seinem einladenden Backwerke Miene macht, an uns vorüber zu schreiten — komm', mein Sohn, Du sollst belohnt werden.“

„Ich glaube nicht, daß ich mich blamirt habe?“

„Nicht gerade, und wenn Du so fortmachst, so werden sich die Damen um die Gunst reißen, mit Dir bekannt gemacht zu werden. So, jetzt nimm Deine Tasse Thee — Du brauchst aber dabei nicht den Löffel auf den Boden zu werfen — da hast Du auch Zucker und etwas Backwerk — ja, lieber Junge, bei dieser Gelegenheit könnte man sechs Hände gebrauchen — so, nun komm' dort in die Ecke, damit wir dort unsern Raub verzehren.“

„Vortrefflicher Thee,“ sagte Rübing, „aber schmeckt fast wie Punsch.“

„Ich habe der Rumflasche, welche dabei stand, vielleicht ein wenig zu stark zugesprochen, aber es macht eine gute Wirkung, erwärmt das Eingeweide und hebt den Muth.“

„Kommen Sie,“ hatte während dessen der Prinz zu Rodenberg gesagt, „ich will Sie rasch einer Dame vorstellen, welche nicht nur hier in der Gesellschaft von außerordentlichem Gewichte, sondern selbst bei den allerhöchsten Personen des Hofes von gutem Einflusse ist, dabei eine liebenswürdige Frau, welche es gern hat, wenn junge, hübsche Leute ihr ein wenig den Hof machen — nun, Sie werden mich verstehen, man muß immer vorwärts streben, junger Mann, und es

gibt kein wahreres Sprüchwort als das: Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied."

Damit hatte der Prinz, Rodenberg zur Seite, den Saal rasch durchschritten, und ersterer sagte zu der majestätischen Gräfin: „Erlauben Sie mir, Ihnen einen vortrefflichen Künstler und charmanten jungen Mann vorzustellen, Herrn Rodenberg!" Dann setzte er schalkhaft lächelnd hinzu: „Nehmen Sie sich vor der Gräfin Blendheim in Acht, vor ihren Kenntnissen, wollte ich sagen; ihr Wissen, auch auf dem Gebiete der Kunst ist eben so umfassend als gediegen."

Während er so sprach, hatte er ein paar Mal rasche Blicke auf den Eingang des Saales geworfen, und als er von dort seinen Adjutanten Werdenberg etwas eilig auf sich zukommen sah, verabschiedete er sich und verschwand mit seinem Adjutanten im Vorzimmer.

Bei der raschen Aufeinanderfolge der eben beschriebenen kleinen Ereignisse dieser Soirée haben wir noch nicht Zeit gefunden, uns nach anderen Bekannten umzuschauen, wie es doch unsere Pflicht gewesen wäre, und müssen uns nun beeilen, das Versäumte nachzuholen.

Roderich war mit Lytton hieher gefahren, und zwar, um vor den Leuten den Anstand zu bewahren und nicht wieder zu einem Gerede Veranlassung zu geben, dicht hinter dem Wagen, in dem seine Frau mit ihrem Begleiter saß, so daß alle Vier zu gleicher Zeit das Gesellschaftszimmer betraten.

Nach verschiedenen Begrüßungen mit anderen Familien aus der Stadt, sowie mit Freunden und Kunstgenossen Roderich's nahm Frau Hildegard den ersten Augenblick wahr, um nach allen Regeln der Höflichkeit, aber mit einer eisigen

Kälte ihren Vetter, den Freiherrn Schenk von Schenkenberg, mit ihrem Manne bekannt zu machen.

Der Kammerjunker befand sich in einer untadelhaften Toilette, von den lackirten Stiefeln an bis zur blendend weißen Halsbinde, über welcher ein Gesicht mit einer außerordentlich wichtigen Miene erschien. Ja, diese Miene war von einer solchen Wichtigkeit, daß jeder, der sie anschaute, auf den Gedanken kommen mußte, der Freiherr Schenk von Schenkenberg werde ihn in dem nächsten Augenblicke auf die Seite nehmen, um ihm irgend ein ungeheures Ereigniß mitzutheilen, oder er werde, sobald er den Mund öffne, eine politische Neuigkeit von unermeßlicher Tragweite verkünden. Von allem dem aber geschah gar nichts, und der Kammerjunker war trotz seiner imposanten Miene ein gewöhnlicher Mensch, wie viele andere gewöhnliche Menschen, der nur die außerordentliche Klugheit hatte, sich durch häufiges Schweigen auszuzeichnen, und sich so das Ansehen gab, als denke er über das eben verhandelte Gesprächsthema nach. Dabei hatte er ein vollkommen glatt rasirtes, nicht gerade unschönes Gesicht, dem aber leider die allzu große Entfernung der Nasenspitze vom Munde etwas Nichtssagendes, ja, Albernes gab.

„Es hat mir sehr leid gethan,“ sagte Roderich, „nicht zu Hause gewesen zu sein, als Sie mir die Ehre Ihres Besuches zugedacht; doch bin ich in der Regel Vormittags auf meinem Atelier und würde mich recht freuen, Sie dort einmal bei mir zu sehen.“

Der Kammerjunker blickte ihn hierauf mit einer Miene an, als nehme er Veranlassung, in diesem Augenblicke sich sehr gediegen über Ateliers im Allgemeinen auszulassen; doch begnügte er sich, nach einer sehr langen Pause zu sagen:

„Ebenfalls aufrichtig bedauert und wünsche in der That, Zeit zu finden, ein so berühmtes Atelier zu besuchen — wünsche es in der That.“ — Darauf wandte er das Gesicht gegen Frau Hildegard und sagte zu ihr: „Schöne Räume hier — brillant, fast so schön wie bei uns in der Residenz — auch ist viel gute Gesellschaft da, wie mir scheint.“

Frau Hildegard zuckte die Achseln und erwiederte: „Für gewöhnlich hält es sehr schwer, Zutritt zu den Gesellschaften Seiner Hoheit zu erhalten, heute aber sehe ich eine Menge, wenn auch nicht unbekannter, doch nicht hieher gehörender Gesichter. Seine Hoheit haben sich neulich bei dem Künstlerfeste amusirt und nun zur Revanche die Künstler, bis ziemlich tief hinab, eingeladen. Haben unbedeutendere Künstler auch bei Euch in den recherchirten Häusern Zutritt?“

„Es gibt einige aus der Gesellschaft, die eine Art Liberalität darin suchen, auch dergleichen einzuladen und wie ihres Gleichen zu behandeln; aber man kennt sie und geht auch mit dem Gedanken hin, dort ein sehr gemischtes Publikum zu finden. In andern Häusern von echtem, gutem Tone, wo man zuweilen nicht umhin kann, zum Amusement der Gesellschaft Künstler und Künstlerinnen einzuladen, versteht man es dagegen, die gehörige Unterscheidung zu machen, und dort ist man nicht dem ausgesetzt, mit einem primo tenore oder einem basso assoluto im gleichen Zimmer soupiren zu müssen. Ich kann mich nun einmal nicht so weit herablassen, um es begreiflich zu finden, wie man sich in so intimem Umgange mit diesen Leuten wohl fühlen kann — nun ja, sie machen vielleicht hübsche Sachen, dafür bezahlen wir sie, ohne nöthig zu haben, sie deßhalb in unsere Intimität zu ziehen. Am Ende könnte man noch verlangen, ich soll meinem Schneider

und meinem Schuster ebenfalls eine Einladung zuschicken — auch Künstler in ihrem Fache."

„Diese Worte hätten mich vor Jahren verletzt," entgegnete Frau Hildegard, „heute thun sie mir wohl — o, ich fühle, wie sehr Du Recht hast — vergeblicher Wahn, diese Leute zu uns heraufziehen zu können; wollen wir mit ihnen leben, so müssen wir zu ihrer Sphäre hinabsteigen!"

„Pfui, ich hasse alles Hinabsteigen! Kannst Du mich später mit einigen distinguirten Familien bekannt machen oder soll ich mich an den Adjutanten Seiner Hoheit wenden?"

„Das ist unnöthig, ich habe viele Bekannte hier und Du brauchst mir nur Deine Wünsche zu sagen."

„Wer ist jene große und immer noch schöne Frau, sie saß vorhin an dem Theetische und macht nun einen freundlichen Cercle? Ein recht vornehmes Aeußeres, ich meine, ich hätte sie schon bei uns gesehen."

„Es ist die Gräfin Blendheim, die Frau des Regierungs-Präsidenten, einstens — die genaue Freundin Seiner Hoheit."

„Ah, ich begreife das — ein sehr distinguirtes Aeußeres. Du kannst mich nachher mit ihr bekannt machen."

„Mit Vergnügen."

„Und wer ist der junge Mann, der neben ihr steht? Sie lacht in Einem fort mit ihm und stellt ihn all' den jungen Damen vor — vielleicht ihr Sohn oder Verwandter ihres Hauses?"

„O nein, sehr im Gegentheil, es ist dies Herr Rodenberg, ein kleiner, unbedeutender Maler."

„Nun seh' einmal an, Cousine," sagte der Kammerjunker im Tone der Entrüstung, indem er seine Hände mit dem Ausdrucke des Erstaunens zusammengelegt an seinen Leib drückte

— „soll man sich über so etwas nicht ärgern — sieht das nicht aus wie aus einem guten Hause und ist doch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, und mit welcher Freiheit das lacht und plaudert und sich vor die Damen hinstellt — laß es nur sein mit der Präsentation bei der Gräfin Blendheim, es kann doch keine feine Frau sein — o, die Provinz, die Provinz, hier verflachen doch so leicht die recherchirtesten Tournuren!"

Olfers hatte sich mit Lytton zurückgezogen und letzterer sagte: „Dieser Kammerjunker hat ein höchst naseweises und dabei dummes Gesicht. Hast Du wohl bemerkt, wie er Dich von oben herunter mit halbgeschlossenen Augen betrachtete? So ein Kerl, der doch auf unseres Herrgotts weiter Welt nichts ist, als daß vielleicht sein Urahn auf irgend einer Landstraße tüchtig drein geschlagen und geplündert hat, oder daß auch vielleicht sein Urgroßvater ein braver Mann gewesen ist. Und was sich dieses Volk heute noch auf seinen erbärmlichen Adel einbildet! Doch ist es begreiflich, der junge Herr Baron hört sich schon in der Wiege so nennen und lernt ja als Bube, daß alles Andere Nebensache ist. Da lob' ich mir doch wieder einmal unsere englische Institution, wo der Sohn des Herzogs von so und so, der einfache Mister, gar nichts ist und sich ohne alle Titel, ohne einen besonders bevorzugten Stand Jahre lang herumtummeln muß und das Leben unter dem rechten Gesichtspunkte ansehen lernt, ehe er sich unter der Grafenkrone zur Ruhe setzt."

Roderich hatte, offenbar zerstreut, nur mit halbem Ohre zugehört und antwortete jetzt: „O, ich kenne sie, Deine Ausfälle gegen unsern Adel, wenn Du ihn mit dem Eurigen vergleichst; doch bist Du Partei und parteiisch — dann werde

ich wohl auch noch einmal das Glück haben, Dich als Lord so und so anzureden?"

„Schwerlich," lachte der Andere; „meine älteren Brüder sind von einer vortrefflichen Constitution, und wenn dem trotzdem wirklich so wäre, so mußt Du doch gestehen, daß ich lange Zeit als ein Vollblutbürgerlicher gelebt."

„Und als vortrefflicher Kamerad," sagte Roderich, indem er ihm die Hand reichte. „Doch von etwas Anderem, das mich beschäftigt. Erinnerst Du Dich genau der Worte, die der Prinz zu uns sprach, als wir in den Saal traten?"

„Ich glaube, ja; er sagte, er sei sehr erfreut, Dich zu sehen, und glaube, sich für das schöne Künstlerfest in jeder Beziehung revanchiren zu können."

„Ja, ja, in jeder Beziehung revanchiren zu können — so sprach er. Ich wollte nur wissen, ob ich ihn recht verstanden. Was hat er wohl mit dem Ausdrucke ‚in jeder Beziehung' gemeint?"

„Glaubst Du denn, ein hoher Herr nehme sich die Mühe, jedem seiner Worte einen tieferen Sinn unterzulegen?"

„Nein, das glaube ich nicht; aber im vorliegenden Falle sagte das der Prinz nicht ohne Absicht."

„Wenn Du Recht hättest," sprach Lytton hastig und mit Einem Male die Idee seines Freundes erfassend, „wenn er die schöne wilde Jägerin eingeladen hätte!"

„Conchitta?"

„Ja, und wenn sie die Einladung angenommen hätte — o, sie scheint sich zu emancipiren!"

„Ich sehe immer noch die Augen des Prinzen vor Entzücken leuchten, als er mit ihr sprach."

„Seine Hoheit sind ein Kenner und wissen auch schöne

Blüthen im Verborgenen aufzufinden — ich glaube wahrhaftig, Du hast Recht!"

„Ob ich Recht habe, schau dorthin!"

„Die letzteren Worte hatte er lauter ausgesprochen, als man gewöhnlich in einem Saale zu sprechen pflegt, ja, so laut, daß sie deutlich an das Ohr Hildegard's schlugen, welche triumphirend lächelte, als sie bemerkte, wie er seinen Freund ungeduldig bei Seite schob und, einen Schritt vortretend, nach dem Eingange des Saales starrte.

XVIII.

„Auf Flügeln des Gesangs."

Am Eingange des Saales erschien Prinz Heinrich an der Seite zweier jungen Damen, so angelegentlich mit ihnen plaudernd und lachend, so voll Courtoisie in jeder Bewegung und dabei so leuchtende Blicke um sich her werfend, welche zu sagen schienen: „Ja, schaut nur Alle hieher, ich zeige Euch etwas außergewöhnlich Reizendes!" daß dies alles gewiß die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlte und es kein Auge in dem großen, weiten Saale gab, das sich nicht mit Erstaunen oder Vergnügen gegen die Kommenden richtete.

Ja, es waren zwei junge Damen, auffallend schön und dabei von einer Aehnlichkeit, daß es keinem Zweifel unterliegen konnte man habe Schwestern vor sich — nur um einen Gedanken war die eine größer und schlanker, als die andere. Und wie sie dahinschritten, mit einer Leichtigkeit, mit einer Grazie in allen Bewegungen, so gänzlich ungenirt, obgleich Hunderte von Augen sich prüfend gegen sie wandten!

„Conchitta!" sagte Roderich — „und wer ist denn die Andere?"

„Nun, ohne Zweifel unsere wilde Jägerin — das Räthsel ist gelöst.“

„Ja, es ist gelöst,“ flüsterte Roderich mit einem leuchtenden Blicke seinem Freunde zu.

Selbst der Kammerjunker war von der eben so lieblichen als vornehmen Erscheinung der beiden Schwestern entzückt und eben im Begriffe, sich über sie bei seiner Cousine zu erkundigen, als er an deren fest zusammengekniffenen Lippen so wie an dem eigenthümlichen, stechenden Glanze der Augen mit dem sie auf die Ankommenden blickte, deutlich sah, daß es mit diesen beiden jungen Damen eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse, weßhalb er sich begnügte, zu sagen: „In der That, nicht übel!“

„Nicht übel? Sage lieber: auffallend schön — entsetzlich schön — verführerisch schön! Wer begreift solche Naturspiele? Diese blendende Außenseite ...“

„A—a—a—ah, so!“

„Künstlerinnen!“ sagte Frau Hildegard mit einer Langsamkeit, welche deutlich bewies, wie schwer es ihr wurde, dieses Wort auszusprechen — „die eine nennt sich eine Malerin — welche edle Kunst die andere betreibt, weiß ich nicht — möglich, daß sie auf dem Seile glänzt oder auf dem Pferde!“

„Mir scheint,“ erwiederte der Kammerjunker, „daß ich hier in eine ganz besondere Gesellschaft gerathen bin — werden wir lange bleiben?“

„Nein, nein, ich gewiß nicht — Du amusirst dich vielleicht später noch ganz außerordentlich! —“

Es war ein förmlicher Triumphzug, den der Prinz mit den beiden jungen Damen durch den Saal machte; ihm

hatten sich der Kammerherr Baron Schleiden so wie ein paar jüngere Officiere angeschlossen. Diesen folgte der Major von Werdenberg, welcher sich angelegentlich mit dem älteren Begleiter Juanita's, den wir neulich kennen gelernt, unterhielt.

Don Jose, mit seiner Gravität und Würde, hatte vollkommen das Ansehen eines sehr vornehmen Herrn, wozu auch wohl der Stern des Alcantara-Ordens beitrug, der ihm von der Brust leuchtete.

Der Prinz brachte seine neuen Gäste direct zur Gräfin Blendheim, und alle Welt war gespannt, zu sehen, wie diese als sehr vornehm bekannte Dame dieselben aufnehmen würde; doch nahm sie die Vorstellung mit einer so außerordentlichen Güte, ja, mit einer Herzlichkeit entgegen, welche manche scrupulöse alte Dame und manche für ihren Ruf sehr besorgte adelige junge Frau offenbar beruhigte. Denn mochten die Fremden sein, wer sie wollten, der Prinz hatte sie ja Höchstselbst vorgestellt und Gräfin Blendheim hatte ihnen nicht nur die Hand gereicht, sondern hatte sie auch zur Rechten und zur Linken neben sich Platz nehmen lassen.

Es wäre uns unmöglich, die gränzenlose Ueberraschung und das Erstaunen Rodenberg's zu schildern, der sich noch immer in dem Kreise befand, den die Gräfin um sich gebildet, und welcher den beiden jungen Damen mit einem Blicke außerordentlicher Verwunderung entgegenschaute.

Conchitta war schweigsam wie gewöhnlich, wogegen Juanita mit einer liebenswürdigen Ungezwungenheit plauderte, Antwort gab, Fragen stellte und für jede Dame, mit der sie bekannt gemacht wurde, so wie für jeden Herrn, den man ihr vorstellte, ein ungezwungenes, freundliches Wort

hatte; begreiflicher Weise wurde ihr auch Rodenberg's Name genannt, und zwar durch den Prinzen selbst, welcher lächelnd hinzusetzte: „Einer Ihrer Bekannten!"

Der junge Mann bebte förmlich, als nun ihr dunkler, glänzender Blick fest auf ihn fiel und als sie nun vollkommen ruhig, ohne irgend welche Bewegung zu verrathen, sagte: „Ah, ich erinnere mich, Herrn Rodenberg schon gesehen zu haben!" — Wie hatte er gehofft, geglaubt, wenigstens im Ausdrucke ihres Auges irgend eine Wärme, eine Herzlichkeit zu lesen — vergebens! — Sie schaute ihn an, wie sie auch die Uebrigen anschaute, und ließ in der nächsten Secunde ihren Blick eben so freundlich, aber auch eben so gleichgültig auf seinen Nachbar, einen jungen Officier, gleiten, der ihr alsdann vorgestellt wurde.

Rodenberg zog sich nun aus dem Kreise der Damen, in dem die beiden Schwestern glänzten, langsam zurück; er hätte um Alles in der Welt keinem zweiten Blicke, dem ersten ähnlich, begegnen mögen. Es durchfröstelte ihn förmlich und er sprach zu sich selber: „Ja, sie ist nicht von dieser Welt, aber sie ist wahrlich ein böser Geist, gekommen, um Einem das Herz aus der Brust zu stehlen und uns dann durch Kälte und Gleichgültigkeit zu verderben.'

Er für seine Person hatte ihre Schwester Conchitta durchaus nicht beachtet; hatte er doch nur Augen für die Andere, deßhalb fuhr er auch staunend aus seinen Träumereien, als er Roderich's Stimme vernahm, der ihm sagte:

„Nun, lieber Rodenberg, welches ist Ihre schöne Waldbekanntschaft?"

„Ah," gab der junge Mann nach einem tiefen Athem-

zuge zur Antwort, „ich sprach mit Ihnen darüber — ja, ganz richtig, ich erzählte Ihnen mein kleines Abenteuer!"

„Nun denn, welcher der beiden Schwestern waren Sie so glücklich, zu begegnen?"

„Der beiden Schwestern? Ah, richtig, es sind zwei Schwestern, und von ihnen sah ich jene, die so lebhaft spricht und dabei so kalt und gleichgültig blickt!"

„Von Letzterem kann ich nichts gewahr werden — also war es nicht Conchitta, unsere liebenswürdige Malerin, für die Sie geschwärmt? Denn Conchitta ist die, welche neben der anderen so still und gedankenvoll sitzt."

„Nein, es war nicht Conchitta, es war Juanita, so ist ihr Name."

„Aber — verzeihen Sie mir noch eine Frage, lieber Freund — das Skizzenbuch Conchitta's war es doch, das ich auf Ihrem Zimmer sah?"

„Allerdings — o, jetzt erinnere ich mich, ja, ja, das Skizzenbuch — es muß das der Anderen sein, und ich behielt es, bewahrte es wie ein Heiligthum, weil ich die Eine für die Andere hielt, oder die Andere für die Eine, oder weil ich glaubte, es gäbe überhaupt nur eine Einzige — das hat mich ganz verwirrt gemacht — sagen Sie mir aufrichtig, lieber Freund, sind Sie überzeugt, daß das in der That zwei Schwestern oder zwei Wesen sind — sollte es nicht bloß eine Einzige sein, die es in ihrer Macht hat, sich zu verdoppeln, wenn sie will?"

„Aehnlich genug sehen sie sich allerdings, und ich finde es begreiflich, daß wir uns neulich unter dem Einflusse der fremdartigen Tracht täuschen konnten — nicht wahr, Lytton?"

„Gewiß, gewiß," erwiederte dieser, „und man muß auch

jetzt noch förmlich anfangen, sie Zug um Zug zu vergleichen, um große Verschiedenheit zu entdecken."

Und darin hatte er Recht; wenn Juanita einen Augenblick still saß und schwieg und Conchitta sprach, so daß sich ihre Züge belebten und dann ihr weit geöffnetes Auge blitzte, so konnte man zweifelhaft sein.

Die gleiche Bemerkung machten alle, welche die beiden Schwestern anstaunten, und eben so war man rings in dem großen Saale, die Damen nicht ausgenommen, der gleichen Ansicht, daß die beiden Fremden von einer außerordentlichen und höchst angenehmen Schönheit seien.

„Und wie geschmackvoll ihre Toiletten sind," sagte eine alte Generalin, welche für ihre Person über allen Neid erhaben war und auch keine Tochter mehr zu verheirathen hatte — „ja, in der That einfach und elegant!"

Und das mußte wahr sein; die Toiletten Beider waren von einer ausgesuchten, man hätte sagen können, von einer herausfordernden Einfachheit und eben dadurch hervorleuchtend neben den reichsten Anzügen.

Juanita trug ein Kleid von matter Seide, jonquillefarbig, dessen Ausputz aus kleinen Epauletten in Ponceau-Sammt und einfacher Verschnürung so wie aus unzähligen Knöpfchen bestand; an den Aermeln und der feinen Taille sah man diese Schnüre zu Zeichnungen zusammengestellt, welche dem Ganzen den Charakter eines spanischen Costumes gaben. Dazu hatte sie auf ihrem vollen Haare einen kleinen schwarzen Spitzenschleier, der auf beiden Seiten mit dunkelglühenden Granatblüthen aufgesteckt war. Als einzigen Schmuck trug sie ein Halsband von Perlen, deren schöne

Farbe, Stärke und Gleichheit Kenner und Kennerinnen entzückte.

Conchitta hatte eine Robe von weißer Seide an, deren einziger Ausputz hier und da aus kleinen Schleifen von gleicher Farbe, deren Enden glänzende silberne Stiftchen hatten, bestand. Durch ihr schwarzes Haar waren ein paar weiße Rosen geschlungen, und das einzige Farbige an ihrer ganzen Erscheinung war eine Korallenschnur um ihren blendenden Hals.

Der Prinz hatte außerordentlich klug manövrirt, als er die beiden Damen sogleich unter die Aegide der Gräfin Blendheim stellte, und diese war freundlich genug, den beiden Schwestern ihren mächtigen Schutz in der ausgiebigsten Art angedeihen zu lassen. Sie brachte dieselben nicht nur mit ihren älteren Bekannten aufs zuvorkommendste zusammen, sondern sie sorgte auch für einen Kreis jüngerer Damen, die sie bereitwilligst in ihre Mitte nahmen, und animirte junge, schüchterne Lieutenants und verschämte Assessoren, sich diesen ausgezeichneten Fremden vorstellen zu lassen.

Und dies Alles that sie mit dem besten Erfolge; denn Jedermann war entzückt von Juanita und Conchitta.

Daß Beide Künstlerinnen waren, hatte die Gräfin ebenfalls eifrigst verbreitet und dabei gerade so gethan, als wenn es nicht geradezu im Bereiche der Unmöglichkeit läge, daß Juanita vielleicht bewogen werden könnte, ein Lied zu singen, und hegte doch auch Seine Hoheit ähnliche Gedanken, denn nicht umsonst befand sich ein prachtvoller Flügel in einer Ecke des großen Saales, und nicht umsonst langweilte sich im Vorzimmer ein blasser junger Mann, der, mit allen möglichen Musikalien versehen, für alle Fälle hieher beschieden

worden war und der sich so bescheiden draußen in einer dunklen Ecke hielt, daß selbst der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg seine Freude daran gehabt hätte.

Einige der keckſten jungen Damen aus der Gesellschaft hatten gegen Juanita schon Anspielungen gewagt, welche diese aber freundlich lächelnd parirte und ihnen bescheiden versicherte, so gänzlich unvorbereitet in einer so glänzenden Gesellschaft unmöglich singen zu können. Vergeblich hatten ein paar der kühnsten Officiere hoch und theuer versichert, schon so oft ihren berühmten Namen gehört zu haben, daß ihre Sehnsucht, die gefeierte Künstlerin endlich einmal zu hören, gestillt werden müsse, wenn man nicht Schrecklichem entgegensehen wolle — vergeblich. Juanita hatte dazu gelächelt und ihnen versichert, in ihrem, der Officiere, eigenem Interesse und um sie vor einer argen Enttäuschung zu bewahren, müsse sie ihnen ihren Wunsch abschlagen.

Da erschien Seine Hoheit selbst und trug ihr im Namen der Gräfin Blendheim so wie in seinem eigenen die gleiche Bitte vor.

Juanita verneigte sich mit einer zustimmenden Geberde, und wie ein Lauffeuer lief es durch den Saal: ‚Sie wird singen!‘

„Sie wird singen!“ flüsterten sich ein paar ältere Damen, deren Töchter ebenfalls sangen, mit sehr bezeichnenden Geberden zu.

„Sie wird singen!“ sprachen gesetzte Herren, indem sie hinzufügten: „Nun, wir wollen sehen, ob sie ihren großen Ruf rechtfertigt!“

„Sie wird singen!“ seufzte Rodenberg und fühlte, wie sich sein Herz ängstlich zusammenzog. Oh, er hätte sich etwas

von dem Wachse gewünscht, mit dem Odysseus, der göttliche Dulder, das Ohr seiner Gefährten verstopfte, um sie nicht untergehen zu lassen durch den Gesang der Sirenen.

„Sie wird singen!“ riefen enthusiastische junge Leute, indem sie schon im Voraus begeistert gen Himmel blickten und gewiß den jungen Damen so gegenüber stellten, daß es ihnen möglich war, bei dem zu Herzen gehenden Gesange ihre Blicke mit den Tönen in Einklang zu bringen und so ihre betreffenden Gefühle kund zu thun.

„Sie wird singen!“ sagte der Kammerjunker Freiherr von Schenkenberg zu Frau Hildegard — „ich finde das sehr principiel!“

„Natürlich wird sie singen!“ erwiederte die Frau des Malers etwas zerstreut, denn sie schaute in diesem Augenblicke auf Roderich, der sich Conchitta langsam näherte, welche nun beinahe allein auf dem Platze saß, wo sich noch so eben der glänzende Kreis von Damen und Herren um ihre Schwester bewegt.

Der Adjutant von Werdenberg hatte einigen Lakaien gewinkt, den Flügel aus der Ecke des Saales herbeizurollen; doch stürzte im gleichen Momente ein Dutzend junger Leute in solcher Hast auf das Instrument los, daß sie auf dem glatten Parquet des Saales wie auf dem Eise förmlich dahinschliffen. Keiner wollte der Letzte sein und alle umringten den Flügel und schoben ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Mitte des Saales.

Es war dies eine Huldigung, die einige Aehnlichkeit hatte mit dem Ausspannen der Pferde vor dem Wagen einer großen Künstlerin.

Wir können hier nicht verhehlen, daß der Kammerjunker

Freiherr von Schenk sehr bedeutsam und entschieden miß-billigend seinen Kopf schüttelte.

Auch der bescheiden aussehende junge Mann aus dem Nebenzimmer mit seinen Musikalien war herbeigeholt worden und der Sängerin vorgestellt, welche scheinbar auf eine höchst komische Weise erschrack, als sie diese unglaubliche Menge von Notenpapier erblickte. Doch hatte sie sich bald mit dem-selben verständigt, worauf er sich an das Instrument setzte, eines der Notenhefte herauszog und es Juanita überreichte. Nachdem sie es flüchtig durchgesehen, gab sie es ihm kopf-nickend zurück, und er legte es vor sich auf das Notenpult und blickte alsdann zu dem schönen jungen Mädchen auf, ein Zeichen von derselben erwartend.

Obgleich der Prinz Juanita noch nie eine Note hatte singen hören, so war er doch ihres Triumphes so vollkommen sicher, daß er sich mit halb zugeschlossenen Augen behaglich lächelnd zurücklehnte in die Ecke des Sopha's, auf dem er neben der Gräfin Blendheim saß, nur zuweilend umherblin-zelnd auf die Gruppe seiner Gäste, die in einem weiten Kreise um die Sängerin herum saßen oder standen — gespannt, in höchster Erwartung.

Und sie begann — nicht etwa mit einem einfachen, be-scheidenen Liede oder einer jener großen Concert-Arien, deren einleitendes Adagio der Künstlerin vollkommen Zeit läßt, ihre Stimme zu prüfen und sich des Publikums zu versichern, sondern mit Variationen über ein glänzendes Thema, welche mit ihren raschen Tempi, mit ihren neckisch sprudelnden, wild aufjauchzenden Tönen das Ohr des Zuhörers blenden und berauschen, wie ein brillantes Feuerwerk unsere Augen —

ja, sie begann mit einer jener gewagten Variationen, wo sich Triller an Triller reiht, ein Chaos von Tönen, aus dem uns ein regelrechter Ausweg unmöglich erscheint, wo wir immer fürchten, mit einer Dissonanz unsanft aus unserem Entzücken geweckt zu werden, und wo sich endlich dieses Entzücken zum Enthusiasmus steigert, wenn wir hören, wie scheinbar leicht und mit so sicherer Hand uns die Künstlerin aus diesem Urwalde von Tönen mit seinen phantastischen Verschlingungen in die weite, freie Ebene, zu einem sanften Schlußpunkte führt.

Und wie sang das Juanita, wie blickte sie mit ihrem halb geschlossenen Augen, mit einem so eigenthümlichen Lächeln, in der ruhigsten Haltung von der Welt, auf den Kreis ihrer Zuhörer, ehe sie begann, scheinbar ohne alle Anstrengung, lächelnd, als führe sie eine einfache Conversation — wie streute sie ihre vollen, runden Töne leicht um sich her, wie glänzende, glatte Perlen, die man aus reichen Händen spielend gleiten läßt — wie stand sie da, wie blickte sie zuweilen um sich her aus ihren großen, glänzenden Augen, heiter, zufrieden, glücklich, wie in dem bescheidenen Gedanken, ihren Zuhörern vielleicht eine kleine Freude zu bereiten!

Und als sie nun geendet mit einer leichten Verbeugung rings umher, da war der blasse, bescheidene junge Mensch am Flügel, übrigens ein tüchtiger Künstler, hoch erröthet vor Entzücken und konnte sich nicht enthalten, wüthend zu applaudiren. Da erhob sich der Prinz von seinem Sopha, schritt ruhig und gemessen auf die Künstlerin zu, trat dicht vor sie hin und machte ihr eine so tiefe Verbeugung, als stehe er vor den höchsten Herrschaften, ehe er ihr mit großer Freundlichkeit die Hand küßte und ihr sagte: „Mein Fräulein,

heute Abend habe ich zum ersten Male in meinem Leben Gesang gehört!“

Da eilte die Gräfin Blendheim herbei und schloß das junge Mädchen stürmisch in ihre Arme.

Da avancirte der ganze weite Kreis, der sich rings um Juanita gebildet, im Sturmschritte sich dicht zusammenschließend und die Künstlerin mit einer Flut des begeistertsten Lobes und der ausschweifendsten Verehrung überschüttend.

Da hörte man Ausrufe von allen Seiten: „Wunderbar — welcher Genuß — welche Kunst — welche Stimme — auf Ehre, superbe — trichinenhaft!“

Da erwachte Rodenberg aus seinem süßen, milden Traume, der ihn mitten in den Wald geführt, an jene Stelle, wo der Quell neben der Moosbank vorüberrauschte, wo er sie wiedergesehen hatte, freundlich, innig lächelnd wie damals, wo sie ihm — und nur ihm ganz allein — in den wunderbarsten Tönen zuflüsterte, daß ihre Zeit vorüber sei und daß sie ihm entschweben müsse auf Nimmerwiedersehen — ach, sie entschwebte ihm in einer phantastischen Verschlingung wundersam leuchtender und süß duftender Ranken! Es war ihm, als müsse er ihr folgen aus dem dichten Walde hinaus, langsam hinabsteigen zur Ebene, wo eben die Sonne untergegangen war und Alles noch im Wiederscheine, im sanften, warmen Lichte wie verklärt erschien. — Da stand er einsam und verlassen, denn sie war ja verschwunden von der weiten, weiten Ebene, die er nun ohne sie durchwandern sollte! Und nirgends ein Trost, eine Erinnerung an sie — auch nicht an dem stillen, sanftschimmernden Abendhimmel, der doch sonst so tröstend in unser Herz blickt — o doch, o doch! Vor ihm flammten Sterne auf, unaussprechlich glänzend und

ihm so mild und tröstend entgegen leuchtend — ihre Augen, Juanita's Blicke, welche sich durch das Gewühl der sie umdrängenden zu ihm hingefunden hatten und ihn durch herzlichen Ausdruck zur höchsten Lust entzückten.

Er hätte aufjauchzen mögen über das stumme, selige Wort, welches sie ihm damit zugeflüstert, und über das entzückende Geheimniß, welches sie ihm erlaubte, mit ihr zu theilen.

Juanita konnte sich kaum retten vor der Masse Lob und Dank, welche man auf sie häufte, ja, sie wußte kein anderes Mittel, um sich von dem gar zu engen Kreise ihrer enthusiastischen Verehrer zu befreien, als daß sie dem jungen Mann am Flügel ein Zeichen gab, der nun anfing, leicht zu präludiren, was auf die Andrängenden augenblicklich von glücklichster Wirkung war — Alles rauschte zurück und auseinander und Jeder nahm, aufmerksam lauschend, seinen früheren Platz wieder ein.

Juanita sang Adelaide von Beethoven; das war für die älteren Herren und für die sogenannten Kunstkenner, die an ruhigem, getragenem Gesange die Stimme und das Talent einer Künstlerin erproben wollen, die sich Triller und Läufe wohl gefallen lassen, aber sich gegenseitig zuflüstern: „Verzierungen dieser Art sind ganz geschickt, den Mangel an Kraft und Glätte der Stimme zu verdecken, vor allen Dingen aber das feste, gediegene Metall zu ersetzen."

Aber auch diese sahen ein, daß an dieser Stimme nichts fehlte und daß auch, was die Kunst der schönen Sängerin anbetraf, durchaus nichts zu verdecken war — auch diese strengeren Richter waren überwunden, und als Juanita geendet, näherte sich mancher dieser älteren Herren, um ihr,

wenn auch weniger enthusiastisch als die große Menge, doch in gediegeneren Worten ihre Anerkennung auszusprechen.

Die junge Sängerin, obgleich sie schon manche Triumphe ähnlicher Art erlebt hatte, fühlte sich doch heute Abend ganz besonders davon bewegt und schloß ihre Schwester, die sich ihr zuletzt näherte, herzlich in die Arme, wobei Juanita's Blicke, welche sie einen Augenblick gedankenvoll in den Saal hinausgesandt, nun mit feuchtem Glanze auf dem Gesichte der Schwester ruhten.

Waren es trübe Gedanken, die sie bewegten, oder hatte auch sie dort in der Ecke des Saales etwas aufleuchten gesehen, das zu ihrem Herzen sprach — irgend etwas beschäftigte ihren Geist, und wenn auch nicht unangenehm, doch auch nicht beruhigend.

„Nun zu etwas Anderem," sprach sie mehr zu sich selbst als zu Conchitta, und dann dankte sie dem jungen Manne am Clavier für seine Begleitung und bat ihn, ihr selbst einen Augenblick seinen Platz zu lassen.

Ringsum herrschte die tiefste Stille, als man nun bemerkte, daß sie sich selbst an den Flügel gesetzt. Und als sie nun anfing, zu einem spanischen Liede eine jener Einleitungen zu spielen, welche den gleichförmigen Klang der Mandoline nachbilden, da klopfte manches Herz aus der Zuhörerschaar und hätte darauf gern laut aufgejauchzt, als sie nun in jener frischen, kecken, wunderbaren, originellen Weise einsetzte und sang.

Ach, wie war sie hier in ihrem Elemente, wie sprudelten die Worte in der schönen spanischen Sprache so kräftig und doch so lieblich von ihren reizenden Lippen, wie neigte sie ihr Köpfchen nach rechts und links, wie graziös und dem Tacte

folgend bewegte sie ihren Oberkörper, wie leuchteten ihre Augen und wie glänzten ihre weißen Zähne zwischen den frischen, schelmisch lächelnden Lippen!

Da ging aber auch nur ein einziger Ruf der Bewunderung durch den Saal, als sie geendet, und ihm folgte wieder dieselbe tiefe Stille: sie blieb ja ruhig an dem Flügel sitzen, sang ja also gewiß noch einmal.

Und das that sie dann auch zum Schlusse, und sang originelle Seguidillas- und Zigeunerliedchen, deren letztes sie variirte und dann mit einem so langen, so gleichförmigen, so fein ausgearbeiteten Triller schloß, daß die Töne den entzückten Zuhörern, welche mit einiger Phantasie begabt waren, wie ein milder, leuchtender Perlenregen erschienen.

Jetzt war es aber genug; hatte doch der Prinz seinen Gästen eine musikalische Soirée gegeben, wie sich wohl Keiner rühmen konnte, einer ähnlichen je beigewohnt zu haben, und fürchtete er doch alles Ernstes, seinen lieben und geehrten Gast zu ermüden, obgleich Juanita's heiter lächelnde Miene durchaus nicht so erschien, als habe sie alles das auch nur die geringste Anstrengung gekostet; das versicherte sie auch alles Ernstes Seine Hoheit, als diese sie um ihren Arm bat und in einen der anstoßenden Salons zum Souper führte.

Der Kammerjunker Baron von Schleiden forderte in diesem Augenblicke eine kleine und ausgesuchte Gesellschaft auf, dem Herrn des Hauses zu folgen; für die übrige Gesellschaft begann das Souper in den anderen Räumen eine Viertelstunde später. —

Um unsere genaueren Freunde, mit denen wir hieher gekommen, nicht ganz zu vergessen, halten wir es für unsere

Pflicht, uns nach Walter und Rübing umzuschauen; daß auch die Beiden aufmerksame Zuhörer gewesen waren, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen; besonders hatte sich Walter, wie es ein poetisches Gemüth zu machen pflegt, allerlei phantastische Klangfiguren zu dem Gesange Juanita's gebildet. Rübing war mit weniger Gefühl zu Werke gegangen; er hatte die Töne, wenn auch nicht ohne Behagen, doch ruhig über sich dahinrieseln lassen und fühlte sich ebenfalls bewegt, weniger, müssen wir jedoch gestehen, durch die Gewalt der Musik, als durch den gar zu starken, mit Rum versetzten Thee, den Walter ihm credenzte.

Der alte Maler hatte sich behaglich an einen der Kamine gelehnt, über dem ein riesenhafter Spiegel prangte und auf dem leuchtende Girandoles rechts und links neben einer Uhr standen, welche den Gott Neptun in Bronze zeigten, wie er, in seinem Muschelwagen ruhend, mit gewaltigem Dreizack auf irgend etwas Unsichtbares zielt. Walter, der nicht gewohnt war, in seinen Händen etwas zu tragen, hatte seinen weichen, oben zugespitzten Hut auf den Kopf dieses Neptuns gestülpt, was eine sehr angenehme Wirkung hervorbrachte.

„Hör' einmal, Rübing," sagte er jetzt zu dem Anderen, „ein unnützeres Möbel als Du in einer Gesellschaft habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Meinst Du, man wäre nur deßhalb eingeladen, um Thee mit Rum zu trinken und später zu soupiren? O, schweige still, ich weiß schon, was Du sagen willst — spare Deine Retour-Chaisen — das ist bei mir etwas ganz Anderes! Ich stelle hier den älteren, gesetzten, würdigen Mann vor, der als ruhiger Beobachter zur hübschen Staffage dient und hier vollkommen

seine Pflicht erfüllt; aber Du, ein junger Mensch, der es so gewohnt ist, sich in großen Gesellschaften zu bewegen, der sogar ohne Anstand mit seiner vortrefflichen Tenorstimme bei ähnlichen Gelegenheiten große Arien singt, Du hättest Dich schon lange nützlich und angenehm machen sollen!"

„Du willst doch nicht, daß ich, nach dem, was wir hier gehört, den Leuten etwas vorsingen soll?"

„Das gerade nicht, der Contrast würde zu stark sein; aber Du solltest nicht in Einem fort hinter mir drein laufen wie der Affe hinter dem Bären! Du solltest Deine Bekannten aufsuchen und auf angenehme Art von Dir reden machen! Vorhin hörte ich eine Dame sagen: ‚ich kenne diesen interessanten Lockenkopf dort — schade, daß dieser charmante junge Mensch so wenig spricht!'"

„Und wer ist denn die Dame, die das gesagt?"

„Dort sitzt sie an dem Theetische."

„Die dort, im Lilakleide?"

„Ja — sie hat einen ganzen Herbst auf dem Kopfe — einen Korb voll Weintrauben."

„Ah, das ist die Generalin, deren Mops ich gemalt!"

„Und die Dich gewiß gut bezahlt — siehst Du, undankbares Geschöpf, der hättest Du schon lange eine Artigkeit sagen und Dich sogleich im Mittelpunkte der Gesellschaft festsetzen sollen!"

„Meinst Du?"

„Ob ich meine — aber Du befolgst nie einen freundschaftlichen Rath."

„Es ist so weit dorthin," meinte Rüding schüchtern, „man erregt zu großes Aufsehen, wenn man so allein durch den Saal geht."

„Nun, ich will Dich bis dorthin begleiten — komm'!"

Der sanfte Eduard sah durchaus nicht vergnügt aus, als er so gezwungen war, seinem Freunde zu folgen; doch machte er äußerst kleine Schritte und blieb zuweilen, mit Walter plaudernd und sich rings umschauend, stehen.

„Ich glaube wahrhaftig, Kerl, Du fürchtest Dich vor dieser so wohlwollend aussehenden Dame — hätte ich ihren Mops gemalt, ich säße schon lange neben ihr."

„Soll ich mich sogleich neben sie hinsetzen?"

„Nach Umständen — sie wird Dich ohne Zweifel dazu einladen oder eine bezeichnende Handbewegung machen; darnach hast Du dich zu richten."

„Ja — ich werde mich — darnach — richten. Soll ich Dich vielleicht vorstellen?" setzte Rübing fragend hinzu und mit einer solchen Hast, wie sich Jemand, der in Gefahr ist, zu ertrinken, an einen Strohhalm anzuklammern versucht.

„Später vielleicht, wenn es die Conversation mit sich bringt — das weißt Du ja zu beurtheilen."

„Ja — ich — weiß — das — zu — beurtheilen."

„Nun komm' — die Leute schauen schon auf uns hin, daß wir in der Mitte des Saales stehen und so angelegentlich mit einander plaudern."

„Ja, gewiß."

Damit machten die Beiden noch einige weitere Schritte und dann brachte Walter seinem jüngeren Freunde, von den Anderen ungesehen, einen so kräftigen Rippenstoß in entsprechender Richtung bei, daß der schwächliche Rübing rascher, als er es vielleicht beabsichtigte, vor jene Dame in Lila gelangte, welche einen ganzen Herbst auf dem Kopfe trug.

Da stand nun Rübing, schluckte verlegen und drückte

seinen Claquehut ängstlich gegen den Leib, da stand er eine Secunde und zwei Secunden, und jede dünchte ihm eine kleine Ewigkeit zu sein, denn in jeder bearbeitete er mit blitzartiger Schnelligkeit die Frage: Was soll ich reden, womit soll ich die Unterhaltung beginnen? — und begonnen mußte sie werden, wenn nicht allenfalls eine ägyptische Finsterniß sich zu seiner Rettung einstellen wollte.

Die Dame in Lila schaute auf, als die kleine, seltsam aussehende Figur mit den künstlich frisirten Locken vor sie hintrat. Und wenn auch im ersten Momente ein nicht gerade zu unangenehmes Lächeln, welches, ehe Rübing kam, auf ihren Lippen spielte, sichtbar blieb, so verlor dieses Lächeln doch viel von seiner Anmuth durch den harten, verwunderungsvollen Ausdruck der Augen, welcher kurz und etwas barsch zu fragen schien: ‚Was beliebt?‘

Rübing's Schutzgeist flüsterte ihm zu, noch sei es Zeit, sich mit einer Verbeugung zurückzuziehen und dafür allenfalls ein mitleidiges Lächeln einzuernten; doch fühlte er förmlich die Augen Walter's höhnisch auf sich ruhen, und so zwischen Scylla und Charybdis, verneigte er sich so gut als möglich und sagte: „Gnädige Frau, ich habe mich nur nach dem Befinden Ihres Mopses erkundigen wollen.“

Nun war aber jene Dame in Lila nie die Besitzerin eines Mopses gewesen und mußte es daher doppelt sonderbar finden, daß der junge Mensch, der ihr nicht einmal vorgestellt worden war, diese, gelinde gesagt, alberne Frage an sie that. Hierzu kam noch, daß die Dame eine etwas mopsähnliche Nase hatte, die sie, wie ihre Bekannten behaupteten, auf ihren kleinen, etwas tölpelhaften Sohn vererbt.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ sagte sie deßhalb mit einem

Tone der Stimme, in dem sich Befremden mit Entrüstung mischte, „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; ich finde es darum um so eigenthümlicher, sich bei mir nach etwas zu erkundigen, was ich gar nicht besitze!"

„Sollte ich denn im Irrthume sein," stotterte Rübing schüchtern, „und nicht das Glück gehabt haben, diesen Ihren kleinen, allerliebsten Mops vor einem Jahre gemalt zu haben?"

Die Dame in Lila warf dem Künstler einen furchtbaren Blick zu, denn sie hatte bemerkt, daß ihre Nachbarin, eine wohlwollende Bekannte ihres Hauses, bei der Frage des jungen Mannes höhnisch gelächelt. „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich in der That keinen Mops besitze!" sagte sie in so entschiedenem Tone, daß der sanfte Eduard ohne allen Zweifel seine Mission als beendigt ansehen konnte. Er beabsichtigte deßhalb auch, das Klügste zu thun, was er in dieser Lage thun konnte, sich nämlich zurückzuziehen, nachdem er die nothwendige tiefe Verbeugung gemacht; doch verwirrt, wie er war, über die keineswegs gnädige Aufnahme, die er gefunden, machte er bei dieser Verbeugung unwillkürlich eine halbe Schwenkung gegen rechts, wodurch er das Ende des halbkreisförmigen Sopha's, in dessen Mitte die Dame saß, ohne es zu wissen, in seinen Rücken bekam, was zur Folge hatte, daß Rübing, als er sich nun zurückziehen wollte, ziemlich heftig gegen das Sopha anstieß und dann, da es sehr weich gepolstert war, so tief in die Kissen desselben hineinfiel, daß er im ersten Augenblicke seine kurzen Beinchen hoch in die Höhe streckte.

Wünsche Niemand von jenem Blicke getroffen zu werden, den nun die Dame in Lila auf den unglücklichen jungen

Künstler schleuderte, oder die Zielscheibe des boshaften, höhnischen Lächelns zu sein, das jetzt auf den Gesichtern von einem guten Dutzend Damen erschien!

Wenn nur die Kissen des verhängnißvollen Sopha's weniger tief und weniger weich gewesen wären!

Es war ein jammervoller Anblick, zu sehen, wie sich Rübing bemühte, mit Anstand wieder in die Höhe zu kommen. Freilich dauerten diese Bestrebungen nicht eine Minute, aber sie endeten fürchterlich. Rübing griff, aufs äußerste verwirrt und geängstigt, nach einem Halte, um sich daran aufzuhelfen, und seine Hände erfaßten auch irgend etwas, leider aber keinen feststehenden Gegenstand, und als er nun eine letzte Anstrengung machte, hörte er einen gellenden Aufschrei und sah mit Entsetzen, wie er das Theetuch, womit der Tisch gedeckt war und auf dem ein paar Dutzend ganz und halb geleerter Tassen, Theemaschine, Wasserflaschen nebst Gläsern, Backwerk und dergleichen standen, herabgerissen und so eine unbeschreiblich entsetzliche Scene herbeigeführt hatte.

„Horreur!“ kreischte die Dame in Lila — „das ist ja ein Attentat — in welche Gesellschaft sind wir gerathen!“

„Ist denn Niemand zu unserer Hülfe da?“ jammerte eine Andere.

Rübing blickte um sich mit einem fast blödsinnigen Lächeln — ein Lächeln der Verzweiflung. In seinem Geiste spiegelten sich die nächsten Augenblicke, die nun nothwendig folgen mußten, als ganz entsetzliche Bilder ab. Was sollte er thun? Kniefällig um Verzeihung flehen oder mit der Wuth einer geängstigten wilden Katze auf die Herandrängenden losstürzen, um sich gewaltsam Bahn zu machen — o, es war ein fürchterlicher Zustand! Da hörte er wie einen Ruf

aus himmlischer Sphäre die Stimme Walter's, der nahe zu ihm hingetreten war, flüsternd an sein Ohr schlagen:

„Mache die Augen zu und stelle Dich ohnmächtig!"

Ein glücklicher Gedanke — eine vortreffliche Idee, welche der sanfte Eduard augenblicklich befolgte. Er schloß die Augen, und es war ihm ein wonniges Gefühl, so durch die Dunkelheit, die ihn rings umgab, von der schrecklichen Außenwelt getrennt zu sein. Dann ließ er sein Haupt auf die Brust hinabsinken, und die ganze kleine, dünne Figur schnappte zusammen wie ein Taschenmesser.

Hätte er nur auch seine Ohren verstopfen können, denn es war nichts Schmeichelhaftes, was über ihn gesagt wurde: Aeußerungen, wie ‚absurd, empörend, unanständig!' war das Geringste, was er vernahm, und es gereichte ihm dabei durchaus nicht zum Troste, als er Walter mit tiefer Stimme beschwichtigend sagen hörte:

„Dieser arme junge Mensch hat häufig dergleichen Anfälle; sein kleiner Verstand ging förmlich unter in dem Glanze dieser Umgebung — erlauben Sie mir, daß ich ihn auf eine sanfte Art entferne."

Und das erlaubte man dem alten, würdig aussehenden Herrn, der den höhnisch lächelnden Blick eines jungen Offiziers durch ein derbes und sehr bezeichnendes Anstarren erwiederte, mit großer Bereitwilligkeit. Und Rübing, der um eine Million die Augen nicht geöffnet hätte, fühlte sich aufgehoben und fortgetragen, eine ziemliche Strecke weit, dann niedergesetzt, und vernahm erst nun wieder die Stimme seines Freundes, der ihm sagte:

„So, jetzt öffne Deine bummmen Augen und erkläre mir,

wie ein Kerl mit fünf gesunden Sinnen sich so viehmäßig ungeschickt benehmen kann!"

„Ich weiß es nicht und ich kann es Dir nicht sagen — das kam alles wie ein Blitzstrahl. Aber wo sind wir hier?"

„An einem Orte, der für solch ein Mondkalb, wie Du bist, viel zu gut ist; aber es war ein vortrefflicher Instinct, der mich dieses Zimmer finden ließ — schau' um Dich!"

Rübing hatte jetzt erst den Muth, seine Augen weit zu öffnen, und bemerkte, daß sie sich in einem ziemlich großen, angenehm erhellten Gemache befanden, wo kleine Tische standen, die zum Souper gedeckt waren. „Ach," sagte er, „nach der Hölle, in der ich so eben gewesen, habe ich jetzt das Gefühl, als seien wir im Himmel angekommen — ich danke Dir, Walter, in der That, ich danke Dir für Deine Freundschaft — doch warst Du sie mir schuldig, denn Du mußt gestehen, daß ich mich auf Deinen Rath jener schrecklichen Dame in Lila genähert!"

„Weil Du rennommirt hattest, es wäre eine Bekanntschaft von Dir, deren Mops Du gemalt."

„Es geschieht mir schon recht," sagte der Andere nach einem tiefen Seufzer, „ich habe von je her eine Aversion gegen die Lilafarbe gehabt, ich hätte diesem Gefühle folgen sollen! Aber begreifst Du es, wie man so ungebildet sein kann, eine höfliche Frage so zu beantworten — sage mir die Wahrheit, Walter — nicht wahr, ich habe mich fürchterlich blamirt?"

„Man könnte es allenfalls so nennen — aber beruhige Dich, Aehnliches ist schon größeren Charakteren begegnet und meine Geistesgegenwart hat Vieles wieder gut gemacht, das mußt Du doch gestehen; denn es war eine famose Idee

von mir, Dich für einen unzurechnungsfähigen Menschen auszugeben."

„Ja, ich danke Dir dafür," erwiederte Rübing kleinlaut, und setzte nach einer Pause fragend hinzu: „Nicht wahr, Seine Hoheit hat mich nicht gesehen? Es wäre mir das wahrhaft leid für spätere Einladungen."

„Was das anbelangt, so kannst Du dich in jeder Beziehung beruhigen; doch nun richte Dich auf, arrangire Deine schönen Locken ein wenig und ziehe Deine rothe Weste herab; ich höre Leute und hoffe zu Gott, daß wir endlich etwas zum Soupiren bekommen."

Walter hatte richtig vermuthet. Auf eine Einladung des Adjutanten und des Kammerherrn vertheilten sich die Gäste mit großer Hast in die anstoßenden Zimmer, wobei es sich glücklich fügte, daß das Gemach, in dem sich unsere beiden Freunde befanden und welches eines der letzten in der Reihe war, von Bekannten aufgesucht wurde, die es liebten, ohne Damen und ohne geistreiche Unterhaltung zu soupiren.

Es ist ein glückliches Vorrecht der Jugend, Unangenehmes rasch und gründlich zu vergessen. Und so erging es auch dem guten Rübing, nachdem er einige Gläser vortrefflichen Bordeaux zu sich genommen und sich an guter kalter Küche gelabt, ja, es dauerte keine halbe Stunde, da hatte er die Verwegenheit, an Walter die Frage zu stellen, was ihm denn eigentlich hätte geschehen können, wenn er bei dem Vorfalle drinnen im Saale zufällig nicht ohnmächtig geworden wäre. — „Ich hätte ja mit großer Entschiedenheit sagen können: ‚Meine Damen, ein Unglück ist nun einmal ein Unglück — ich bitte Sie allerdings um Verzeihung, wünsche aber, daß von dieser Angelegenheit nicht mehr

gesprochen wird!' — Nun, was wäre die Folge gewesen? Hätte man mich vielleicht aufgefressen?"

„Das wohl nicht," antwortete Walter mit großer Ruhe, „aber man würde Dich einfach zur Thür hinausgeworfen haben — glaube mir, ich bemerkte einige blutdürstige Lakaien, welche die entschiedenste Lust an den Tag legten, sich mit Deiner Beförderung zu beschäftigen — doch da kommen Rodenberg und Lytton, die mir von Seiner Hoheit abgesandt zu sein scheinen, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen."

In der That traten die beiden Maler ein, und nachdem sie Walter und Rüding gesehen, setzten sie sich zu ihnen hin.

Der sanfte Eduard blickte sie fragend und etwas schüchtern an; doch waren Rodenberg und Lytton viel zu fein und freundschaftlich, um ihren Bekannten durch irgend eine Frage zu demüthigen.

„Hier kann man doch in aller Gemüthlichkeit ein Glas Wein trinken," meinte Lytton. „Es war von mir ein ganz gescheiter Gedanke, gegen die Damen galant zu sein und mich von dem stark besetzten Tische da drinnen zu entfernen. Hier wollen wir eine Zeit lang sitzen bleiben und uns den zweiten Theil der Soirée schenken — nicht wahr, Rodenberg?"

Dieser schien zerstreut und seinem Freunde nur mit einigem Widerwillen hieher gefolgt zu sein. Wenn er auch begreiflicher Weise nicht so glücklich gewesen war, in dasselbe Zimmer mit Juanita zum Souper eingeladen zu werden, so hatte er sich doch die Freiheit genommen, eine kleine Rundreise durch das ganze Appartement zu machen, und war auch so glücklich gewesen, sie aus der Entfernung zu sehen, ohne daß er von ihr bemerkt worden wäre.

Der Prinz wußte seine Gäste zu ehren, das mußte man

ihm lassen, und wußte besonders diesen Gästen zu zeigen, welchen Werth er auf ihre Anwesenheit legte.

Die kleine Tafel zu vielleicht sechzehn Personen, an welcher sich Seine Hoheit mit den beiden Schwestern und einer auserlesenen Gesellschaft befand, stand in einem mit Blumen besetzten Pavillon an der Ecke des Hauses und war ein reizend eingerichtetes Gemach. Wie gesagt, Rodenberg hatte einen Blick hineingeworfen und sich dabei gestehen müssen, es wäre schon eine kleine Seligkeit, dort in Gesellschaft eines so schönen Wesens, wie Juanita war, sein zu dürfen, besonders wenn man mit demselben ein süßes Geheimniß theilen dürfe — ein Geheimniß, das vielleicht hier und da dem Eingeweihten kund gegeben würde durch ein Wort, einen Blick, durch ein bezeichnendes Anfeuchten der Lippen mit sprudelndem Champagner, durch hundert andere Kleinigkeiten, in deren Erfindung die Liebe so reich ist und deren Bedeutung ein glückliches Herz so leicht erräth.

Doch würde Juanita, selbst wenn er eine Einladung in den kleinen Blumenpavillon erhalten hätte, wohl schwerlich geneigt gewesen sein, mit ihm ein freundliches Wort oder bezeichnende Blicke zu wechseln; sie war an ihm vorübergegangen am Arme des Prinzen, als jener sie zum Souper geführt, und sie hatte ihn, als Seine Hoheit vorüberschritt und er wie alle Uebrigen eine tiefe Verbeugung gemacht, mit einem so unendlich gleichgültigen Blicke angesehen, daß es ihm zweifelhaft war, ob vorhin jener entzückende Strahl aus ihrem Auge auch wohl ihm und nicht vielleicht einem Anderen gegolten hätte.

Rodenberg, der wegen seines angenehmen Aeußern und des Anstandes, mit dem er sich zu benehmen wußte, von einem

großen Theile der Damen beachtet, ja, aufgesucht wurde, hätte vor oder nach dem Gesange leicht die Gelegenheit finden können, der Sängerin ein freundliches Wort zu sagen; an gesellschaftlichem Muthe, um den Kreis jener faden Lobsprecher, welche sich um Juanita drängten, zu durchbrechen, hätte es ihm wahrhaftig nicht gefehlt; was ihn aber zurückhielt, war jenes Wort, das sie im Walde beim Abschiede zu ihm gesagt, ihre Ermahnung oder ihre Bitte, sie nicht zu kennen, wo er ihr auch begegnen würde.

An diese ihre Bitte denkend, verletzte es ihn einestheils, anderentheils tröstete es ihn wieder, daß er denken konnte, es liege eine Absicht zu Grunde, warum sie ihn als einen vollkommen Fremden behandle, warum sie mit dieser ausgesuchten Gleichgültigkeit an ihm vorübergehe — und um Jemanden absichtlich so zu behandeln, muß man sich in Gedanken mit ihm beschäftigt haben.

Walter hatte dem Souper so kräftig als möglich zugesprochen, und auch Rübing vermochte ein Gleiches zu thun. „Hier genirt man sich nicht," sagte er mit einem Anfluge von Humor, „und je mehr man ißt und trinkt, je größere Ehre erzeigt man dem Wirthe, und nebenbei war Alles so vortrefflich, daß mir diese Ehrenbezeigung im allergrößten Maßstabe nicht schwer wurde — schade, daß man nicht eins singen oder zu diesem ausgezeichneten Weine eine Cigarre rauchen kann!"

Der sanfte Eduard war so weit wieder aufgethaut, daß er sich schon einen kleinen Scherz erlauben konnte und deßhalb die Kühnheit hatte, die von ihm vorgeschlagene Wette in Anregung zu bringen.

Lytton schüttelte lächelnd den Kopf, als er davon gehört,

und mochte wohl das mitleidige Lächeln Walter's verstehen, als dieser sich in die Höhe streckte und behaglich seinen langen Bart strich. „Es wäre allerdings die Frage," sagte Rodenberg darauf, „wie der Wortlaut jener Wette gewesen; wenn Rüding gesagt, er würde auf der Soirée mehr Aufsehen erregen als Du, so hat er gewonnen."

„Vortrefflich ausgelegt!" jauchzte der alte Maler — „ja, er hat ein so kolossales Aufsehen gemacht, daß ich ihm schon um dessentwillen nicht zumuthen werde, obendrein noch einen Punsch zu bezahlen!"

„Lieber Freund," entgegnete ihm Rüding mit großer Würde, „der Zweck heiligt die Mittel, und da es mir überhaupt darum zu thun war, einiges Aufsehen zu erregen — ich hasse nämlich die flache Alltäglichkeit, wo man sich herumtreibt wie des Färbers Gaul im Ringe —, so hoffe ich, Du wirst die Mittel gelten lassen, die ich dazu angewandt."

„Gott steh' mir bei," rief Walter, „es ist Zeit, daß wir aufhören, sonst beweist uns dieser unverschämte Kerl noch, wie fein und anständig er sich benommen! Und was den verlorenen Punsch anbelangt ...." setzte er lachend hinzu —

„Du gibst die Wette also verloren?" fragte Rüding.

„So werde ich meinen Freund, den Prinzen, beauftragen, diesen Punsch serviren zu lassen!"

„Ein vortreffliches Arrangement," meinte Lytton; „doch rathe ich Euch, nicht mehr zu lange hier sitzen zu bleiben, denn bei der Soirée des Prinzen wird der Punsch kurze Zeit nach dem Souper servirt — bis nachher!"

„Addio — laß mich diesen kleinen Weinrest vollends trinken und ich folge Euch," sagte Walter, indem er eine noch fast volle Bordeauxflasche an sich zog.

An der Thür des großen Saales, in den nun von allen Seiten die Gäste wieder hineinströmten, traf Lytton auf Roderich.

„Wo warst Du denn?“ fragte der letztere.

„Da drinnen mit Rodenberg und ein paar Anderen — zuerst wurde ich in einen mir sehr gleichgültigen Damenkreis geworfen, wo es aber etwas eng herging — und Du?“

„Ich hatte die Ehre, von dem Prinzen an seinen Tisch gezogen zu werden.“

„Glücklicher — Du soupirtest in Gesellschaft der beiden schönen Schwestern?“

„In Einem Zimmer mit ihnen. Das war aber auch alles; ich fand kaum Gelegenheit, Conchitta zu grüßen und ihr ein flüchtiges, höchst gleichgültiges Wort zu sagen — sie erschien mir so sonderbar ....“

„Wie so?“

„Nun, wenn ich auch von meiner sonst liebenswürdigen Schülerin keine Vertraulichkeit erwarte, so doch ein freundliches Wort, eine herzliche Begrüßung.“

Lytton schaute ihn fragend an.

„Nichts von dem, nichts von ihrem sonst so offenen und zutraulichen Benehmen.“

„Unbegreiflich — Conchitta ist doch sonst kein Mädchen, die viel Werth darauf legt, von einem Prinzen eingeladen und zu Tische geführt zu werden.“

„So erschien sie mir früher auch nicht; aber Umstände und Verhältnisse ändern leicht das Gemüth eines Menschen. Ich hätte schon von ihr nicht erwartet, daß sie uns überhaupt verschwiegen, jene große Sängerin, deren Name so rasch und so glänzend bekannt wurde, sei ihre Schwester.“

„Und jener braune Don mit dem strahlenden Orden ist wohl ihr Oheim?"

„So ist es — ein höchst gebildeter Mann, der verschiedene Sprachen mit großer Geläufigkeit spricht. — Nach dem Souper, als wir umherstanden und den Blumenreichthum des Pavillons, in dem wir soupirten, betrachteten, näherte ich mich Conchitta ohne irgend welches Aufsehen, auf die natürlichste Art von der Welt, und fand sie einsylbig und verlegen. Sie stellte mich ihrer Schwester vor, welche mich mit Dank überschüttete für die Güte und Freundlichkeit, mit der ich Conchitta behandelt; es war gerade," setzte er in nachdenklichem Tone hinzu, „als sei diese unsere Bekannte und jene die Fremde."

„Mir scheint, dieses veränderte Benehmen Conchitta's liegt in der für sie ungewohnten Umgebung, welche ihr bei ihrer Einfachheit nicht sympathisch sein kann."

„Und doch benimmt sie sich mit einer Ungezwungenheit, ja, mit so taktvoll sicherem Wesen, als sei sie auf glatten Salon-Parquetten aufgewachsen."

„Das mag auch wohl der Fall sein, wenigstens ist ihre Familie eine, die im goldenen Buche des spanischen Adels mit großer Auszeichnung genannt wird — nur die Nachkommen mächtiger Häuser gelangen zum Stern jenes Ordens, welchen Don Jose trägt."

Roderich schüttelte nachsinnend mit dem Kopfe, ehe er sagte: „Dergleichen macht keinen Eindruck auf Conchitta; wer ihre Familie war, wußte sie auch früher, und Du mußt mir zugestehen, daß in ihrem Benehmen auch nicht die leiseste Anspielung zu finden war, sie wolle etwas Anderes sein, als

wozu sie ihre Kunst berechtigte, und wie bescheiden und kümmerlich lebte sie!"

„Großen Namen und Reichthum findet man nicht immer zusammen — es ist wahr, Conchitta lebte bescheiden, fast kümmerlich, wogegen mir ihre Schwester gewohnt scheint, einen großen Train zu führen."

„Das spricht wieder für Conchitta's Bescheidenheit, wenigstens für ihre Genügsamkeit; denn bei der Liebe der beiden Schwestern zu einander kannst Du Dir wohl denken, daß es von der einen Seite nicht an Anerbietung gefehlt hat."

„Allerdings schien Conchitta ihren Stolz darin zu finden, von dem zu leben, was sie durch ihre Kunst verdient, und gefiel sich, ihren häufigen Aeußerungen nach, am allerwohlsten in einem ganz bescheidenen Kreise — erinnerst Du Dich der Schwärmerei des kleinen, guten Schmitz für sie?"

„Ja, ja, es liegt etwas Rührendes in seiner Anhänglichkeit."

„Und auch etwas, das sie gerührt; denn wenn sie uns freundlich und herzlich behandelt, so ist ihr Umgang mit dem kleinen, glücklichen Michel Angelo so innig und vertraulich, daß das schon meine Eifersucht erregt. Hast Du dergleichen nie bemerkt?"

„O ja, o ja — er behandelt sie aber auch mit unendlicher Sorge und Aufmerksamkeit."

„Mir hat man schon einmal erzählt, Schmitz habe ihr seine Hand angeboten."

„Pah — Unsinn!"

„Schmitz ist ein vermöglicher Mann."

„Sagst oder denkst Du so etwas im Ernste?"

„Ich wiederhole nur das Gerede der Leute, und ohne

auch nur im entferntesten daran zu glauben, wollte ich nur damit ausdrücken, daß man Conchitta nach ihrem bisherigen Auftreten für sehr bescheiden und genügsam halten muß."

„Ja, und dabei halte ich sie noch für stolz und unbeugsam."

„Zwei ausgezeichnete Eigenschaften, wenn sie von einem so guten und edlen Herzen regiert werden, wie das unserer eben so schönen als lieben Collegin ist," bemerkte Lytton und setzte, sich umschauend, nach einer Pause hinzu: „Aber wo ist Deine Frau? Ich halte es für nothwendig, noch ein wenig mit ihr zu plaudern, wie ich selbstredend schon vor dem Souper gethan."

Roderich's Stirn hatte sich verdüstert, er biß sich auf die Lippen, ehe er entgegnete: „Meine Frau ließ mir vorhin durch einen Lakaien sagen, sie habe unerträgliche Kopfschmerzen und sei nach Hause gefahren, ich solle mich durchaus nicht stören lassen."

„Hm," machte Lytton, indem er seinen Freund mit einem bedeutsamen Blicke ansah.

„Genire Dich durchaus nicht," sagte dieser; „sage mit klaren Worten, was Du denkst."

„Laß mich Dir vielmehr wiederholen, was alle Welt spricht und was Dir auch wohl schon zu Ohren gekommen sein muß."

„Die Betheiligten erfahren das, was sie interessirt, gewöhnlich zuletzt; doch kann ich wohl eine Ahnung haben von dem Gerüchte, welches über uns im Umlaufe ist, deßhalb gib ihm immerhin Worte, ohne alle Schonung."

„Man sagt, Du seiest am Vorabende Deiner Scheidung."

„Und schildert mich als einen Tyrannen, bei dem es eine rechtschaffene Frau nicht aushalten kann?“

„So spricht allerdings ein großer Theil der Weiber; aber ich habe auch über Deine Verhältnisse zu Hause schon die anständigsten und gescheitesten Ansichten gehört.“

„Es mußte so kommen, und ich werde mich nach und nach an das Schreckliche gewöhnen.“

„Darf ich, ohne indiscret zu sein, fragen, ob es wirklich so nahe bevorsteht, wie die Leute sagen?“

„Ich weiß es nicht, ehrlich gesagt; ich habe darüber nur eine einzige Aeußerung meiner Frau, die mich, als sie sie that, fast zusammenschmetterte. Wie weit sie nun im Geheimen fortgearbeitet hat, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen; daß sie aber Schlimmes im Schilde führt, glaube ich weder mir selbst noch Dir verheimlichen zu müssen.“

„Glaubst Du, daß die Anwesenheit ihres Vetters, des liebenswürdigen Kammerjunkers, damit im Zusammenhange steht?“

„Spricht man auch darüber?“ fragte Roderich mit großer Aufmerksamkeit.

„Ja; doch nur in so fern, als der Freiherr gekommen sei, um Deine Frau bei der Auflösung ihr unerträglich gewordener Bande zu unterstützen.“

„Ich bin zu arglos für diese Welt. Daran dachte ich in der That nicht; ich hielt sie für zu klug, sich einen so unklugen Beistand zu wählen.“

„Wenn man Kammerjunker ist und Freiherr Schenk von Schenkenberg, so hält man sich für klug genug, einen einfachen, harmlosen Künstler, wie Du bist, zu überlisten.“

„Wäre es nöthig, bei dieser traurigen Angelegenheit gegen

mich irgend eine List anzuwenden? Hat sie einmal ihren Entschluß gefaßt, gut, so soll sie mich finden, wie sie mich immer gefunden hat — offen, ehrlich und anständig."

„Nur nicht zu anständig und nicht zu nachgiebig."

„Wie so?"

„Der Freiherr Schenk von Schenkenberg wird für seine Cousine einen hübschen Theil Deines Vermögens verlangen."

„Er mag das ganze nehmen — laß mir meine Leinwand, meine Farbe, unter Befreiung von all' den kleinlichen Neckereien und tausendfachen Nadelstichen, die meine Laune verderben und meine Kraft lähmen, und ich erwerbe mir genug, um mehr als anständig leben zu können."

„Aber — wenn sie ihre Tochter fordert ...."

Roderich zuckte zusammen und faßte den Arm seines Freundes, den er krampfhaft drückte und dann, obwohl in leisem Tone, aber mit erschreckender Heftigkeit sagte: „Nie und nimmermehr!"

Walter trat mit Rüding aus dem Nebenzimmer zu den Beiden heran. Der erstere hatte den sanften Eduard fest am Arme gepackt und so den sich ängstlich Sträubenden herangezogen.

„Man muß dem Teufel keck in das Gesicht sehen," sagte der alte Maler in lustiger Weinlaune, „und wenn auch die Dame in Lila dort drüben keine freundlichen Blicke auf Dich absendet, so ist das ganz gleichgültig — warum sich zurückziehen vor der erhabenen Gattin eines Generals, wir als Künstler rangiren höher hinauf — nicht wahr, Roderich?"

„Ganz gewiß," warf Olfers begütigend ein; „aber Du kannst das eben so gut leise sagen."

„Eigentlich brauchte ich es gar nicht zu sagen, denn es

versteht sich von selbst; ich kam auch deßhalb nicht daher, sondern wollte Euch einladen, zuzuschauen, wie ich diesem kleinen, blondgelockten Ungeheuer in rother Weste den großmüthig verlorenen Punsch spendire — dort kommt so eine lebendige Livrée und brennt vor Lust, uns zu bedienen — he da, mein guter Freund!"

„Komm," sagte Roderich zu Lytton mit leiser Stimme, „hilf mir die Beiden ohne Aufsehen in das Vorzimmer bringen. Walter ist eine viel zu gute Seele, um ihn hier vor dieser Gesellschaft einem höhnischen Lächeln auszusetzen — kommt," wandte er sich hierauf an die beiden Anderen, „wir wollen sehen, wie Ihr Eure Wette ausgleicht; aber nicht hier, ich weiß dort nebenan einen prächtigen, stillen Platz dazu."

„Olfers ist ein Mann von eben so viel Takt als Ueberlegung; ich folge Dir unbedingt, und wenn es in die Hölle ginge. Laßt uns aber diesen kleinen Missethäter in die Mitte nehmen; ich habe die entsetzlichste Angst, er möchte sich noch einmal nach dem Mops jener Dame in Lila erkundigen, und das wäre fürchterlich — aber, daß uns ja der Punsch in Livrée begleitet!"

„Unbesorgt," antwortete Olfers, während die Drei durch den großen Saal dem Ausgange zuschritten, „ich bringe ihn schon."

Roderich führte die beiden Anderen nicht nur in das erste Vorzimmer, sondern schritt, in vernünftiger Erwägung des etwas erheiterten Zustandes Walter's, bis in jenes Gemach dicht am Vestibule, wo der Adjutant vor einigen Stunden die Gäste empfangen. Hier fanden sich noch einige frühzeitige Ausreißer, die den günstigen Augenblick, wo sich Niemand im Vorzimmer befand, wahrnehmen wollten, um sich in aller

Stille zu entfernen; als sie aber die jetzt noch günstigere Gelegenheit wahrnahmen, hier in aller Gemüthlichkeit noch einen Abschiedspunsch trinken zu können, so umringten sie den Mann in der Livrée, der ein großes Tablett mit ein paar Dutzend gefüllten Gläsern trug. Doch schien Walter mit dieser Art der Erledigung der Punschwette durchaus nicht einverstanden, sondern nahm vielmehr den Bedienten mit seinem Präsentirteller für sich allein in so fern in Beschlag, als er bei einer nochmaligen Auseinandersetzung des streitigen Objectes in einer sehr weitschweifigen Rede ein Glas um das andere ruhig zu sich nahm und austrank — ein sehr eigenthümliches Verfahren, welches sich übrigens bei Walter's außerordentlichem Ernste, mit dem er die Sache behandelte, so komisch machte, daß ihm Roderich und Olfers, selbst Rübing lachend und mit großer Befriedigung zusahen.

„So war also die Wette," sagte er nach dem letzten Glase, „und darum hat es sich gehandelt, wobei mir Jedermann zugeben muß, daß ich mit eben so viel Rücksicht für meinen Freund Rübing als Unparteilichkeit gegen die Zeugen bei dieser Wette verfahren, und wenn ich jetzt," setzte er, sich umschauend, hinzu, „im Besitze meines Hutes wäre, so würde ich noch ein Uebriges thun und diesen kleinen Eduard, den ich nun heute Abend einmal nicht verlassen darf, nach Hause begleiten."

Lachend erinnerte sich Olfers, etwas Aehnliches wie Walter's ihm wohlbekannte Kopfbedeckung auf der Uhr drinnen im großen Saale gesehen zu haben, und beauftragte einen Lakaien, dieselbe herbeizuholen, worauf die beiden Bewohner des Reichsapfels herzlichen Abschied nahmen und dann langsam die Treppe hinabstiegen, Walter, wie er sagte, mit einem

ungeheuer behaglichen Gefühle in Erwartung einer Cigarre, Rübing dagegen mit der Versicherung, daß er sich nach Beendigung einer solchen höchst angenehmen und unterhaltenden Soirée immer etwas einsam fühle und noch lange und fast schmerzlich zehre von der Erinnerung des genossenen außerordentlichen Vergnügens.

XIX.

„Komm, tritt mit mir ins enge Stübchen ein."

Der Prinz war sich in seiner Liebenswürdigkeit gegen die beiden Schwestern bis zum Ende der Soirée so gleich geblieben, daß er sie sogar bis an die Treppe begleitete, in so außergewöhnlicher Artigkeit, welche den Adjutanten von Werdenberg und den Kammerherrn von Schleiden veranlaßte, die Höflichkeit noch weiter zu treiben und die beiden jungen Damen bis an ihren Wagen zu begleiten.

„Ein paar superbe Mädchen," sagte der Eine, als der Wagen davongerollt war.

„Auf meine Ehre — räuberhaft," erwiederte der Andere — „schon zwölf Uhr, Baron, das hat verflucht lange gedauert! Wir gehen doch noch in unsern Club?"

„Das will ich meinen, nach einer solchen Langweilerei braucht ein gescheiter Mensch dringend eine Restauration."

Hätte man alles das verstanden, was beinahe jeder der Gäste, nachdem er das gastfreie Haus des Prinzen verlassen, irgend einem Anderen zuflüsterte, oder hätte man die Gedanken der meisten errathen können, so würde man gefunden haben, daß sich alle fast in der gleichen Meinung begegneten und

daß alle die Soirée, mit Ausnahme des wunderbaren Gesanges, über alle Beschreibung langweilig gefunden — wie gesagt, so dachten die Gäste, so dachte der Gastgeber hier wie in fast allen ähnlichen Fällen, und es ist deßhalb eine höchst undankbare Aufgabe, viele Leute zu so langweiligem Vergnügen zusammen zu laden.

Aehnlich klang es auch in dem Wagen, der die beiden Schwestern nach Hause führte, und Conchitta sagte: „Ich habe Dich noch nie um Dein Leben in der großen Welt beneidet, und nach solchen offenbar verschleuderten Stunden wie die des heutigen Abends kann ich Dich nur bedauern.“

„Und doch ist es lange nicht so arg, als Du denkst,“ erwiederte Juanita. Diese großen Gesellschaften ersparen uns, die wir viele Menschen sehen und sprechen müssen, eine Menge unnöthiger Besuche und dadurch außerordentlich viel Zeit — frage nur unsern guten Jose. Sobald wir in eine größere Stadt kommen, läßt er sich dort in ein paar Häuser einführen und macht dann Abends im Frack bei Soupers und Spielgesellschaften unsere kleinen Geschäfte ab.“

„Also gibst Du mir Recht?“ sagte Conchitta; „denn ich für meinen Theil pflege Geschäfte und Vergnügungen streng von einander zu scheiden.“

„Also Eines nach dem Anderen — wie Du es wünschest, meine gute Schwester, und da wir uns denn heute Abend bis zur jetzigen Stunde — natürlich mit Ausnahme meines Gesanges, ich sage es selbst, da Du es sagen wolltest — gründlich gelangweilt haben, so wollen wir uns jetzt noch ein Bischen amusiren und Dich deßhalb nach Deiner Wohnung begleiten — keine Einrede — die würdige Sennora, bei der Du wohnst, wird schlafen, und wenn auch der kleine Michel

Angelo aus seinen Träumen aufwacht, wenn er uns die Treppen hinauf gehen hört, so wird er entzückt sein, seinen Schützling, wie er Dich zu nennen pflegt, wieder unter seinem Dache zu wissen; auch habe ich Mercedes heute noch nicht gesehen, was mich schmerzt, besonders, da ich Euch doch bald wieder verlassen muß."

„Schon so bald, Juanita?"

„In den nächsten Tagen; ich habe einen ehrenvollen und höchst angenehmen Ruf, dem ich Folge leisten muß. Aber warum willst Du uns nicht begleiten? Ich habe Dich schon so oft und so dringend darum gebeten."

„Laß das, Juanita, Du kennst meine Gründe, und Du mußt sie achten; wenn ich auch keine so große Künstlerin bin, wie Du, so ist mir doch meine Kunst eben so lieb als Dir die Deinige."

Der Wagen hatte jetzt das Haus erreicht, wo Conchitta wohnte, und hielt kaum vor dem Hause, als die Thür desselben auch schon von Mercedes geöffnet wurde, welche außerordentlich erfreut war, als nun alle Drei eintraten und sich die Treppe hinauf in die Wohnung begaben.

Mochte Michel Angelo Schmitz zufällig aufgeblieben sein oder absichtlich, wir wissen das nicht genau anzugeben, doch ist es Thatsache, daß er in der geöffneten Thür seines Zimmers erschien, und zwar mit zwei brennenden Lichtern, welche er mit einer freundlichen Verbeugung so hoch als möglich hielt, um die etwas dunkle Treppe für die Gesellschaft zu erleuchten. Nachdem er einen dankenden Gruß von den beiden Schwestern, auch von Don Jose dafür erhalten, schaute er noch eine Zeit lang in die Höhe, wie die weiße, sylphenartige Gestalt Conchitta's langsam verschwand, und ging dann in seine Woh-

nung zurück, mit sich selber redend: „War es mir doch gerade, als sei der Segen aus dem Hause gewichen, es erschien mir Alles so leer, so unheimlich — jetzt hoffe ich aber, ganz ausgezeichnet zu schlafen.“

Drinnen in ihrem Schlafzimmer war übrigens Madame Schmitz ebenfalls noch wach, obgleich diese würdige Dame bereits seit längerer Zeit im Bette lag.

„Ist Mamsell Conchitta nach Hause gekommen?“ fragte sie ihren Sohn.

„Ja, Mutter, mit ihrer Schwester und dem alten Herrn.“

„Hast Du sie noch gesehen?“

„Im Vorbeigehen.“

„Nicht wahr, ich irre doch nicht, unsere Mamsell ist in einem weißen Kleide und ihre fremde Schwester in einem gelben?“

„So ist es, ja, ja.“

„Und der Herr hat einen Stern auf dem Rock?“

„Ja wohl, Mutter.“

„Willst Du nicht so gut sein und einen Augenblick zu mir hereinkommen?“

„Gewiß,“ erwiederte zuvorkommend der Sohn und trat an das Bett seiner Mutter.

Diese richtete sich etwas in die Höhe, dann sagte sie mit großer Wichtigkeit und leise flüsternd, als wolle sie es vermeiden, daß das, was sie ihrem Sohne mitzutheilen habe, irgend Jemand auf dieser Welt höre: „Dein seliger Vater hatte einen Widerwillen gegen die gelbe Farbe, und meinen ersten Streit mit ihm bekam ich deßhalb, weil ich Dir gelbe Höschen machen ließ, und zwar von einem Gelb, welches durchaus nicht schreiend war — ist das nicht merkwürdig?“

„Es ist erstaunlich, Mutter, was Du für ein Gedächtniß hast!"

„Aber es reibt mich auf, dieses ausgezeichnete Gedächtniß und die beständige schmerzliche Erinnerung — nun, wir wollen darüber schlafen und es hoffentlich bis morgen früh vergessen haben. Dein Vater war ein ganz guter und vernünftiger Mann, aber ist's nicht erstaunlich, wegen einer gelben Hose Streit anzufangen?"

„Gewiß, Mama, ich kann das durchaus nicht begreifen."

„So ging es mir auch — nun, Gott habe ihn selig, er wird in Frieden ruhen, denn da drüben, wo er jetzt ist, gibt es keine gelben Hosen — das weiß ich ganz gewiß. — Gute Nacht, mein Sohn Michel!"

„Gute Nacht, Mutter!"

Im oberen Stocke hatte unterdessen Mercedes ein paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet und lud die Angekommenen ein, um den runden Tisch Platz zu nehmen, auf dem ein kolossaler Rosenstrauß stand; auch brachte sie eine Flasche frischen Wassers, dazu die nöthigen Gläser und eine Krystallschale mit Zuccarillos.

„Ah, Zuccarillos!" seufzte Juanita. „Du bist doch eine theure, liebe, stets sorgsame Schwester, Mercedes. Ach, wenn ich Zuccarillos sehe, so denke ich fast schmerzlich bewegt und mit einer Lebhaftigkeit an Sevilla, daß es mir gerade ist, als säßen wir in unserem Patio neben dem murmelnden Springbrunnen, umduftet von Orangenblüthen, und ich hörte nichts als Mandolinenklänge und Castagnettengeknatter — ach, mein schönes Spanien!"

„Die gute Mercedes läßt die Zuccarillos hier machen," sagte Conchitta; „sie hat es einen Conditor gelehrt, und der

bereitet sie ganz ordentlich — schau' nur her, wie sie zerschmelzen." — Und damit nahm sie eine der langen, dünnen Stangen aus schaumigem Zucker und Citronensaft und stellte sie in ein Glas voll Wasser, worauf der weiche Zucker augenblicklich zu schmelzen anfing und der Zuccarillo in ein paar Secunden in sich zusammensinkend verschwunden war.

„Und Cigarren?" fragte Don Jose, der sich mit einer sichtbaren Behaglichkeit in einem Lehnstuhle ausdehnte. „Ist es außerordentlich streng verboten, bei Euch zu rauchen?"

„Im Gegentheil," erwiederte Mercedes lachend, indem sie ein Paketchen Cigarritos herbeibrachte, „fange immerhin an, und ich fürchte, wir erleben es, daß schlechtes Beispiel gute Sitten verdirbt." Dieses sagte sie mit einem launigen Blicke auf Juanita, welche ihr mit großem Ernste und mit wirklicher Grandezza erwiederte:

„Schlechte Beispiele können auf mich gar nicht einwirken; ich glaube, es ist unmöglich, mich zu etwas zu verführen, aber sich einem so kleinen, nieblichen Laster aus freien Stücken hinzugeben, dazu kann man mich jederzeit geneigt finden." — Dies sagend, nahm sie eine der dünnen Papiercigarren, öffnete sie mit ihren nieblichen Fingern, um sie gleich darauf fester und mit einer solchen Gewandtheit zusammenzudrehen, daß man deutlich sah, es geschehe dies nicht zum ersten Male.

Auch Mercedes langte zu, ohne sich besonders nöthigen zu lassen, und sagte mit einem lächelnden Seitenblicke auf Conchitta: „Man sollte glauben, Du seiest keine echte Spanierin."

„Es macht mir nun einmal kein Vergnügen; ich hoffe, Du kennst mich genügend, um zu wissen, daß ich nicht aus Ziererei das Rauchen einer kleinen Cigarre unterlasse."

„Ich bin gutmüthig genug,“ sagte Don Jose, sich zurücklehnend, „um Euch von Herzen den Genuß einer so vortrefflichen Puros, besonders nach stundenlanger Soirée, zu wünschen; man fühlt sich dabei förmlich der trockenen Wirklichkeit entrückt und in ein wonnevolles Fabelland versetzt, man ist Herrscher auf irgend einem Throne, und während man in süßen, betäubenden Düften schwelgt, führen die aufsteigenden zarten Rauchwolken schattenhafte, phantastische Tänze vor unsern Augen auf. Ah, ich bin der Ueberzeugung, ein Herrscher, welcher eine gute, milde Cigarre raucht, ist nicht im Stande, irgend ein schweres Strafurtheil zu unterschreiben.“

Don Jose hatte diese kleine Schwärmerei mehr zum eigenen Ergötzen wie für die Damen hören lassen, weßhalb sich Mercedes gegen Juanita wandte, ihre beiden Hände ergriff, ihr mit innigem Blicke in die Augen schaute und in beinahe traurigem Tone fragte: „Ist es denn wahr, daß Ihr uns so bald verlassen wollt?“

Juanita nickte mit dem Kopfe, dann sagte sie: „Von meinem Wollen hängt es ja nicht ab, ich habe Verpflichtungen, die ich erfüllen muß.“

„Und warum gehst Du die Verpflichtungen ein? Du solltest nicht so viel singen, Dich mehr schonen!“

„Ich werde mich schonen und nicht mehr so viel singen,“ entgegnete Juanita lachend, sobald es mir meine Stimme gebietet; jetzt aber strengt mich das durchaus nicht an, im Gegentheil, es übt mich und hilft meiner Kunst — sagen doch die Leute, meine Töne seien kostbare Perlen, lauteres Gold — nun ja, das soll es für uns werden.“

Conchitta hatte eine Rose aus dem Bouquet, das vor ihr auf dem Tische stand, gezogen und spielte damit, indem

sie Blättchen um Blättchen abzupfte und dabei sehr ernst vor sich niedersah.

„Und nicht wahr, Jose, es fehlt uns nicht an kostbaren Perlen und werthem Golde?"

„Ja, der Himmel ist Dir günstig, wir nehmen große Summen ein, um — große Summen wieder auszugeben."

„Bah, zu einem guten Zwecke!" sagte Juanita.

„Allerdings," sprach Jose seufzend, „zu einem guten und großen Zwecke, und ich bin es, der Dich dazu ermuthigt — Gott aber mag wissen, ob ich es jetzt noch einmal thun würde!"

„Ei, Don Jose, ein spanischer Grande und den Muth verlieren!"

„Nicht gegen sichtbare Gegner oder ein mühevolles Leben oder harte Schicksale; aber gegen ein Phantom, das allen unseren Streichen ausweicht, und das, wenn wir es fest gepackt zu haben glauben, uns ausweicht, um von rechts, von links, von oben, von unten uns hohnlachend unsere Ohnmacht vorzuwerfen."

Juanita schüttelte leicht mit dem Kopfe, dann sagte sie zu ihrer jüngeren Schwester: „Da wir einmal bei dieser Angelegenheit sind, so darf ich Dir wohl sagen, Conchitta, wie sehr es mich gewundert, daß Du nie über den Stand unseres Processes gefragt — und auch Du nicht, Merced," fuhr sie fort, als sie den eigenthümlichen Blick bemerkte, den ihre ältere Schwester mit Conchitta wechselte; „Du mußt nicht sagen, nicht einmal denken," fuhr sie mit lebhaftem Tone fort, „daß die Sache Dich nichts angehe, ja, sie betrifft Dich so gut wie mich selber, und wenn ich alle Anstrengung mache, um diesen ungeheuren Proceß zu gewinnen, und wir müssen

ihn gewinnen, so thue ich es, um eines Tages Millionen vor Dir ausbreiten zu können, Millionen, die unserer Familie rechtmäßig gehören, mit denen ich unsere Stammschlösser wieder ankaufen und unserer erlauchten Familie den Glanz wieder verleihen werde, der ihr gebührt. Jose," schloß sie mit einer ungeduldigen Bewegung, „sage doch diesen Ungläubigen, daß wir Hoffnung haben!"

„Aber ich hoffe nicht," entgegnete Conchitta sanft; „auf was man hofft, danach muß man auch Verlangen fühlen, und ich trage kein Verlangen nach großem Reichthume."

„Immerhin," versetzte Juanita, die Achsel zuckend, „sage ihnen immerhin, was wir zu hoffen haben; aber glaube mir," wandte sie sich in bitterem Tone an Conchitta, „daß es auch nicht meine Sucht nach großem Reichthume ist, weßhalb ich die schwere Erbschaft dieses Processes, den uns Vater, Großvater und Urgroßvater hinterließen, übernommen habe und mit aller Kraft weiter führe; nur unser gutes Recht will ich verfechten, und nicht einmal gegenüber lebenden Personen, die Vortheile oder Nachtheile haben könnten beim Gewinnen oder Verlieren dieses Rechtsstreites, sondern gegenüber der todten Hand einer Staatsverwaltung."

„Wenn dieser Proceß einmal entschieden wird," sagte Don Jose, indem er sich in seinem Lehnstuhle aufrichtete, „so muß das ein förmliches Aufsehen geben, denn der Anfang desselben klingt wie ein Märchen."

„Ach ja," sagte Conchitta, „und als solches war es mir stets interessant. Ich habe es schon aufmerksamen Kindern erzählt," fuhr sie nach augenblicklichem Nachsinnen mit heiterem Lächeln fort; „es gibt kein Märchen, welches sie so gern hören, wie die Geschichte von der Katze mit der rothen Halsbinde."

„Wie mir mein Sachwalter aus Madrid schrieb, hat diese Angelegenheit für uns eine durchaus günstige Wendung genommen, woran ich auch von vorn herein nie gezweifelt, weßhalb wir uns jedoch noch keiner großen Illusion hingeben dürfen, daß der Proceß bald beendigt werde; im Gegentheil, es kann noch Jahre dauern, denn unsere spanischen Advokaten sind ihrer Zähigkeit wegen berühmt und lassen sich höchst ungern einen so fetten Bissen wie das Plaidoyer für die Staatsverwaltung aus den Zähnen reißen.“

„Jahre lang!“ rief Juanita unmuthig; „das habe ich schon Jahre lang gehört, und ich muß schon gestehen, wenn mich das Schicksal hart behandeln wollte, so müßte es mich den Proceß gewinnen lassen, wenn ich alt geworden bin.“

„Dann könntest Du ein Kloster stiften,“ meinte Mercedes lächelnd, „und wir würden recht heiter und vergnügt zusammen leben.“

„Und für meine alsdann längst dahingegangene Seele Messen lesen lassen,“ sagte Don Jose — „nein, ich pflichte Juanita vollkommen bei, es wäre entsetzlich, wenn das Schicksal so hart mit uns umginge!“

„Für mich hat die Idee etwas Unheimliches, das Erbe einer Todten, welche hundert Jahre unbeerdigt lag, antreten zu sollen!“ warf Conchitta gedankenvoll dazwischen.

„Kindereien, was geht uns die Todte an!“ sprach Juanita; „wir beerben ihren Oheim, unsern Urgroßvater in gerader Linie. Doch sind diese Einzelheiten kein Gespräch für die Mitternachtsstunde und nach einer ermüdenden Soirée; wie mich Jose schon vor einigen Tagen versichert, steht unsere Sache gut, und das habe ich für unsere Pflicht gehalten, Dir mitzutheilen — ja, meine gute, liebe Conchitta, Du sollst und

mußt, selbst gegen Deinen Willen, reich und glücklich gemacht werden!"

„Und — Eines ohne das Andere wäre nicht möglich?" fragte Conchitta schüchtern.

„Möglich wohl, aber es gehört zu den Seltenheiten!" rief Juanita. „Was mich betrifft, so kann ich mir ohne großen Reichthum kein wahres Glück denken; o, es müßte eine Seligkeit sein, mit tausend und Tausenden Millionen um sich werfen zu können, sich jede Laune erlauben zu dürfen und als Gottheit da zu stehen in den Augen der erbärmlichen Menschheit, deren Achtung sich nach Bankbillets abmessen läßt."

„Ja, Reichthum als Mittel zu irgend einem Zwecke will ich mir gefallen lassen."

„Wie kann man es auch anders verstehen; glaubst Du, Jose, es würde mir Freude machen, in Goldhaufen zu wühlen? O nein, ich möchte nur reich sein, unermeßlich reich, um Mittel zu haben, großartige Phantasieen auszuführen und um meine Mitmenschen glücklich zu machen," setzte sie, träumerisch vor sich hinstarrend, hinzu. — „Und Ihr könnt mir glauben," rief sie alsdann mit leuchtenden Augen, „ich habe großartige Phantasieen, herrliche Phantasieen! Woran ich zum Beispiel mit einer innigen Schwärmerei denke, ist an das Castell — bei Granada, gegenüber der göttlichen Alhambra und der reizenden Xeneralifa — erinnerst Du Dich, Jose?"

„Ob ich mich erinnere! Es gibt keinen wunderbareren Punkt in ganz Spanien, und das ist viel gesagt. Aber das Castell selbst verdient kaum noch seinen Namen, es ist ein altes, verfallenes Haus, eine Ruine — fast nur ein Trümmerhaufe mit einem verwilderten Parke."

„Aber wie großartig schön in seiner Verwilderung, seinem murmelnden, klaren, eiskalten Wasser, das freilich jetzt ungebändigt und ungeleitet unter dem dichten Schatten der fast zusammengewachsenen Bäume dahinfließt — und diese Bäume, Jose, erinnerst Du Dich noch? Deutschland ist mit Recht stolz auf seine Buchen- und Eichenwälder, aber zeige mir hier oder in dem gepriesenen Frankreich oder im schönen Italien etwas Aehnliches, — diese mächtigen Eichen und Buchen, ihnen zur Seite Lorbeeren und Orangen!"

„Wie heute, schwärmte sie auch damals, als wir in Granada waren, für diesen allerdings reizenden Punkt," sagte Don Jose lächelnd zu den beiden andern Schwestern. „Ich dachte, Du hättest das vergessen," wandte er sich nun an Juanita.

„Ich das vergessen?" rief sie mit strahlendem Blicke — „im Gegentheil, es ist fast täglich meine liebste Erholung, dort einst ein irdisches Paradies zu errichten. Oft stundenlang, wenn ich allein bin, oder tagelang, wenn wir reisen, baue ich in Gedanken an dem Hause, welches ich dort oben errichten, an dem Parke, den ich anlegen möchte. O, beides steht so lebendig vor meinem inneren Auge, daß ich's nur niederzeichnen dürfte, wenn ich überhaupt zeichnen könnte, oder daß ich es meinem Hofbaumeister und meinem Hofgärtner nur in die Feder zu dictiren brauchte, den Palast mit seinen Treppen und Fenstern, mit seinen Altanen und Säulen, den Park mit seinen Wegen, seinen Gebüschpartieen, seinen Seeen! Ja, wenn ich auf meinen Reisen irgend ein kleines Kunstwerk kaufe oder ein größeres gern kaufen möchte, so bestimme ich es schon im Voraus für meine Villa bei Granada und bin

in Gedanken genau mit mir darüber einig, welche Plätze Bilder oder Statuen einnehmen sollen."

„Hoffen wir demnach auf unsere Erbschaft," sagte Don Jose lächelnd, „denn ich glaube, Du würdest für diese Phantasie allein eine halbe Million nöthig haben."

„Was ist eine halbe Million gegenüber der Erbschaft, die uns mit Recht gehört? — Ach, meine gute Conchitta," wandte sie sich gegen diese, „welch herrliches Leben würden wir führen — Du würdest zeichnen und malen, ich würde musiciren und singen, Jose wäre Chef der Hofhaltung, Mercedes Oberhofmeisterin — Freunde, die wir hätten, müßten Jahre lang bei uns bleiben, Künstler fänden Hülfe und Schutz bei uns, und auf diese Art würden wir die Höfe Europa's um einen weiteren und würdigeren vermehren, um den hohen Künstlerhof von Granada!"

„Diese Phantasie," meinte Jose, indem er lächelnd sein Haupt schüttelte, „müssen wir Andern von Dir begreiflich finden, Juanita; Du bist als Künstlerin so oft die Herrin unermeßlichen Vermögens, die Beherrscherin großartiger Ländereien, die Gemahlin von Fürsten, Königen und Kaisern, daß es Dir eine Kleinigkeit ist, mit Millionen zu spielen, ja, neue Reiche zu gründen, und wenn es auch nur ein Reich von Künstlern wäre — Du hast ...."

„Halt da," fiel ihm Juanita ins Wort, „Du solltest besser wissen, Jose, daß ich aus dem Lampenlichte, aus dem falschen Schimmer und aus den werthlosen Flittern nie etwas in mein gewöhnliches Leben hineintrage oder Luftschlösser baue; wäre aber die Idee, die ich Euch eben entwickelt, nicht unbeschreiblich schön — sprich, Jose, wäre sie es nicht?" fragte sie dringend.

„Allerdings, Juanita, die Idee ist vortrefflich, und ich möchte an Deinem Künstlerhofe lieber als an jedem anderen Hofe der Christenheit leben.“

„Ich danke Dir; doch beantworte mir noch eine andere Frage: wäre meine Idee unausführbar, wenn wir unsern Proceß gewinnen würden?“

„Ah, in dem Falle,“ erwiederte Jose mit heiterer Miene, „könntest Du Dir diese Kleinigkeit schon erlauben, ja, ich möchte sogar sagen, in diesem Falle wäre sie eine vortreffliche Anwendung der Ueberschüsse Deines Nadelgeldes.“

„Nun denn, guter Jose,“ rief sie mit leuchtendem Blicke, „Du wirst unsern Proceß gewinnen, und ich werde ihn gründen, unsern Künstlerhof von Granada!“

„Vor der Hand wollen wir darüber träumen,“ meinte Don Jose, indem er auf seine Uhr schaute — „es ist Zeit für uns Alle, zur Ruhe zu gehen.“

Damit erhob er sich, und die Anderen folgten seinem Beispiele, jeder mit dem ihm angeborenen Naturel: Don Jose würdevoll und gravitätisch, wie er Alles zu thun pflegte, Conchitta ruhig und still, Mercedes mit der Hast der Hausfrau nach den umherliegenden Shawls und Tüchern eilend, Juanita rasch und lebendig sich umwendend und die Gegenstände im Zimmer betrachtend, als komme sie eben erst zur Thür herein.

„Du bist fleißig, Conchitta,“ sagte sie, die Skizzen und Studien an den Wänden, meistens von der Hand ihrer Schwester, betrachtend — „und mich freut Deine Liebhaberei für zierliche Möbel und Kunstwerke — alles für unsern Künstlerhof!“ flüsterte sie ihr zu. — „Doch was ist denn das?“ fuhr sie mit lauter Stimme fort und nach einer Ecke des Zimmers

eilend, wo auf einem Stückchen Teppich ein schneeweißer Pudel lag, der sie mit seinen klugen, lebhaften Augen aufmerksam betrachtete.

„Ah, das ist Figaro," sagte Conchitta, „Figaro, unser Gast seit heute Morgen."

„Wie so, Euer Gast?"

„Es ist das eine eigene Geschichte, liebe Juanita," sprach die jüngste Schwester mit leiserer Stimme, als sie gewöhnlich zu sprechen pflegte. „Ich zeichnete neulich in einem Garten und ließ, ohne es zu wollen, mein Skizzenbuch liegen. Schon glaubte ich es verloren, denn es war schon einige Zeit verflossen, seit ich es vermißte, als sich heute Morgen die Thür öffnete und das schöne Thier dort hereinkam, in seinem Maule mein Skizzenbuch tragend."

„Wie ist denn das möglich," fragte Juanita, aufmerksam werdend, „wie kann ein Hund denn die Thür öffnen?"

„Der Hund öffnete natürlicher Weise nicht selbst," sagte Mercedes, „das that ein kleiner Bursche, welcher im Auftrage seines Herrn den Hund begleitete."

„Ah, im Auftrage seines Herrn! Und wer ist denn jener Herr, so voller Liebenswürdigkeit und so voller Eigenheiten gegen Dich, daß er Dir ein verloren gegangenes Skizzenbuch durch seinen Hund überbringen läßt, statt selber zu kommen?"

„Der Herr dieses Hundes ist ein Künstler Namens Rodenberg, den ich persönlich kaum kenne und der durchaus keine Veranlassung hat, mich zu besuchen."

„A—a—ah so!" erwiederte Juanita. „Und wie kam es, daß das schöne Thier bei Euch blieb? Ach, das ist wirklich ein schönes Thier!" setzte sie hinzu, ohne eine Antwort

abzuwarten, worauf sie sich hinabbeugte und den Hund mit weicher, schmeichelnder Stimme lockte, hervorzukommen.

Augenblicklich folgte Figaro diesem Rufe und kam mit so freundlichen Bewegungen dicht an das junge Mädchen heran, daß es vollkommen begreiflich war, wie sie ihre kleinen Hände um seinen Hals legte und ihre Stirn einen kleinen Augenblick in sein weißes, seidenes Haar drückte.

„Er ist wirklich ausgezeichnet schön," sagte sie darauf; „und wie kommt es, daß er bei Euch geblieben?"

„Wir haben uns deßhalb keine besondere Mühe gegeben," erwiederte Mercedes; „zum Danke für das Ueberbringen des Skizzenbuches gab ihm Conchitta eine Schale Milch, und als man ihm darauf die Thür öffnete, zog er es vor, hier zu bleiben."

„Rodenberg heißt sein Herr," sprach Juanita leise — „ach, ich kenne ihn wohl, bei dem Künstlerfeste draußen war er freundlich gegen mich. Und wie kam gerade er zu Deinem Skizzenbuche?"

„Das weiß ich Dir nicht genau anzugeben; wahrscheinlich war Rodenberg der Finder und sandte es mir."

„Aber auf eine so eigenthümliche Art, daß er auf alle Fälle damit etwas ganz Besonderes ausdrücken wollte. Fandest Du in dem Skizzenbuche nichts von ihm, nicht irgend ein Zeichen, keine Zeile von seiner Hand?"

„Danach habe ich wahrhaftig gar nicht gesehen," erwiederte Conchitta in vollkommen unbefangenem Tone.

„Aber ich blätterte das Buch durch und fand nicht das Geringste darin," sagte Mercedes lächelnd.

„So ist es gerade," meinte Juanita, indem sie nachsinnend vor sich niederschaute, „als wage er es nicht, selbst

zu kommen oder auch nur eine Zeile zu schreiben — er hält sein Versprechen," setzte sie, zu sich selbst redend, hinzu. — „Gute Nacht, Conchitta!" — Sie reichte bei diesen Worten ihrer jüngeren Schwester beide Hände und zog sie an sich, um sie herzlich zu küssen. Darauf machte sie es mit Mercedes eben so und verließ dann mit Jose das Gemach und gleich darauf das Haus.

XX.

„Sahst Du ein Glück vorübergehen?"

Einige Zeit nach der im vorigen Kapitel erwähnten Soirée des Prinzen Heinrich befand sich Roderich in seinem Atelier ganz allein, denn auch die sonst unsichtbar hinter dem großen Carton arbeitenden Schüler hatten sich unter der Angabe, draußen in Wald und Feld Studien malen zu wollen, einen freien Tag verschafft. Es war in dem großen, weiten Gemache kühl und still wie in einer Kirche, auch fast eben so feierlich, und wenn man sich ähnlichen Gedanken hingegeben hätte, so hätte man jeden Augenblick erwarten dürfen, die tiefen Töne einer Orgel oder die lautschallenden Worte eines Predigers zu vernehmen. Hoch oben durch das halb offene Fenster blickte ein Stück des in dunkelblauem Glanze leuchtenden Himmels herein, wie eine Verklärung, wie ein befruchtender Gruß, den die allliebende Natur in die stille Künstlerzelle sandte.

Roderich stand an seiner Staffelei vor dem nun fast vollendeten Bilde, und er war in so glücklich künstlerischer Stimmung, daß sein Pinsel kaum die Leinwand zu berühren brauchte, um etwas zu schaffen, mit dem er sich selbst zu-

frieden erklären mußte. Es waren dies Augenblicke, wie er sie sehr liebte, um ein Stück Leinwand oder ein großes Stück Papier vor sich hinzustellen und irgend eine Composition zu entwerfen, ein Zeitvertreib, wie er ihn sich hier und da an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Heute aber durfte er nicht daran denken, denn er hatte fest versprochen, sein Bild in der allernächsten Zeit wegzugeben.

Doch flogen seine Gedanken, so fleißig er auch arbeitete, häufig über Pinsel und Bild hinweg und verführten oft seinen Blick, zuweilen aufzuschauen nach dem kleinen Stückchen des strahlenden Himmels, nur um die Gedanken, jene losen, flatterhaften Gesellen zurückzurufen, wie er sich selbst einzureden versuchte; doch wenn er alsdann seinen Blick aufwärts wandte zu dem klaren, leuchtenden Blau und ihm seine Gedanken zuflüsterten, der weite Himmelsbogen spanne sich über eine so unbeschreiblich schöne Erde und es sei doch zuweilen recht dunkel und kühl hier im Atelier, da kam ihn eine solche Sehnsucht an nach einer Wanderung über Berg und Thal, daß er nicht nur seine Gedanken hinausließ in alle Weiten, sondern daß er sich im nächsten Momente darauf ertappte, wie er immer noch sinnend und brütend aufwärts schaute.

Aus einer ähnlichen Träumerei riß ihn die Ankunft seines Gärtners Andreas, welcher den Gobelin am Eingange ein wenig auf die Seite schob und nach vorausgeschicktem leichten Husten die Frage stellte, ob ein Herr, welcher draußen sei, hereinkommen dürfe.

„Wer ist der Herr — einer meiner Bekannten oder ein Fremder?“

„Hier ist seine Karte," sagte der Diener, indem er schüchtern näher kam.

Roderich nahm sie, und nachdem er sie gelesen, sagte er in einem sehr ärgerlichen Tone: „Ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich für fremde Leute um diese Zeit nicht zu sprechen bin!"

„Das sagte ich auch," erwiederte Andreas und setzte in einem eigenthümlichen, stillen Tone hinzu: „Da ihn aber die gnädige Frau bis an den Garten begleitete, so mochte ich nicht sagen, der Herr sei nicht in seinem Atelier."

„Und Du hast ganz Recht gehabt," sagte Roderich in einem begütigenden Tone, „ersuche den Herrn, hereinzukommen; zuerst aber rücke den großen Lehnstuhl dorthin."

Nachdem Andreas dies besorgt und dann, auf den Zehen schleichend, hinausgegangen war, wurde der Gobelin abermals aufgehoben, und der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg trat in das Atelier.

„Ah, Herr Baron," rief ihm der Künstler entgegen, „Sie erzeigen mir das Vergnügen, in meine Werkstätte zu kommen — verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht an der Thür bewillkommt — aber ein nasser Pinsel und ein angenehmes Licht verlangen gebieterisch ihr Recht!"

„Ich bitte, sich nicht stören zu lassen," entgegnete der Kammerjunker, bedächtig näher kommend, wobei er sich bemühte, mit seinem mantelartigen Ueberwurfe vom feinsten Wollenstoffe, in einem überaus zarten Grau, nicht an die etwas staubig aussehenden Staffeleien zu streifen oder mit einem Bilde in Berührung zu kommen, dessen Farbe ja möglicher Weise so frisch sein konnte, um unangenehme Spuren zurückzulassen auf seinem untadelhaft schönen, so eben beschrie-

denen Kleidungsstücke. Und nicht bloß dieses Kleidungsstück mußte die Bewunderung eines Kenners erregen, das ganze Aeußere des Kammerjunkers war vielmehr vollkommen Neid erregend, ja, um uns eines gewöhnlichen, aber sehr passenden Ausdruckes zu bedienen, wie aus dem Ei geschält. Bewundernswürdig war die Schwärze, der Glanz und die Glätte seines Hutes und seiner lackirten Stiefel — sich in letzteren abzuspiegeln, wäre durchaus nicht unmöglich gewesen. Dazu trug der Freiherr von Schenk hyacinthfarbige Beinkleider in Grau mit einer Mischung von Lila, einen braunen Frack mit glänzenden Knöpfen, auf denen unter der Krone die Allerhöchste Chiffre zu sehen war. Seine Halsbinde war mit Geist und Talent geknüpft, seine Handschuhe über jeden Tadel erhaben. Wenn er nur über der glänzend schwarzen Atlasweste nicht eine so auffallend lange und schwere goldene Kette getragen hätte! Aber unwillkürlich heftete sich der Blick des Beschauers auf diese Kette, und wenn man das ganze gezierte Wesen des Kammerjunkers betrachtete, sein Bemühen, so unnatürlich, als es nur immer möglich war, zu gehen, zu stehen, zu sprechen, ja, zu sehen, so konnte man den frevelhaften Gedanken nicht los werden, diese Kette sei eigentlich eine Fessel, vermittels welcher der Kammerjunker hier und da festgeschlossen werde, wenn er sich gar zu auffallend bemühe, einen wirklichen Menschen nachzuahmen.

Dabei war sein glattes, ausdrucksloses Gesicht so abgemessen ernst, so unaussprechlich würdevoll anzusehen, daß man unwillkürlich daran denken mußte, wie schrecklich diese nichtssagenden Züge aussehen müßten, wenn sich auf ihnen plötzlich ein heiteres, gemüthliches Lächeln zeige.

Während der Kammerjunker so vor dem Künstler saß,

konnte sich der letztere das Vergnügen nicht versagen, sein Gesicht mit ein paar kräftigen Zügen auf ein Stück Papier zu werfen, um sich dasselbe mit seiner überaus langen Oberlippe, dazu der schlaff herabhängenden Unterlippe und den halb geschlossenen Augenlidern, als den Typus der Albernheit, aufzubewahren.

Der Freiherr von Schenk hatte zuweilen seine matten Augen geöffnet, umhergeschaut und halblaut gemurmelt: „Schönes Atelier, ausgezeichnete Waffen, superbe Bilder — su—perb." Hierauf hatte er sein Taschentuch hervorgezogen, leicht hinein gehustet und dann seine Blicke nicht ohne einen deutlichen Ausdruck der Unbehaglichkeit auf den Maler gerichtet, der jetzt Pinsel und Bleistift niederlegte, nach einer Cigarre langte und seinem Gegenüber ebenfalls eine anbot; doch lehnte sie der Kammerjunker mit einer so entschiedenen Handbewegung und beinahe zusammenschauernd von sich ab, daß Roderich sagte:

„Sie sind wohl kein Raucher, Herr Baron, und da es Sie alsdann geniren muß, wenn ich mir eine Cigarre anzünde, so werde ich es bleiben lassen."

„In Ihrem eigenen Atelier — wo denken Sie hin?"

„Allerdings pflege ich in meinem eigenen Atelier zu rauchen; doch weiß ich, was ich Ihnen schuldig bin und schätze das Glück zu hoch, Sie endlich einmal persönlich bei mir begrüßen zu können."

„Es ist wahr, wir hatten in unserem gegenseitigen Besuche entschiedenes Mißgeschick; meine Karten aber sind Ihnen hoffentlich doch zugekommen?"

„Gewiß, Herr Baron; aber was ist eine Karte gegenüber dem Vergnügen, sich in Wirklichkeit zu sehen und zu

sprechen!" gab der Maler nicht ohne einige Bosheit zur Antwort.

Der Andere verbeugte sich wie geschmeichelt, worauf der Maler fortfuhr:

„Waren Sie mit der neulichen Soirée bei Seiner Hoheit zufrieden? Es interessirt mich, darüber etwas aus dem Munde eines Kenners zu vernehmen."

Der Kammerjunker hustete leicht und war sichtbar um eine Antwort verlegen. Daß die Soirée eines Prinzen ihm als mißlungen erschienen war, möchte er einem Plebejer gegenüber doch nicht zugestehen, und eben so wenig konnte er sagen, daß sie ihm gerade deßhalb als mißlungen erschienen, weil Leute wie der, welcher ihm gegenüber saß, anwesend gewesen waren. Er half sich deßhalb, so gut er konnte, indem er sagte: „Hätte man statt zu einer Soirée zu einem Concerte oder zu einer musikalischen Abendunterhaltung eingeladen, so würde ich in jeder Hinsicht ausgezeichnet befriedigt gewesen sein; doch," setzte er hinzu mit jenem eigenthümlichen Zusammenzucken, welches bei dieser Art von Leuten die Unterwürfigkeit gegen eine höhere Person andeuten soll, „Seine Hoheit mit Dero feinem Sinne haben gewiß seine vortrefflichen Gründe gehabt, so und nicht anders zu verfahren."

„Sie verließen die Gesellschaft frühzeitig?"

„Um meine Cousine nach Hause zu begleiten, welche über horrible Kopfschmerzen klagte."

„Ah, meine Frau?" Da muß ich unendlich bedauern, Herr Kammerjunker, daß Sie sich veranlaßt sahen, ein Vergnügen abzukürzen, um meine Frau nach Hause zu begleiten!"

Nach diesen Worten wechselten die beiden Männer einen Blick, worauf Roderich augenblicklich erkannte, daß es sich hier nicht um einen Höflichkeitsbesuch handle, mit dem der Freiherr von Schenk ihn zu beglücken die Gewogenheit hatte.

„Allerdings — aber," sagte der letztere, „meine Cousine bat mich dringend, sie nach Hause zu begleiten."

Dieses „mich" betonte er so auffallend, daß Roderich, welcher sich, nachdem er Palette und Pinsel niedergelegt, behaglich auf die Ecke des neben ihm stehenden Tisches gesetzt, langsam von diesem herabglitt und seine Arme über einander schlug; dann sagte er in ruhigem Tone: „So gab Ihnen meine Frau, Ihre Cousine, wohl auch die Gründe an, warum dieselbe gerade von Ihnen, Herr Kammerjunker, nach Hause begleitet sein wollte, während ich, ihr Mann, mich nur wenige Schritte von ihr befand."

„Sie gab mir diese Gründe an."

„Und beauftragte Sie vielleicht, mir dieselben zu wiederholen."

„Gewiß, und deßhalb habe ich mir erlaubt, Sie hier in diesem Atelier aufzusuchen, wo wir doch ohne Zeugen sind, wie ich hoffe."

„Ganz ohne Zeugen, Herr Baron; doch wenn auch Zeugen da wären, so würde mich das durchaus nicht abhalten; denn Gründe, welche die Oeffentlichkeit scheuen, wird Ihnen meine Frau wohl nicht anvertraut haben, um sie mir mitzutheilen."

Dießmal war es Roderich, der das Wort „Ihnen" sehr stark betonte.

„Und doch ist es leider so," erwiederte der Kammer-

junker achselzuckend. Ich übernahm einen Auftrag, dessen Besorgung mir außerordentlich schwer fällt."

„So würde ich ihn vielleicht nicht angenommen haben."

„Madame Hildegard" — er schien es absichtlich zu vermeiden, den Namen des Mannes, der vor ihm stand, auszusprechen — „meine nahe Anverwandte — ich, ihr natürlicher Beschützer ...."

„Ei, der Tausend, Herr Kammerjunker — und was bin ich denn, welcher das Glück hat, Ihre Cousine als Frau zu besitzen?"

„Darf ich mir vielleicht erlauben, von meinem Auftrage zu reden?" sprach der Kammerjunker in sehr sanftem Tone.

„Reden Sie immerhin," erwiederte der Maler lebhaft — „aber da Sie nach der Einleitung von so eben in einem Auftrage meiner Frau, welche Sie bis hieher an meinen Garten begleitet, zu mir kommen, so bitte ich nur um Eines — lassen Sie Vergangenes vergangen sein und halten Sie sich an die Gegenwart, oder vielmehr an die Zukunft. Ersparen Sie mir und sich selbst jede unangenehme Erörterung, wenn es sein kann. Seien Sie so positiv als möglich." — Er schaute bei diesen Worten, anstatt sein Gegenüber anzusehen, rings um sich her, denn es war ihm gerade, als klängen von allen Wänden, aus allen Ecken die schrecklichen Worte abermals an sein Ohr, welche er vor Kurzem hier gehört: „Und warum denn nicht früher?"

„Sie scheinen mir auf das vorbereitet, was ich Ihnen leider zu sagen habe — ich wiederhole das Wort ‚leider,' weil die Bedeutung desselben mir aus dem Herzen kommt!"

„Zur Sache, Herr Baron — wir wollen im Geschäftstone reden und alle Gefühle bei Seite lassen."

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einem frostigen Lächeln, dann betrachtete er aufmerksam seine feinen, hellfarbigen Handschuhe und sagte: „Da Sie mich ersucht haben, in unserem Geschäftsgespräche die Vergangenheit gänzlich aus dem Spiele zu lassen, so darf ich mir wohl kaum die Bemerkung erlauben, wie leid es mir thut, daß diese Vergangenheit gerade so war oder so geworden, wie es der Fall ist.“

„In dieses Bedauern, Herr Baron, stimme ich aus vollem Herzen ein.“

„Durch diese Vergangenheit,“ fuhr der Andere nach einer kleinen Pause fort, während er mit seiner schweren goldenen Kette spielte, „hat sich denn die Gegenwart so gestaltet, daß für die Zukunft eine Aenderung im Interesse beider Parteien äußerst nothwendig erscheint.“

Roderich nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Madame Hildegard, meine Cousine, obgleich untröstlich, in dieser Aenderung die Initiative ergreifen zu müssen, sah sich trotzdem veranlaßt, mich zu ersuchen, Ihnen über eine solche Aenderung die nöthigen Mittheilungen zu machen.“

„Das heißt in klareren Worten, meine Frau hat Ihnen, ihrem natürlichen Beschützer,“ versetzte der Maler in einem Anfluge von Ironie, „den Auftrag gegeben, mit mir über eine Scheidung zu unterhandeln.“

„So ist es, mein werther Herr Olfers,“ gab der Kammerjunker aufathmend zur Antwort; „ganz genau ist es so, und wenn Sie so freundlich sein wollen, mit mir in Unterhandlung darüber zu treten, so wird diese Sache sich wohl auf eine leichte und für beide Theile auf die wenigst peinliche Art machen lassen.“

„Unterhandeln wir denn," sagte Roderich, dem die geschäftsmäßige Art, mit der sein Gegenüber die furchtbare Angelegenheit behandeln zu wollen schien, etwas von der Ruhe wiedergab, die ein tiefer, gewaltiger Schmerz aus seinem Herzen zu verjagen drohte — „unterhandeln wir denn. Wie ich voraussetze, sind Sie ein Mann, der die Gesetze kennt und genau zu unterscheiden weiß, was dem Einen recht und dem Anderen billig ist."

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einer Miene, die nicht mißverstanden werden konnte, dann sagte er: „Was die hierauf bezüglichen Paragraphen des Gesetzes bestimmen, würde ich nicht gern zur Grundlage unserer Unterhandlung nehmen — verstehen Sie mich recht, verehrtester Herr — meine Cousine, eingedenk längst vergangener Zeiten, wünscht in jeder Beziehung eine vollkommen gütliche Uebereinkunft — hätte sie mich sonst wohl mit einer solchen Unterhandlung betraut?" — Dieses „mich" betonte er abermals wieder so scharf, daß das einfache Wörtchen so klang wie sämmtliche Titel, welche der Kammerjunker besaß, so wie alle jene, die er einstens zu besitzen hoffte.

„So wäre es denn am besten, wenn Sie mir in aller Kürze die Wünsche Ihrer Cousine mittheilten."

Statt zu antworten, bewegte sich der Freiherr von Schenk mit den untrüglichsten Zeichen des Mißbehagens, und erst als ihm der Künstler sein Ansuchen wiederholte, gab er zur Antwort: „Sie werden mir zugeben, daß es für einen Mann in meinen Eigenschaften peinlich, ja, fast unmöglich ist, Wünsche zu formuliren, die mit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht werden können und müssen."

„Und warum nicht, Herr Baron?" erwiederte der Maler

und setzte fast mit Humor hinzu: „Wir unterhandeln als trockene Geschäftsleute, ohne eine Spur von Gemüth — Sie kennen wahrscheinlich den Ausspruch eines berühmten Finanzmannes: „In Geldangelegenheiten hört alle Gemüthlichkeit auf!'"

„Setzen Sie sich in meine Lage, Herr Olfers, und gestehen Sie mir zu, daß es für mich wohl unmöglich ist, einen derartigen Wunsch meiner Cousine auszusprechen. In dieser Beziehung sind Sie über uns ungeheuer im Vortheil — wir haben zu ersuchen, Sie zu bewilligen."

„Aber würden Sie es auch in diesem Falle nicht vorziehen, den Buchstaben des Gesetzes um Rath zu fragen?"

Der Kammerjunker blickte forschend in die Höhe, doch schaute ihm Roderich arglos in die Augen, daß er deutlich sah, Roderich kenne den hierauf bezüglichen Paragraphen des Ehescheidungsgesetzes, welcher der geschiedenen Frau eine ziemlich mäßige Summe aussetzt, nicht. — „Dieser Paragraph," sprach er nach einer Pause, indem er abermals mit außerordentlicher Aufmerksamkeit seine Handschuhe besichtigte, „spricht sich allerdings deutlich genug aus; doch glaubt meine Cousine ...."

„Ihn nicht in Anwendung bringen zu dürfen, weil er vielleicht zu große Forderungen an mich stellt?" entgegnete Roderich rasch, fast hastig — o, geniren Sie sich durchaus nicht, Herr Baron — ich bitte Sie darum, ich wünsche das, ich muß es zur Grundlage unserer Unterhandlung machen, daß Ihrer Cousine alles das gewährt wird, was sie von mir verlangt — ja, mehr noch! Halten wir uns deßhalb an den gewissen Paragraphen, den ich leider nicht kenne, wenn es Ihnen gefällig ist."

Der Kammerjunker war offenbar in großer Verlegenheit; er kannte den Paragraphen ganz genau, und obgleich er nicht verkennen konnte, daß der Andere aus dem Grunde nur auf die Erfüllung jenes Paragraphen drang, weil er glaubte, derselbe biete außerordentliche Vortheile für Madame Hildegard, so fiel es doch dem Hochmuthe des Freiherrn sehr sauer, ihn über diesen Irrthum aufzuklären, und doch mußte es geschehen. — „Ich erlaubte mir früher schon einmal," sagte er nach einem längeren Stillschweigen, „Ihnen zu bemerken, um Alles in der Welt nicht das Gesetz in Anspruch zu nehmen, mein lieber Herr. Sie werden mich verstehen, wenn ich Sie frage: was ist das Gesetz? — Eine Zusammenstellung von Paragraphen, erfunden von Leuten, die, ohne eine Spur von Zartsinn und Gemüth, Alles auf dem trockensten Geschäftswege behandelt wissen wollen."

„Wenn ich nicht irre," erwiederte der Maler, aufmerksam werdend, „so wollten wir ja nach den gleichen Grundsätzen unsere Unterhandlung führen — doch ehe Sie mir auf diese Frage erwiedern, beantworten Sie mir eine andere. Ist der eben erwähnte Paragraph des Ehescheidungsgesetzes für Ihre Cousine günstig oder ungünstig?"

„Nicht geradezu günstig," versetzte der Kammerjunker und betrachtete zur Abwechslung diesmal mit großer Aufmerksamkeit seine Glanzstiefel.

„Ah, nun verstehe ich — Sie wünschen unsere Unterhandlung auf zweierlei Art geführt zu haben: was die Scheidung selbst anbelangt, ohne alle Empfindlichkeit, ohne Rührung; was aber die darauf folgenden Forderungen betrifft, so beabsichtigen Sie hiefür meine ganze Gemüthlichkeit in Anspruch zu nehmen — bitte, Herr Baron, ohne Um-

schweise — haben Sie die Güte, mir einfach mit Ja oder Nein zu sagen, ob meine Ansicht über Ihre Art zu unterhandeln, die richtige ist; aber wenn ich Sie dringend ersuchen darf, nur Ja oder Nein!"

„Ja denn — ja," gab der Kammerjunker, nachdem der Maler die gleiche Frage mehrmals an ihn gestellt und sich auf keine Erklärung und Worte einlassen wollte, zur Antwort, wobei er sich in sichtbarem Unbehagen auf seinem Stuhle hin und her wand wie ein Wurm an der Nadel — „ja!" — Sein Stolz mußte in diesen sauren Apfel beißen, und wie bitter ihm das war, sah man an seinen verdrießlich zusammengezogenen Mundwinkeln und seinen fast ganz geschlossenen Augen.

Roderich war nun vollkommen im Reinen, daß sein Gegenüber durch das Wörtchen „ja," so hart es ihm auch angekommen war, an seine Großmuth appellirt hatte, und dies verursachte ihm ein ungeheuer wohlthuendes und leicht begreifliches Gefühl. Er machte ein paar Schritte durch das Atelier, blieb einen Augenblick vor der Staffelei, sein schönes Bild betrachtend, stehen, dann trat er vor den Kammerjunker hin und sagte fast heiter, indem er behaglich seinen vollen Bart strich: „Verzeihen Sie mir, Herr Baron, daß ich Sie durch meine Unkenntniß des Gesetzes fast in eine kleine Verlegenheit gebracht hätte; ich bin nur ein Maler, allerdings kann ich mit Stolz sagen, durch und durch ein großer Künstler, ein Künstler, dessen Name durch ganz Europa mit Achtung genannt wird; ich kann Ihnen dabei die Versicherung geben, daß ich mich früher um Gesetzesparagraphen nie kümmerte, ja, daß ich selbst dann, als Ihre Cousine hier in diesem Atelier vor nicht langer Zeit ein ent-

setzliches Wort aussprach, das nun zur traurigen Wahrheit werden wird, so wenig an ernste Folgen dieses Wortes dachte, daß es mir nicht einfiel, meine Erfahrungen durch die bezüglichen Paragraphen des Ehescheidungsgesetzes zu bereichern. Wohl gab es düstere Augenblicke, wo mir jenes Wort in traurigen Bildern erschien; doch wenn ich alsdann nach Hause kam und unser Kind betrachtete, mein kleines, geliebtes Mädchen, so verschwanden jene Bilder wieder und ich konnte lächeln über meine Träume und Phantasieen — „also doch!" sagte er nach einem tiefen Athemzuge mit bewegter Stimme. „Jetzt, da ich weiß, woran ich bin, werde ich mich darein zu finden wissen und danke Ihnen, Herr Baron, für die Gewißheit, welche Sie mir zu geben so freundlich waren."

Auf dem Gesichte des Malers zuckte nach diesen Worten ein gewaltiger Schmerz, und da er das selbst fühlte, wandte er sich rasch, um nach einem abermaligen und längeren Gange durch das Atelier mit gefaßter, ruhiger Miene vor den Anderen hintreten zu können. „Und nun," sagte er alsdann, „lassen Sie mich Ihnen meine Anerbietung machen — Ihre Cousine, meine Frau, wird Ihnen wohl der Wahrheit gemäß nicht verheimlicht haben, daß ich bisher Alles redlich mit ihr getheilt — das heißt nicht Alles," setzte er, bitter lächelnd, hinzu. „Wie viel Trübes, Unangenehmes habe ich ihr verschwiegen, wie oft habe ich mich auf meinem Wege nach Hause gewaltsam bezwungen, um mit heiterer, zufriedener Miene vor sie hintreten zu können, und was Glück und Freude anbelangt, so ist Gott mein Zeuge, ich habe nach besten Kräften dafür gesorgt, daß ihr immer der größere und reichere Antheil zufiel!"

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einer Miene, als

wolle er sagen, er zweifle aus Höflichkeit nicht im geringsten an der Wahrheit dieser Worte.

„Und nach dem eben ausgesprochenen Grundsatze," fuhr Roderich fort, „will ich Ihnen mein Anerbieten stellen. Ich schätze mein jetziges Einkommen auf ungefähr zehntausend Thaler jährlich, wobei ich indessen nicht vorhersagen kann, wie lange Jahre meine Bilder noch verlangt und bezahlt werden, um auf diese Einnahme rechnen zu können — doch, gleichviel — ich werde mein Anerbieten auf die oben angegebene Summe gründen und schlage Ihnen demgemäß für Ihre Cousine, meine Frau, ein jährliches Einkommen von sechstausend Thalern vor. Sie sehen, ich bleibe meinem Grundsatze getreu; es ist mehr als die Hälfte meines jetzigen Einkommens."

Ein leichter Strahl von Vergnügen zuckte über das sonst so gleichgültige Gesicht des Kammerju nkers; doch verschwand es rasch wieder, als er nach einer Pau se sagte: „Allerdings Ihres jetzigen Einkommens — aber wenn sich dieses Einkommen verminderte — Sie geben diese Voraussetzung zu ...."

„Ich bewundere Sie als Geschäftsmann, Herr Kammerjunker," erwiederte Roderich in einem scharfen Tone, „freue mich aber, daß Ihre Cousine, bis jetzt meine Frau, einen so umsichtigen, gewissenhaften Anwalt gefunden; doch habe ich ebenfalls daran gedacht, und da es mir zu gleicher Zeit nicht entgehen konnte, wie schmerzlich es für eine geschiedene Frau sein muß, von dem Manne, den sie einstens ihren Gatten genannt, Zahlungen annehmen zu müssen, so mache ich Ihnen den Vorschlag, dieses Einkommen in ein Capital zu verwandeln, welches ungefähr meinem jetzigen Vermögen

gleichkommen wird, und dieses Capital an Ihre Cousine zu übertragen."

Jetzt zeigte sich unverkennbar der Ausdruck eines wirklichen und aufrichtigen Vergnügens auf dem Gesichte des Kammerjunkers; doch fand er für gut, dasselbe nach der ersten Aufwallung durch eine traurige Miene zu dämpfen, mit welcher er erwiederte: „Sie werden mir zugeben, Herr Olfers, es war für mich außerordentlich hart und unangenehm, mit Ihnen über diese schmerzliche Angelegenheit zu unterhandeln; doch muß ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich Sie so zugänglich, so gerecht, so loyal gefunden, wie ich es erwartet."

„Wenn Sie in der That erwarteten, mich so zu finden, Herr Baron, so begreife ich es vollkommen, wie schmerzlich und unangenehm es Sie angekommen sein muß, diesen Auftrag zu übernehmen; doch das ist nun hinter uns, ist erledigt, und, wie ich also glauben und hoffen darf, zu Ihrer und zu — der Anderen vollständiger Zufriedenheit."

„Noch eine Frage werden Sie mir erlauben in Betreff des zu übertragenden Capitals: geht dasselbe als Eigenthum in die Hände meiner Cousine über — oder hat sie nur die Nutznießung davon?"

„In so fern als Eigenthum, als ich es der Mutter meines Kindes übertrage."

„Ah, ich verstehe und habe es mir auch nicht anders gedacht! Sie betrachten dieses Capital als das einstige Erbe Ihrer Tochter, welches die Mutter bis zu jenem Zeitpunkte für ihr Kind verwaltet. Diese Ansicht freut mich in der That, denn ich glaube, bei dieser Ihrer Ansicht Sie zu einer andern, durchaus natürlichen Forderung meiner Cousine geneigt zu finden."

„Einer weiteren Forderung?“ fragte Roderich mit einigem Erstaunen.

„Einer ganz natürlichen und selbstredenden: die Mutter will begreiflicher Weise ihr Kind nicht verlassen.“

„Und wie wäre das möglich, wenn die Mutter dieses Kindes mich verläßt?“ sagte Roderich mit einer eigenthümlichen Hast und mit einem so plötzlichen Aufleuchten seiner Blicke, daß der Kammerjunker vorher ein paarmal hustete und neben dem Maler vorbei an die Wand schaute, ehe er erwiederte:

„Was eine solche Möglichkeit anbelangt, so wäre sie allerdings vorhanden, und wie ich vorhin schon bemerkte, so gab mir Ihre so freundliche Auffassung der Sachlage den Muth, zu glauben, daß Sie eine solche Möglichkeit nicht nur einsehen, sondern auch derselben beistimmen würden.“

„Ohne Umschweife, wenn ich bitten darf, Herr Kammerjunker — Sie haben mich eben so bestimmt als correct gefunden, und ich kann dasselbe von Ihnen verlangen.“

„Gewiß — aber ich darf mir wohl noch erlauben, vorauszuschicken, daß wir es mit einer Frau zu thun haben, die eine ungeheure Festigkeit und Charakterstärke besitzt.“

„Ob ich das weiß!“

„Und, um mich kurz zu fassen, wir haben es mit einer Mutter zu thun, die unter keiner Bedingung ihr Kind verlassen will.“

„Ah, Herr Baron,“ rief der Maler aufbrausend, „Sie wagen es, mir eine solche Zumuthung zu stellen?“

„Als Bevollmächtigter meiner Cousine,“ erwiederte der Freiherr von Schenk mit großer Ruhe. „Ueber die Forderung derselben dürfen Sie sich eigentlich eben so wenig wundern,

als ich darüber erstaunt bin, daß Sie diese Forderung mit Entrüstung zurückweisen."

„Meinen Sie? Und wenn wir Beide dennoch, Ihre Cousine und ich, auf unserem Willen bestehen, so glauben Sie, daß der Gedanke an ein geliebtes Kind stark genug wäre, um Ihre Cousine von einem voreiligen Schritte zurückzuhalten, der ihr keinen Segen bringen wird?"

„Es gibt kein anderes Mittel."

„Sie sagen das mit einer Bestimmtheit, die mich verletzen könnte — gut denn, ich will mich bemühen, ebenfalls einzusehen, daß es kein anderes Mittel gibt. Sie wissen meine Bedingungen, Sie gestanden mir ein, dieselben seien so loyal als möglich, und damit ist unsere Unterhandlung beendigt."

„Vielmehr abgebrochen, wenn es nicht möglich ist, Sie zu einer freundlichen Bestimmung in Betreff des anderen Punktes zu veranlassen."

„Nie, Herr Kammerjunker!" versetzte der Maler entrüstet.

Der Freiherr von Schenk machte hier eine längere Pause und schien während derselben eine Naht seiner Handschuhe mit der größten und andauerndsten Aufmerksamkeit zu betrachten; dann sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen, mit einem frostigen Lächeln und lispelnden Tone: „So wollen Sie diese Differenz benutzen, um eine arme Frau mit Gewalt bei sich zurückzubehalten, die nun einmal nicht ferner in Ihrem Hause leben kann?"

„Ich hoffe, daß Sie hinzusetzen, Herr Kammerjunker: wie diese Frau mich beauftragt hat, Ihnen zu sagen — denn ich glaube nicht, daß Sie aus eigener Anschauung sprechen können."

„Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin nur Bevollmächtigter und drücke mich vielleicht nicht ganz richtig aus.“

„Gut, vergessen Sie es denn nicht, daß Sie nur Unterhändler sind, wenigstens so lange wir unterhandeln. Sollten Sie vielleicht später,“ setzte der Maler nach einem kurzen Stillschweigen und einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „ein Vergnügen daran finden, Ihre eigene Meinung in dieser Angelegenheit auszusprechen, so bin ich sehr bereit, mich darüber mit Ihnen in jede Erörterung, die Sie wünschen, einzulassen.“

„Bitte recht sehr, Herr Olfers, wenn es Ihnen gefällig ist, so will ich die Unterhandlung nur als Bevollmächtigter fortführen und beendigen.“

„Ich glaube, wir können sie als beendigt betrachten!“ sagte der Andere in scharfem Tone, indem er aufstand und, sich rasch abwendend, ein paar Schritte in das Atelier hinein machte und alsdann, zurückkehrend, mit großer Bestimmtheit sagte: „Sparen Sie sich die Mühe, den letzterwähnten Punkt nochmals zu berühren; berichten Sie Ihrer Cousine über das, was wir abgeredet, und setzen Sie hinzu, aber mit vollkommener Ueberzeugung, Herr Kammerjunker, daß Sie mich entschlossen gefunden hätten, jedes Opfer zu bringen, um den Wünschen Ihrer Cousine gerecht zu werden, daß mich aber keine Macht der Erde dazu veranlassen könnte, mein Kind von mir zu lassen — vielleicht,“ setzte er aufathmend und mit weicherer Stimme hinzu, „gibt ihr diese meine Festigkeit den Muth, ein Leben noch länger zu ertragen, das allerdings kein freudvolles genannt werden konnte, und hält sie von einem Schritte zurück, den man bei jeder Frau einen moralischen Selbstmord nennen kann.“

Der Kammerjunker preßte seine Lippen fest auf einander und schloß seine Augen ein paar Secunden lang, ehe er zur Antwort gab: „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Olfers, daß Ihr Benehmen mir gegenüber bis jetzt so taktvoll, so zart war, um mich über den verletzenden Ausfall hinwegzusetzen; überhaupt bleiben wir bei unserer ersten Uebereinkunft: keine Empfindlichkeit, keine Gefühlssprache."

„Verzeihen Sie mir, Sie haben Recht, es würden das zwischen uns Beiden doch nur Phrasen sein."

„Allerdings — und da ich Sie unbeugsam finde, so muß ich leider sagen, daß unsere Unterhandlungen von keinem günstigen Erfolge begleitet sind."

Er nahm seinen Hut von dem Stuhle neben sich, auf welchen er ihn gestellt, und blies sorgfältig ein paar Stäubchen von der schwarzglänzenden Fläche; dann erhob er sich, zog seinen hellgrauen Ueberwurf mit großer Bedächtigkeit fester über die Schultern und sagte alsdann zögernd: „Ich hätte allerdings geglaubt, Herr Olfers, in unseren Unterhandlungen glücklicher zu sein, dieselben zu einem für beide Theile angenehmen Abschlusse zu bringen; auch meine Cousine rechnete fest darauf, und ich weiß nun in der That nicht, wie es ihr möglich gemacht werden soll, ein Leben fortzuführen, das schon durch die Eröffnung solcher Unterhandlungen einen unheilbaren Riß erhalten."

„Wenn das Ihnen und Ihrer Cousine Kummer machen sollte," sagte Roderich mit großer Aufrichtigkeit in Blick und Ton der Stimme, „so gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß man bei mir zu Hause auch nicht durch eine Miene ahnen soll, welchen Inhalts unser Gespräch gewesen."

„Ich glaube Ihnen, gewiß, ich glaube Ihnen, doch weiß

meine Cousine zu genau, daß ich mein Versprechen gehalten — ah, es ist sehr fatal, Herr Olfers, daß es keine Möglichkeit gibt, um uns zu verständigen!"

„Keine — ich bin nachgiebig genug gewesen, um erwarten zu können, daß man mich mit ähnlichem Vorschlage verschonen würde."

„Es kommt mich einigermaßen hart an, Ihnen sagen zu müssen, daß meine Cousine sich veranlaßt sehen wird, Sie um die Genehmigung zu ersuchen, einen Aufenthalt bei ihren Verwandten nehmen zu dürfen, bis sich vielleicht ein Ausweg findet, um die Angelegenheit zur Zufriedenheit beider Theile zu erledigen."

Roderich zuckte zusammen, doch faßte er sich gewaltsam und erwiederte nach einer förmlichen Verbeugung: „Ich habe Ihrer Cousine, meiner Frau, nie Hindernisse in den Weg gelegt, so oft sie Lust hatte, ihre Verwandten zu besuchen."

„Und Sie werden auch nichts dagegen haben, daß Ihre kleine Tochter die Mutter begleiten darf, wie es ja früher immer geschehen?"

„Allerdings war dies früher der Fall," gab Roderich, ohne auch nur eine Secunde zu zögern, zur Antwort, „doch nach unserer Unterredung werden Sie es begreiflich finden, daß ich meine Einwilligung dieses Mal nicht dazu gebe."

„Das ist hart!"

„Aber nicht ungerecht!"

Der Kammerjunker zuckte mit den Achseln und sagte dann nach einer längeren Pause, während welcher er nachsinnend die glänzende Fläche seines Hutes betrachtete: „Sie sind unbeugsam!"

„Unbeugsam — so wahr mir Gott helfe!"

„Und nichts ist im Stande," sagte der Freiherr mit einem lauernden Blicke, Ihren Entschluß zu Gunsten meiner Cousine zu ändern?"

„Nichts!"

Der Andere schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe, versuchte einen schmerzlichen Seufzer, der ihm aber nicht gelang, wandte sich wie zum Weggehen und machte ein paar Schritte nach der Richtung der Thür; doch wollte er durch diese Bewegung nur ausdrücken, daß er mit sich selber ernstlich über etwas zu Rathe ging. Auch hatte er seine rechte Hand an den Kopf gelegt und rieb sich die Stirn, wobei sein Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck angenommen hatte. Jetzt drehte er sich rasch wieder gegen den Herrn des Ateliers um, warf den Kopf in die Höhe und zeigte die entschlossene Miene eines Mannes, der mit sich selbst über etwas ins Reine gekommen ist.

„Gut denn," sagte er, „obgleich nur Unterhändler und mit keiner Vollmacht versehen, die mir das Recht gibt, eigenmächtig zu handeln, will ich doch auf eigene Verantwortlichkeit meinen Auftrag überschreiten, um Ihnen gefällig zu sein, diese leidige Sache zu einem genügenden Abschlusse zu bringen. Die von Ihnen freundlich gestellten Bedingungen bleiben, wie sie sind, die Scheidung wird von Ihrer Seite, ja, mit Ihrer Beihülfe eingeleitet und ausgeführt und — ich wage es kaum auszusprechen," setzte er seufzend hinzu — „meine Cousine muß überredet werden, auf ihre Tochter zu verzichten."

„Diese letztere Bedingung ist es allein, die für mich von Werth ist, alles Andere ist Nebensache."

„Leider wird meine Cousine eben so denken," sagte der

Kammerjunker mit affectirter Traurigkeit — „doch was Vernunftgründe vermögen, soll geschehen, und da ich Ihnen jetzt zugestehen kann und darf, daß ich Ihr Verlangen nicht unbillig finde, so werden wir zu einem glücklichen Resultate gelangen.“

„Zu einem glücklichen?“ fragte der Maler achselzuckend und mit einer verächtlichen Miene, die er sich durchaus nicht die Mühe nahm, zu verbergen.

„Sagen wir zu einem günstigen,“ verbesserte der Kammerjunker in heiterem Tone.

„Und so rasch wie möglich, wenn es denn einmal so sein soll! Sie sind ein Mann von Einfluß, Herr Baron, nehmen Sie die Sache, welche für Ihre Cousine von so großer Wichtigkeit ist, kräftig in die Hand, bereiten Sie Alles vor, und wenn Sie die außerordentliche Freundlichkeit haben wollten, die nöthigen Documente für die Uebertragung des besprochenen Capitals ausfertigen zu lassen, so wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür. Zum Unterschreiben brauche ich alsdann keine Minute, was für mich von großer Wichtigkeit ist.“

Der Andere verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung und sagte alsdann: „Sie können sich denken, Herr Olfers, wie schmerzlich es für meine Cousine sein muß, ein Haus zu verlassen, wo sie Jahre lang gelebt, dieses Haus allein zu verlassen, und deßhalb muß ich mir erlauben, Ihnen nochmals unsere Bitte zu wiederholen, daß Ihre kleine Tochter die Mutter nur für eine ganz kurze Zeit begleiten darf.“

Roderich machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich bitte Sie dringend darum — nur für ganz kurze Zeit — vielleicht für acht oder zehn Tage.“

Der Maler machte einen raschen Gang durch das Atelier,

nachdenklich und bewegt. So sollte also jetzt das entsetzliche Wort von damals in Erfüllung gehen — so sollte ein Band zerrissen werden, das, wenn es auch kein glückliches gewesen war, doch immerhin sein Hauswesen zusammengehalten hatte, ein Band, das zu einem glücklichen hätte werden können und das, auf eine so gewaltsame Art zerrissen, sein Herz und das seines Kindes unfehlbar aufs tiefste mitverwunden mußte! Vergessen hatte er in diesem Augenblicke alle trüben und qualvollen Stunden, welche ihm die oft unerträglichen Launen seiner Frau verursachten, zurückgedrängt erschienen ihm die tiefen Schatten seiner oft so trostlosen Ehe, und nur einzelne Lichtpunkte derselben glänzten ihm aus der Vergangenheit herüber; vergessen hatte er all' die Härte, all' die Lieblosigkeit, mit der sie ihn behandelt, und sein ganzes Denken, sein ganzes Fühlen war nur von einem traurigen Bilde erfüllt, von dem Bilde seiner Frau, der Mutter seines Kindes, wie sie, für ewig Abschied nehmend, ein Haus verließ, das ihr eigenes gewesen, von einem Kinde schied, das sie geboren und geliebt — und für das sie nun fortan eine Fremde sein sollte. Er sah es deutlich, wie sein kleines Mädchen jammernd seine Arme nach ihr ausstreckte und wie sie sich weinend mit verhülltem Antlitze von einer Schwelle abwandte, die sie einst hoffend betreten und vor der sie jetzt hoffnungslos den Staub von ihren Füßen schüttelte.

Nach mehrmaligem raschen Durchschreiten des Gemaches blieb er jetzt plötzlich vor dem Kammerjunker stehen und sagte in weichem Tone: „Und wenn ich auch zu allem dem noch meine Zustimmung ertheile, daß meine Tochter die Mutter für eine kurze Zeit begleiten darf, werden Sie sich in diesem Falle dafür verbürgen, daß mein Kind nach Ablauf dieser

Kammerjunker mit affectirter Traurigkeit — „doch was Vernunftgründe vermögen, soll geschehen, und da ich Ihnen jetzt zugestehen kann und darf, daß ich Ihr Verlangen nicht unbillig finde, so werden wir zu einem glücklichen Resultate gelangen."

„Zu einem glücklichen?" fragte der Maler achselzuckend und mit einer verächtlichen Miene, die er sich durchaus nicht die Mühe nahm, zu verbergen.

„Sagen wir zu einem günstigen," verbesserte der Kammerjunker in heiterem Tone.

„Und so rasch wie möglich, wenn es denn einmal so sein soll! Sie sind ein Mann von Einfluß, Herr Baron, nehmen Sie die Sache, welche für Ihre Cousine von so großer Wichtigkeit ist, kräftig in die Hand, bereiten Sie Alles vor, und wenn Sie die außerordentliche Freundlichkeit haben wollten, die nöthigen Documente für die Uebertragung des besprochenen Capitals ausfertigen zu lassen, so wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür. Zum Unterschreiben brauche ich alsdann keine Minute, was für mich von großer Wichtigkeit ist."

Der Andere verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung und sagte alsdann: „Sie können sich denken, Herr Olfers, wie schmerzlich es für meine Cousine sein muß, ein Haus zu verlassen, wo sie Jahre lang gelebt, dieses Haus allein zu verlassen, und deßhalb muß ich mir erlauben, Ihnen nochmals unsere Bitte zu wiederholen, daß Ihre kleine Tochter die Mutter nur für eine ganz kurze Zeit begleiten darf."

Roderich machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich bitte Sie dringend darum — nur für ganz kurze Zeit — vielleicht für acht oder zehn Tage."

Der Maler machte einen raschen Gang durch das Atelier,

nachdenklich und bewegt. So sollte also jetzt das entsetzliche Wort von damals in Erfüllung gehen — so sollte ein Band zerrissen werden, das, wenn es auch kein glückliches gewesen war, doch immerhin sein Hauswesen zusammengehalten hatte, ein Band, das zu einem glücklichen hätte werden können und das, auf eine so gewaltsame Art zerrissen, sein Herz und das seines Kindes unfehlbar aufs tiefste mitverwunden mußte! Vergessen hatte er in diesem Augenblicke alle trüben und qualvollen Stunden, welche ihm die oft unerträglichen Launen seiner Frau verursachten, zurückgedrängt erschienen ihm die tiefen Schatten seiner oft so trostlosen Ehe, und nur einzelne Lichtpunkte derselben glänzten ihm aus der Vergangenheit herüber; vergessen hatte er all' die Härte, all' die Lieblosigkeit, mit der sie ihn behandelt, und sein ganzes Denken, sein ganzes Fühlen war nur von einem traurigen Bilde erfüllt, von dem Bilde seiner Frau, der Mutter seines Kindes, wie sie, für ewig Abschied nehmend, ein Haus verließ, das ihr eigenes gewesen, von einem Kinde schied, das sie geboren und geliebt — und für das sie nun fortan eine Fremde sein sollte. Er sah es deutlich, wie sein kleines Mädchen jammernd seine Arme nach ihr ausstreckte und wie sie sich weinend mit verhülltem Antlitze von einer Schwelle abwandte, die sie einst hoffend betreten und vor der sie jetzt hoffnungslos den Staub von ihren Füßen schüttelte.

Nach mehrmaligem raschen Durchschreiten des Gemaches blieb er jetzt plötzlich vor dem Kammerjunker stehen und sagte in weichem Tone: „Und wenn ich auch zu allem dem noch meine Zustimmung ertheile, daß meine Tochter die Mutter für eine kurze Zeit begleiten darf, werden Sie sich in diesem Falle dafür verbürgen, daß mein Kind nach Ablauf dieser

Frist, sagen wir vierzehn Tage, zu mir zurückgebracht werde? Wollen Sie diese Verpflichtung übernehmen?"

„Ich will sie übernehmen."

„Und verpflichten Sie sich als Mann von Ehre, nach Verlauf dieser vierzehn Tage mein Kind in mein Haus, in meine Hände zurückbringen zu lassen?"

„Ich verbürge mich dafür und verpfände Ihnen darauf mein Ehrenwort."

„So sei es denn," sagte der Maler, tief aufathmend, „ich will Alles thun, um ihr das Scheiden von ihrer bisherigen Heimath zu erleichtern; ob Ihre Cousine im ähnlichen Falle gegen mich ebenfalls so verfahren würde, ist eine Frage, deren Beantwortung ich Ihnen überlasse, Herr Baron."

Der Kammerjunker machte eine halb zustimmende, halb abwehrende Bewegung.

„Und wann — wird ...." sprach Roderich, doch konnte er es nicht über sich gewinnen, diesen Satz zu vollenden.

„Da diese traurige Angelegenheit nun einmal zu Aller Zufriedenheit geordnet zu sein scheint, so wäre es wohl am besten, sie so rasch als möglich zum Vollzuge zu bringen — wir würden heute Abend reisen, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden hätten."

„Schon heute Abend," sagte der Maler erschüttert, „und ohne ...."

Da er schwieg, blickte ihn der Andere fragend an.

„Ohne Abschied?"

Der Kammerjunker zuckte die Achseln und machte dazu eine so bedenkliche Miene, daß Roderich, den die Rührung zu überfallen drohte, sich zusammennahm und, seinen Satz

von vorhin vollendend, rasch sagte: „Ohne Abschied von meiner kleinen Tochter?"

„O, gewiß nicht — wer wird das verlangen?" erwiederte der Kammerjunker jetzt sehr freundlich und zuvorkommend. „Sie werden vielleicht in Kurzem nach Ihrem Hause zurückkehren und dann ...." — Dieses Mal war es gewiß absichtlich, daß er den Satz nicht vollendete.

„Vielleicht oder wahrscheinlich finden Sie es begreiflich, wenn ich in meinem Atelier bleibe und erst spät am Abende nach Hause zurückkehre. Ich werde durch Andreas mein kleines Mädchen holen lassen und es bei mir behalten, bis die Zeit heranrückt, welche Ihre Cousine zur Abreise bestimmt hat."

„Ich finde, daß das eine ganz gute Idee ist, und muß mir erlauben, Sie jetzt zu verlassen, um noch einiges Nothwendige zu besorgen." Er näherte sich dem Künstler mit ceremoniösem Schritte und etwas freundlichem Lächeln, indem er seine Rechte ausstreckte, welche der Andere durchaus keine Miene machte, zu erfassen. „Sie werden mir diese unangenehme Stunde in keiner Weise nachtragen?"

„Wie könnte ich in den Fall kommen oder womit hätte ich Gelegenheit, Sie etwas entgelten zu lassen? Sie reisen heute nach der Residenz zurück — wer weiß, ob ich je das Glück habe, Sie wiederzusehen!"

„Aber es wäre mir auch angenehm, verehrter Herr, wenn Sie, ein so großer und berühmter Künstler, meiner in der Erinnerung nicht unfreundlich gedenken wollten. Glauben Sie mir, unsere Familie rechnet es sich stets zur Ehre, einen Mann wie Sie, mit so rühmlichst bekanntem, großem Namen in ihre Mitte aufgenommen zu haben, und die Familie wird

es aufrichtig bedauern, daß die Umstände sich gestaltet, wie sie sich leider gestalten mußten."

„Wie sie sich leider gestalten mußten?" wiederholte Roderich mit einem bitteren Lächeln. „Ich hätte vor meiner Verheirathung daran denken sollen, und hatte auch wohl daran gedacht," setzte er schärfer hinzu; „aber da waren es gerade Mitglieder Ihrer Familie, Herr Baron, welche mich aufs ehrlichste und aufs überzeugendste versicherten, daß nichts vortrefflicher zusammen passe, als jener Adel, den die Kunst verleihe, und der Glanz eines alten, hochadeligen Hauses — doch lassen wir das. Leben Sie wohl, Herr Kammerjunker, und wenn Sie zuweilen an mich zurückdenken, so thun Sie es in der Erinnerung an unsere jetzige Unterredung — anders kann und will ich nicht verlangen, in Ihrem Gedächtnisse fortzuleben!"

Er machte dem Freiherrn eine sehr stolze Verbeugung und schritt dann mit hoch erhobenem Kopfe nach dem Ausgange seines Gemaches, wo er eigenhändig den Gobelin von der Thür aufhob, so ein Zeichen gebend, daß Unterredung, Verhandlung und Familienbande abgebrochen und zerrissen seien.

Eigenthümlich war es dabei, daß der Maler, den schweren Vorhang in der Hand haltend, den Kopf umwandte und mit fest zusammengebissenen Lippen dem Davongehenden nachschaute, ihm so lange nachschaute, bis jener den kleinen Garten durchschritten hatte, bis das Thor desselben hinter ihm ins Schloß gefallen und bis der hellgraue Ueberwurf zwischen dem dunkeln Gebüsche am Wege draußen verschwunden war.

Dann öffnete Roderich die Hand, und als nun der Gobelin langsam seinen Fingern entglitt, herniederfiel und

ihn auf diese Art wieder abschnitt von der Außenwelt, von den fröhlich grünenden und blühenden Bäumen, von der blauen, milden Luft, von den glänzenden Sonnenstrahlen, da fühlte er sich allein, so traurig allein, so unsäglich allein. Er preßte beide Hände, einem tiefen Schmerze nachgebend, gewaltsam vor das Gesicht und verharrte so Secunden, Minuten lang in einer entsetzlichen Spannung, die sich erst dann weich und linde in tiefe Wehmuth auflöste, als er fühlte, wie ein Thränenstrom sein Gesicht benetzte.

XXI.

„O, sieh' mich nicht so lächelnd an!“

Lange stand Olfers so auf derselben Stelle — wie lange, wußte er selbst nicht; denn Gedanken und Bilder, welche in buntem Wechsel sein Inneres beschäftigt, hatten ihn förmlich umstrickt und willenlos in die Vergangenheit zurückgeführt, ihn vollkommen der Gegenwart entrückt und ließen ihn jetzt erst wieder wie aus tiefem Traume erwachen, als eine bekannte Stimme mit der Frage an sein Ohr schlug:

„Darf man eintreten — ist man Dir nicht lästig?“

„Im Gegentheil, ich bin entzückt, Dich zu sehen, und glücklich, daß Du gekommen.“

Es war Lytton, der nun eintrat, dem Freunde die Hand reichte und ihn erstaunt anschaute.

Roderich hielt ruhig diesen Blick aus, ohne sich die geringste Mühe zu geben, seine Aufregung oder die Thränenspuren, welche noch hier und da in seinem dichten Barte glänzten, verbergen zu wollen.

„Ah, ich verstehe!“

„Es freut mich, daß Du meine Lage begriffen.“

„So schwer ist es gerade nicht, da Du mich mit einigen

Vorgängen bekannt gemacht hast und da ich draußen, nicht weit von dem Garten, Deine Gattin gesehen, welche mit ihrem hochgeborenen Cousin in mehr als eifrigem Gespräche verkehrt — darf ich, ohne indiscret zu sein, fragen, ob Du eine Explication gehabt?"

„Mehr als das — ich empfing einen Unterhändler, mit dem ich über verschiedene Punkte, unsere Ehescheidung betreffend, vereinbarte."

„Man geht ungeheuer rasch zu Werke!" rief Lytton in bestürztem Tone.

„Und man thut gut daran, das gänzlich aus einander zu reißen, was doch nicht mehr zu halten war."

„Ja, Du hast Recht, wenn nur nicht durch diesen Riß Dein so vortreffliches Herz verletzt worden wäre — aber wie ich sehe ...."

„Es hat allerdings sehr weh gethan," gab Roderich zur Antwort, indem er mit der umgekehrten Hand über seine Augen fuhr, „aber ich hoffe, es geht vorüber, und mein Leben wird sich künftig nicht so schlimm gestalten, als ich es mir oft vorgestellt, wenn ich in letzterer Zeit über den mir angedrohten Schritt nachdachte."

„Dein Leben wird und muß sich von nun an vortrefflich gestalten. Denke der vielen qualvollen Stunden, die sie Dir bereitet — ich darf so reden, denn ich war häufig Zeuge davon —, denke der Fesseln, die Du getragen, die am Ende noch Deinen Geist und Deine künstlerische Kraft gelähmt hätten!"

„Ich will nicht das Gegentheil behaupten, lieber Freund; aber oftmals, wenn ich über diesen Fall nachdachte und mir mein Leben vergegenwärtigte, wie alsdann Niemand mehr

da sei, der meine Schritte ängstlich und tyrannisch controlire, der meine Miene belausche, um mir etwas Unangenehmes zu sagen, wenn ich in heiterer Stimmung war, der höhnisch oder spottend Fröhlichkeit von mir verlangte, wenn ich gedrückt oder in trüber Laune erschien, — wenn ich aufathmete in völliger Freiheit aus drückenden Fesseln, wie Du vorhin gesagt, so fiel mir häufig jene Geschichte ein, wo ein Gefangener, der nach langjähriger Haft in Freiheit gesetzt war, schon nach kurzer Zeit seine Sehnsucht nach den beengenden Mauern nicht mehr bemeistern konnte — gewisse Bande, gewisse Schranken," setzte er nach einem träumerischen Nachdenken hinzu, „sind immerhin wie eine Schutzwehr, wie ein Damm gegen die stürmische Fluth eines oft so viel bewegten Künstlerlebens."

„Du hast diese Schranken in Deinem festen Willen, denn Deine Schutzwehr ist die höhere Kunst, deren Meister und Hohepriester Du bist."

„Sieh' mein Bild an," sagte Roderich nach einer längeren Pause; „ohne jene Unterbrechung wäre ich beinahe fertig geworden. Ich war in so prächtiger und so gehobener Arbeitsstimmung, so feierlich gerührt von der wunderbaren Stille rings um mich her, von jenem glänzenden Stückchen Himmel, welches dort oben hereinschaut, daß ich mich gar nicht gewundert hätte, wenn irgend ein fabelhaft phantastisches Wesen, um nicht zu sagen, ein überirdisches, ruhig an meine Seite getreten wäre und mir die Palette gehalten oder den Pinsel gereicht."

„Jeder Andere als Du würde das Bild so für vollendet halten," sprach Lytton, im Anschauen versunken; „es ist ausgezeichnet schön, von mächtiger Wirkung, es muß den

Beschauer entzücken, Deinem Namen neuen Glanz verleihen!"

„Und heute Abend will sie abreisen," sagte Olfers, als habe er die Worte seines Freundes ganz überhört; „auf alle Bedingungen, die man mir gestellt, bin ich eingegangen."

„Darf man diese Bedingungen wissen?" fragte der Andere kopfschüttelnd, indem er verwundert aufblickte.

„Dir werde ich gewiß kein Geheimniß daraus machen — ich gebe ihr jährlich sechstausend Thaler; kann ich doch mein Einkommen ohne Uebertreibung auf zehntausend Thaler schätzen."

„Du gibst ihr also mehr als die Hälfte?"

„Ja, und da es wohl einmal vorkommen könnte, daß sich meine Einnahme nicht auf jene Summe beliefe, so werde ich diese sechstausend Thaler capitalisiren und ihr diese Summe, einen Theil des Erbes meiner Tochter, sogleich einhändigen lassen."

Auf Lytton's offenem und schönem Gesichte zeigte sich ein so bestimmt ausgeprägter Zug von Mißbilligung, daß Roderich sich nicht enthalten konnte, danach zu fragen, worauf der Andere achselzuckend erwiederte: „Es wird mir schwer, Dir darauf eine Antwort zu geben; obgleich ich viel jünger als Du bin, obgleich ich nicht einmal ein Künstler, sondern nur ein vielleicht etwas gewandter Dilettant bin, hast Du, der ältere Mann, der große, berühmte Künstler, zu dem ich mit Verehrung aufschaue, mich doch Deines unbegränzten Vertrauens gewürdigt — ja, Du hast es mir nicht übel genommen, wenn ich über Dies oder Das offen und ehrlich, auch zuweilen rücksichtslos mit Dir sprach, weil ich es für meine Pflicht hielt, Dir die Wahrheit zu sagen — aber jetzt ...."

„So sprich auch jetzt Deine Ansicht ohne Rückhalt aus," sagte Roderich, „und sei versichert, daß ich gerade in diesem Augenblicke die ganze Offenheit und dadurch die Treue eines Freundes zu schätzen wissen werde."

„Gut denn — Du sollst mich finden wie immer. Du trennst Dich von Deiner Frau?"

„Das heißt, sie trennt sich von mir."

„Im Grunde einerlei. — Ihr trefft Eure Arrangements. Du benimmst Dich so anständig wie möglich und lässest Deiner Frau mehr als die Hälfte Deines Einkommens; dagegen habe ich nichts einzuwenden, ich würde wahrscheinlich eben so handeln. Aber jetzt kommt eine andere Frage. Um ein für alle Mal mit dieser unangenehmen Sache nichts mehr zu thun zu haben, so glaubst Du wenigstens, übergibst Du Deiner Frau ein enormes Capital, welches sie anlegen kann, wo und wie sie will?"

„Ja, aber mit der gehörigen Sicherheit für meine Tochter."

„Selbstredend, aber sie erhebt die Zinsen, wo und wie sie will, ohne daß Du eine Quittung darüber zu sehen bekommst. Du machst sie vollkommen frei — vollkommen unabhängig, und das ist es gerade, was mir bei meinem praktischen Sinne, den Du ja immer an mir lobst, nicht gefallen will."

„Und warum nicht? Sie hat das Band zwischen uns Beiden zerrissen — meinetwegen sei sie frei und unabhängig — sind wir doch für alle Ewigkeiten geschieden!"

„Und glaubst Du nicht, daß, trotzdem ihr für alle Ewigkeiten geschieden seid, wie Du Dich ausdrückst, Fälle eintreten könnten, wo es Dir sehr erwünscht sein dürfte, sie in einer

kleinen Abhängigkeit behalten zu haben — ich fürchte, es kommen solche Fälle!"

„Und welche?"

„Verzeihe mir, wenn ich ohne Rücksicht über den Charakter Deiner Frau spreche. Sie wird Dich verleumden, sie wird alles mögliche Böse über Dich aussagen, sie wird Deine Stellung in der Welt auf jede Art zu untergraben suchen — und wenn dies geschieht, hieltest Du es alsdann nicht für wünschenswerth, ihr sagen zu können: ‚Madame, ändern Sie ihr taktloses Betragen, oder ....?'"

Roderich machte eine unmuthige Bewegung.

„Ich weiß wohl," fuhr der Andere fort, „wie wenig Du Dir aus dem Gerede der Leute machst; aber ich will noch einen anderen Fall berühren, der Dich für meine Ansicht gewinnen muß — Deine Tochter wird heranwachsen."

„Laß mein Kind aus dem Spiele."

„Verzeihe mir, Roderich," erwiederte Lytton mit großer Energie, aber doch in einem sehr warmen Tone, „Du weißt, wie lieb ich Deine Kleine habe, und wie oft sprachst Du schon von der Dir selbst unerklärlichen Anhänglichkeit des Kindes an mich; nennst Du mich doch häufig ihren zweiten Vater, wenn Du mit Deinem gewaltigen Alter coquettirst — deßhalb will ich von dem Kinde reden und werde meinen Satz von vorhin vollenden — ja, wenn Margarethe heranwächst, so können Fälle eintreten, wo die Mutter ihr Recht nicht mit Gewalt, aber vielleicht mit List, mit schlauer Ueberredung durch dritte Personen auf ihre Tochter geltend machen wird, und in einem solchen Falle wirst Du mir doch zugeben, wie höchst erwünscht es wäre, durch das Wörtchen ‚oder' der Madame Olfers ausdrücken zu können, welch' kräf-

tigen Zügel man im Stande wäre, ihren Intriguen anzulegen."

„Du siehst Gespenster — lassen wir das."

„Und Du bist zu gut, zu offen, zu ehrlich, zu großmüthig; — denke wenigstens, ehe Du den letzten entscheidenden Schritt thust, über meine Worte nach — versprich mir das, Roderich."

„Ja denn, ich verspreche es Dir."

„Aber mit einer Miene, welche mir deutlich sagt, Du willst mir nicht widersprechen, damit auch ich Dich in Ruhe lasse — vergiß aber nicht, mein Freund, daß ich Dich gewarnt, ja — sieh' mich immerhin mit finsterem Blicke an —, ich warne Dich vor Deiner Frau, besonders aber vor den Ränken ihrer Familie!"

„Pah, sie werden mich in Frieden lassen!"

„Nachdem sie erreicht, was sie gewollt."

„Da kommt Margarethe, mein kleines Mädchen!" rief der Maler in einem Tone, welcher deutlich anzeigte, daß er auf die letzten Worte seines Freundes durchaus nicht geachtet; auch ließ er ihn stehen und verschwand eilig hinter dem Gobelin.

Lytton blickte ihm kopfschüttelnd nach; dann sagte er mit einer Stimme, welche ärgerlich klang und doch eine tiefe Rührung nicht verkennen ließ: „Da geht er hin zu seinem Schatze, zu dem, was ihm das Kostbarste ist auf der ganzen Welt — glücklich wäre er, wenn er das kleine, allerdings so herzige Mädchen den ganzen Tag anschauen dürfte, ihr Kartenhäuser bauen oder kleine Bilder malen — selig ist er, wenn er es auf seinen Armen tragen oder auf seinen Schooß nehmen und ihm Märchen erzählen darf; strahlt sein Gesicht doch

vor Freude, wenn er die helle Stimme hört, und wirft er doch Palette und Pinsel wie unnütze Gegenstände von sich, wenn er die raschen Fußtritte vernimmt! Ach, und er hat Recht — sie ist eine kleine liebliche Fee, die auch mir das Herz bezaubert — er hat so sehr Recht — aber damit hat er nicht Recht, daß er meine wohlmeinenden, warnenden Worte an seinem Ohr vorbeigleiten läßt wie leerer Windhauch! Wenn er es doch lassen wollte, diese Leute an seinem eigenen, offenen, ehrlichen, großen Herzen abzumessen!"

Jetzt kam er zurück, und das kleine Mädchen an seiner Seite hatte sein Aermchen unter Roderich's Arm geschoben und rief Lytton schon von Weitem zu: „Siehst Du wohl, wie ich gewachsen bin? Ich kann meinen Papa schon führen wie eine große Dame!"

„Guten Tag, Margarethe — guten Tag, mein liebes Kind!"

„Guten Tag, Herr Lytton!"

„Gibst Du mir eine Hand?"

„Ja, und auch einen Kuß," sagte lächelnd die Kleine; dann wandte sie sich aber verschämt um und setzte, indem sie ihre Hände vor das Gesicht hielt, hinzu: „Nein, ich thue es doch nicht."

Das war eine kleine Komödie, die sie häufig mit dem jungen Engländer spielte, aber auch nur mit ihm, da sie ihn besonders gut leiden konnte. Alsdann ging er mit großer Freundlichkeit auf sie zu, nahm ihre Hand und küßte dieselbe, nachdem er vorher gesagt: „Ich weiß ganz genau, was ich meiner Prinzessin schuldig bin, so auch heute."

Margarethe klatschte dann herzlich vergnügt in ihre Hände und lachte so heiter und so lustig, wie man es nur von ihr,

die oft so still und ernst war, wünschen konnte. Ueberhaupt lebte das Kind förmlich auf, sowie es das Atelier seines Vaters betrat; hier war Alles für sie eine bekannte und doch wieder so fremde Welt. Da standen die großen Cartons und die bunten Bilder, da blinkten von der Wand die ernsthaften Rüstungen mit den unheimlichen, geschlossenen Visiren, wohin sie oft furchtsam blickte, um vielleicht ein paar leuchtende Augen zu erspähen, die schrecklicher Weise bald erschienen, bald wieder verschwanden — so dachte sie nämlich. Da waren alle die alten Geräthschaften, die schweren Seidenstoffe, Spitzen und goldenes Geschmeide, Federn, die sich geheimnißvoll bewegten — alles Gegenstände, die auch in ihren Bilderbüchern vorkamen und durch welche sie sich hier mit Leichtigkeit eine Märchenwelt vorstellte. Die bösen und guten Feen, die schönen Ritter und häßlichen Riesen waren zufällig ausgegangen, und sie hatte sich vom Walde als ein armes, verlassenes Kind in diesen Zauberpalast geflüchtet — ach, wenn sie wiederkämen und sie hier fänden! Sie zitterte förmlich, wenn sie daran dachte.

Sobald sie das Atelier betrat, hatte Roderich nichts Eiligeres zu thun — und es geschah auch jetzt —, als den großen Ofenschirm vor das Skelett in der Ecke und das Bild nebenan zu rücken. Er hatte das mit einer großen Gewissenhaftigkeit stets gethan, während sich die Blicke des Mädchens anderswo hin richteten, so daß Margarethe, welche den Schirm nicht fortzurücken im Stande war, auch gegen den Willen ihres Vaters es nicht gewagt haben würde, nichts von den Gegenständen wußte, die er verdeckte.

Margarethe hatte sich auf die unterste Stufe der beweglichen Treppe gesetzt, welche dem Maler dazu diente, an

seinen hohen Bildern zu arbeiten, und sagte, indem sie vergnügt umherblickte: „Ich kann Dir nicht sagen, Papa, wie lieb es von Dir war, daß Du Andreas zur Schule geschickt, um mich abzuholen! Jetzt bleibe ich bei Dir, bis wir zum Essen nach Hause gehen."

„Du bleibst heute noch länger bei mir, wenn es Dir recht ist."

Das kleine Mädchen sah ihn fragend an, dann wiederholte sie ihre Worte: „Ja, bis wir zum Essen nach Hause gehen."

„Noch länger — rathe einmal, wie das möglich ist?"

Und nun fing Margarethe an, zu rathen, aber recht sichtbar, recht mühevoll, indem sie ihre Hand unter das Kinn legte, ernsthaft vor sich niederblickte, jetzt nickte, dann das Köpfchen schüttelte und endlich zu dem Resultate kam, es sei durchaus nicht möglich, das zu errathen.

„So will ich es Dir denn sagen," sprach der Vater mit heiterer Miene — „wir essen heute draußen im Garten in der Laube."

„Ach, das ist schön! Du und ich und auch Herr Lytton?"

„Ja, wir Drei."

„Ach, das ist schön! Draußen in der Laube — ich esse so gern im Freien! Weißt Du noch, Papa, wie neulich ein Blatt in meine Suppe fiel und wie ein Schiffchen darin herumschwamm?"

„Ja, Du Schelm, und wie Du dann die Suppe nicht mehr essen wolltest."

Margarethe lachte hell auf, während sie darüber nachzudenken schien, auf welche kluge Art sie damals der verhaßten Suppe entgangen war. Plötzlich aber wurde sie sehr

ernst, und ihren Vater mit den großen, glänzenden Augen anschauend, sagte sie: „Wird Mama auch mit uns hier draußen essen?“

„Heute nicht; aber vielleicht ein andermal. Du weißt, Mama hat Besuch, und einen solchen Besuch kann man nicht wohl hier draußen essen lassen.“

„Wenn Mama mit uns äße, wäre mir's schon recht; aber den Herrn Vetter mag ich nicht leiden.“

„Und warum nicht?“ fragte Lytton.

„Er sieht mich immer so ernsthaft an, hat noch nie ein freundliches Wort mit mir gesprochen, und als er neulich fortging, sagte er, ich sei ein armes Kind — warum bin ich denn ein armes Kind?“

„Er meinte vielleicht, weil Du neulich gehustet hast und etwas blaß aussahest,“ gab Lytton zur Antwort, da Roderich sich abgewandt hatte.

„A—ah so? Aber er brauchte es nicht zu sagen, und ich mag ihn doch nicht leiden — hätten wir nicht der guten Conchitta sagen können, sie solle mit uns essen?“ fragte das Kind nach einer Pause, worauf der Vater erwiederte:

„Das ginge nicht gut, denn es ist schon zu spät.“

„Aber das nächste Mal?“

„Ja, vielleicht das nächste Mal,“ meinte Lytton.

Roderich wäre nicht im Stande gewesen, darauf eine Antwort zu geben; doch setzte er sich jetzt neben die Kleine auf eine höhere Stufe der Treppe, hob ihr Köpfchen sanft in die Höhe und küßte sie auf den Mund; dann sagte er mit etwas unsicherer Stimme: „Du hast überhaupt heute einen schönen und vergnügten Tag — denke Dir nur, Du sollst am Abend mit Deiner Mutter verreisen!“

„Ich, Papa? Ach, das ist schön — Du gehst aber auch mit?“

„Ich werde Dich nicht begleiten können, denn ich habe zu viel zu thun. Dort mein Bild muß fertig gemacht werden, ich habe es versprochen.“

„Ja, wenn Du es versprochen hast, so mußt Du auch Dein Wort halten,“ sagte das Kind mit altkluger Miene; „aber es ist recht schade, daß Du nicht mitreisen willst; so wäre es mir noch viel, viel lieber gewesen — aber wo reisen wir hin, lieber Papa? War ich schon einmal dort, wo wir hinreisen? Und lange bleiben wir doch wohl nicht aus, weil Du nicht mitgehst, oder kommst Du und holst uns ab — gewiß, Du kommst und holst uns ab, und darauf will ich mich am allermeisten freuen!“

„Du fragst so viel auf einmal, mein liebes, gutes Kind, daß ich Dir unmöglich alles das beantworten kann; zuerst also, wohin Du mit der Mutter reisen sollst — ja, das darf ich Dir nicht sagen, Du wirst Dich wundern!“

„Ist es so weit und so schön, wo wir hingehen?“

„Ja, es ist ziemlich weit und wird auch wohl recht schön sein.“

„Gehen wir mit dem Dampfschiffe oder mit dem Wagen?“

„Mit dem Wagen.“

„Mit unserem großen Wagen, in dem ich so gern sitze, der so angenehm schaukelt und so gut nach Leder riecht?“

„Ja, mein Kind.“

„Ach, das ist prächtig, und wir werden einen Postillon haben, und der wird blasen — ah, Du wirst uns abholen, nicht wahr, Papa — das versprichst Du mir?“

„Was man verspricht, muß man auch halten, wie Du

vorhin selber gesagt, und da ich noch nicht genau weiß, ob ich Zeit haben werde, Dich abzuholen, so kann ich es Dir nicht versprechen."

„Kommen wir bald wieder?"

„Es soll, hoffe ich, nicht zu lange dauern."

„Ach, ich freue mich recht, daß ich verreisen darf!" rief Margarethe lustig, indem sie die Hände zusammenschlug; plötzlich aber sagte sie, sehr ernst werdend: „Geht denn der Vetter auch mit?"

„Nur ein paar Tage, dann läßt er Euch schon allein."

„Es wäre mir lieber, er reiste gar nicht mit; denn er sieht so dumm aus, so dumm, so dumm, so dumm, daß ich ihn gar nicht leiden kann."

„Du mußt nicht sagen, daß er dumm aussieht," meinte Lytton lachend — „das nennt man in der Hofsprache vornehm und würdig aussehen — o, wenn ich will, kann ich auch so aussehen!"

„Nein, das kannst Du nicht! Versuche es einmal und sieh' dumm aus — siehst Du wohl," rief das Kind nach einer Pause mit herzlichem Lachen, „daß Du es nicht kannst! Wenn man dumm aussehen will, muß man auch ernst bleiben, wie der Vetter — Du hast aber gelacht, und das gilt nicht!"

In diesem Augenblicke hob Andreas den Gobelin auf, streckte seinen Kopf zur Thür herein und sagte so ernst, wie man es sonst nicht an ihm gewohnt war, daß draußen im Garten der Tisch gedeckt sei und daß die Suppe schon kalt genug wäre, um es nicht länger anstehen zu lassen.

Margarethe sprang jubelnd in die Höhe und eilte dem Gärtner nach, den sie aber erst im Garten erreichte; dort

faßte sie ihn mit ihren beiden Händchen am Arme, schüttelte ihn so derb wie möglich und sagte, indem sie mit ihren großen, leuchtenden Augen zu ihm aufblickte: „Du, Andreas, weißt Du schon, daß ich verreise?"

„Ja, ich weiß es," gab der Diener in einem trübseligen Tone zur Antwort.

„In dem großen Wagen mit meiner Mama — Papa geht nicht mit, er hat keine Zeit; das ist recht, recht traurig!"

„Ja, das ist recht traurig!"

„Er kann uns auch nicht abholen — aber ich komme bald wieder!"

„Gott gebe es, daß Du bald wiederkommst!"

„O, ich freue mich so darauf — aber Du freust Dich gar nicht, denn Du machst ein verdrießliches Gesicht!" —

Das schien auch Roderich bemerkt zu haben, der nun das Atelier verlassen hatte und mit Lytton in den Garten getreten war. — „Ah, ich verstehe," sagte der Maler lächelnd, als er, um sich her schauend, Mamsell Elise entdeckte — „hat man Dir schon gänzlich unnöthige Berichte gemacht — ganz unnöthige, denn ich mag es nicht leiden und sehe den Nutzen nicht ein, wenn sich die Dienstboten um die Angelegenheiten ihrer Herrschaft bekümmern."

„Ach, Herr Olfers," antwortete der treue Diener in einem mürrischen Tone, „was alle Welt erfahren wird, darf ich doch wohl auch hören — es geht mir recht zu Herzen!"

„Was hat denn der Andreas?" sagte das Kind, indem es erstaunt von Einem zum Anderen blickte.

„Nichts, nichts — er brummt nur, daß die Suppe kalt geworden sei, und darin hat er Recht, und deßhalb wollen

wir uns rasch zu Tische setzen. Lytton, gehe Du mit Margarethe voran!“

„Was will denn die Elise?“ fragte er den Gärtner mit leiser Stimme, als sich die Beiden entfernt hatten — „warum geht sie nicht nach Hause zurück?“

„Das habe ich sie auch gefragt; aber sie meinte, sie müsse die Kleine wieder mitnehmen.“

„Sie soll nur gehen, ich werde Margarethe schon nach Hause bringen. Sage ihr, sie könne gehen.“

Der Gärtner ging und wiederholte diesen Befehl allerdings der Kammerjungfer, welche demselben übrigens keine Folge leistete; vielmehr blieb sie auf der Stelle, wo sie sich gerade befand, ruhig stehen, wie Jemand, der mit sich über etwas zu Rathe geht, bohrte die Spitze ihres Sonnenschirmes in den Sand, blickte ein paar Mal in die Höhe, dann wieder auf den Fußboden und schien endlich einen Entschluß gefaßt zu haben — den Entschluß, sich Roderich zu nähern, was sie denn auch, wenn gleich mit zögernden Schritten, that.

„Sie haben mir befohlen, Herr Olfers, nach Hause zurückzukehren,“ sagte sie in einem weniger schnippischen und herausfordernden Tone als gewöhnlich, „und ich würde das auch gewiß augenblicklich gethan haben, wenn ....“

„Nun — wenn? Was, wenn? So thun Sie, was ich Ihnen befehle! Margarethe bleibt hier bei mir, und ich will schon dafür sorgen, daß sie gegen drei Uhr nach Hause kommt; da wird doch noch vollkommen Zeit sein, ihr ein anderes Kleidchen anzuziehen!“

„O gewiß, dazu wird vollkommen Zeit sein,“ sagte die Gouvernante, indem sie ihren Kopf niedersinken ließ und ihre Hände zusammenlegte.

„Und da Sie die Reise mitmachen werden und überhaupt viel zu thun ist, so kann man Sie im Hause vortrefflich gebrauchen, deßhalb gehen Sie immerhin!“

„Ja, Herr Olfers, ich soll die Reise mitmachen.“

„Ah, Mamsell Elise,“ erwiederte der Maler erstaunt, „Sie legen einen eigenthümlichen Nachdruck auf das Wörtchen ‚soll‘, auch lassen Sie Ihren Kopf hängen, als sei Ihnen etwas höchst Unangenehmes begegnet — bitte, seien Sie natürlich, ich hasse alle Heuchelei!“

Die Gouvernante seufzte leise auf, dann entgegnete sie: „Ja, Herr Olfers, ich soll die Reise mitmachen, aber ich soll ja auch in Kurzem wieder hieher zurückkehren.“

„Ah — und das macht Ihnen Kummer? Nun, beruhigen Sie sich, Mamsell Elise, Sie können bleiben, wo Sie wollen, ich werde Ihr Zurückkommen durchaus nicht verlangen!“

„Das ist es ja gerade, was ich fürchte — ich soll mit meiner kleinen, lieben Margarethe zurückkommen und weiß doch, daß ich Ihnen unangenehm bin; darüber will mir fast das Herz brechen“ — sie fuhr mit ihrem Taschentuche an die Augen.

Roderich blickte sie erstaunt an; doch trotz der großen Gutmüthigkeit, welche aus seinem allzu unbegränzten Vertrauen in die Rechtlichkeit der Menschen entsprang, konnte er sich hier doch nicht enthalten, achselzuckend zu antworten: „Ich habe diese Weichheit Ihres Herzens bis jetzt nie bemerkt, halte sie auch für gänzlich unnöthig; doch was Ihre Befürchtung anbelangt, so beruhigen Sie sich,“ setzte er kalt und stolz hinzu — „Sie waren mir weder angenehm noch unangenehm — kommen Sie immerhin mit meiner Tochter

zurück, und wenn Sie in Zukunft Ihre Pflicht getreu erfüllen, so werde ich der Vergangenheit nicht weiter gedenken!"

„Danke herzlich, danke, Herr Olfers!" rief die Gouvernante mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit — „o gewiß, Sie werden finden, wie trübe, aber auch wie freudig Verhältnisse auf uns einzuwirken im Stande sind — o, ich habe ein dankbares Herz, und wie ich meinen kleinen Engel liebe — Ihnen das zu sagen, wäre mir unmöglich!"

„Gut, gut, lassen wir das; gehen Sie nach Hause und sagen Sie, Margarethe würde gegen drei Uhr nachfolgen!"

„Und sonst habe ich nichts in Ihrem Auftrage auszurichten?"

„Nicht das Geringste — sorgen Sie nur auf der bevorstehenden Reise auf das Gewissenhafteste für meine kleine Tochter, natürlich, so weit es Ihren Dienst betrifft, denn — meine Frau wird das Uebrige schon anordnen — Adieu!"

„Adieu, Herr Olfers!"

Sie ging rasch hinweg, ohne sich umzuschauen, und dann setzte sich der Maler an seinen Platz, an den gedeckten Tisch unter der schattigen Laube, wo er besonders von Margarethe mit großer Ungeduld erwartet wurde.

„Ach, Papa," rief das Kind heiter, „heute brauche ich meine Suppe nicht zu essen, wenn auch kein Blatt hineingefallen ist — sie ist kalt, ganz kalt!"

„Im Sommer ißt man gern kalte Suppe," meinte Lytton, „das ist nur eine Ausrede von Dir; ich habe die meinige aufgegessen, wenn Du so fortmachst, wirst Du hungrig vom Tische aufstehen."

„O, es kommt noch etwas für mich," erwiederte sie mit

einem Blicke auf Andreas, welcher ihr mit einem traurigen Gesichte, aber doch freundlich zunickte.

Roderich bemühte sich, zu vergessen, warum er am heutigen Tage mit seiner kleinen Tochter und seinem Freunde hier im Garten speise, und es gelang ihm auch, da Lytton ruhig und heiter war, wie immer, und das Kind gegen seine Gewohnheit lustig, fast ausgelassen.

War es doch auch so angenehm schattig hier in der Laube, während draußen die Hitze des Sommertages brütete, und hatte man nicht ein kleines, allerliebstes Diner: ein paar leichte Fleischspeisen, etwas Gemüse, kalten Pudding mit einer süßen, rothen Sauce für Margarethe, auch Erdbeeren und anderes Obst für sie und eine Flasche guten, in Eis gekühlten Wein für die Anderen!

Nachher brachte Andreas die Kaffeemaschine seines Herrn, und Margarethe ließ es sich nicht nehmen, den Spiritus einzugießen und anzuzünden, was sie mit ihren kleinen Fingern so zierlich that, daß es eine Lust war, ihr zuzuschauen.

Das that besonders Roderich, und zwar mit einer unbeschreiblichen Innigkeit, worauf er in tiefes Nachsinnen verfiel und dann, als das in der Maschine kochende Wasser geräuschvoll aufsprudelte, sagte: „Hoffentlich werden wir noch oft hier draußen zusammen speisen — meinst Du nicht, Lytton?“

„Gewiß, und ich meine, daß, so trübe uns auch eine Zeit erscheint, sie doch ihre Lichtpunkte hat und vorüberzieht wie schwere Gewitterwolken; wie sagt doch mein großer Landsmann:

Come, what come may,
Time and the hour runs through the roughest day.

„So, der Kaffee ist fertig," rief Margarethe — „und darf ich ihn in die Tassen einlaufen lassen?"

„Aber nur in zwei — für Dich ist Kaffee nach Tisch nicht gut; lieber gebe ich Dir etwas Wein mit Wasser."

„Gib mir lieber noch ein paar Erdbeeren, sie sind hier in unserm Garten gewachsen, und da ich heute verreise," setzte sie mit großer Wichtigkeit hinzu, „so kann ich ja morgen keine essen. Wann werden wir fahren?"

„Ich glaube, um vier Uhr."

„Und wo werden wir schlafen?"

„Wie ich mir denke, werdet Ihr die ganze Nacht durchfahren; man macht Dir auf dem Rücksitze des großen Wagens ein gutes Bett, dann wirst Du angenehm in den Schlaf geschaukelt und schläfst so fort, bis die Sonne wieder neugierig über die Berge herüber schaut und Dich mit ihrem freundlichen Blinzeln weckt; dann bist Du weit, weit von hier entfernt — ist das nicht schön?"

„Ach ja, das ist herrlich!"

„So, da hast Du auch noch Erdbeeren."

„Danke, Papa — ich will sie mit zu Andreas nehmen und ihm sagen, er solle dafür sorgen, daß ich noch welche finde, wenn ich zurückkomme."

„Thue das, mein Kind."

Lytton hatte ein Cigarren-Etui hervorgezogen und die beiden Freunde rauchten, in der schattigen Laube ruhend, und jeder, mit seinen Gedanken beschäftigt, blickte längere Zeit stillschweigend dem bläulichen Rauche nach, der eilfertig in die Höhe stieg und sich einen Weg suchte durch das dichte Blätterdach der Laube.

Draußen saß Margarethe, ihren Teller mit Erdbeeren

auf dem Schooße, neben dem Gärtner, der den Kopf sorgenvoll in die Hand gestützt hatte und mit einem traurigen Lächeln dem Geplauder des kleinen Mädchens lauschte.

Lytton fragte nach einigem Stillschweigen: „Du hast wohl Conchitta schon lange nicht mehr gesehen?“

„Sehr lange nicht — nicht mehr seit jener Soirée. Früher kam sie zuweilen mit ihrer Schwester Mercedes ins Atelier, jetzt scheint sie mich zu meiden.“

„Kannst Du Dir einen Grund dafür denken?“

„Nein.“

„Eigenthümlich — gegen mich that sie in letzterer Zeit, wenn ich ihr hier und da begegnete, außerordentlich fremd und förmlich.“

„Vielleicht hat die Anwesenheit ihrer Schwester auf sie eingewirkt.“

„Das glaube ich nicht; wie war sie selbst so heiter, so offen, so umgänglich, diese große Künstlerin — nein, nein, im Gegentheile, ich weiß ganz genau, daß sie Conchitta häufig ermahnte, mit der Welt zu leben und gute Gesellschaft aufzusuchen.“

„Vielleicht hat ihr Oheim, der ernste Spanier, ihr Lebensregeln gegeben, die sie nun in seinem Sinne befolgt und sich von ihren Freunden zurückzieht.“

„Von einem Theile derselben,“ sprach Lytton mit Betonung, „während sie sich einem anderen Theile bedeutend genähert hat.“

„Du meinst Rodenberg?“ fragte der Andere, wobei sein gleichgültig sein sollender Ton der Stimme durch die Hast, mit der er jene Worte aussprach, ungewöhnliches Interesse verrieth.

Lytton schüttelte mit dem Kopfe. „Allerdings glaubte Rodenberg anfänglich, Conchitta kennen gelernt zu haben, und machte derselben in seiner Art den Hof, caracolirte an ihren Fenstern vorüber, ließ Conchitta's Skizzenbuch, das er zufällig gefunden, durch seinen superben Pudel überbringen und trieb ähnlichen Unsinn auf seine Weise. Nachdem er aber beide Schwestern gesehen, hatte er kein Auge mehr für Conchitta — begreiflicher Weise," setzte er langsam hinzu — „für einen Charakter wie Rodenberg's nämlich. Ah, jene Sängerin ist eine Sirene, die man nicht genug zu fürchten vermag — wahrhaftig, ich mußte mich festhalten, um nicht ebenfalls in den Strudel mit hineingerissen zu werden!"

„Arme Conchitta!" sagte Roderich gedankenvoll. „Ich hätte nicht gedacht, daß Du nur einen Augenblick schwanken würdest zwischen dem inneren Gehalte der beiden Schwestern!"

„Das habe ich auch nicht gethan; doch Du verkennst die Andere, sie ist eine große Künstlerin."

„Das ist sie."

„Und verbirgt unter ihrer heitern Außenseite ein tiefes Gemüth. Ich hatte bei ein paar Gelegenheiten Veranlassung, längere Zeit mit ihr zu plaudern, und ich kann Dir versichern, daß sie gar nicht auswich, wenn man die Conversation aus ihrem gewöhnlichen Geleise brachte."

„Sie ist abgereist, nicht wahr?"

„Ja," sagte Lytton und setzte lächelnd hinzu: „Ich war bei ihrer Abreise zugegen und läugne es nicht, in der Absicht, ihr noch ein freundliches Wort zu sagen; doch stand sie wie eine Königin im Kreise ihrer zahlreichen Verehrer, und da ich mich nicht zudrängen wollte, mußte ich mich mit dem

kleinen Theile einer freundlichen Handbewegung begnügen, die freilich uns Allen mit einander gespendet wurde."

„Du sagtest vorhin," fuhr Roderich nach einer Pause fort, „Conchitta habe sich anderen Freunden zugewandt — wen meintest Du damit, wenn nicht Rodenberg?"

„Es ist vielleicht ein Unsinn, aber man sprach davon."

„Nun?" fragte Roderich ungeduldig, da jener schwieg.

„Erinnerst Du Dich noch, als wir vor einiger Zeit dort in der Thür Deines Ateliers standen — es war an jenem Morgen, als uns Prinz Heinrich mit seiner hohen Gegenwart beglückt hatte — Conchitta ging nach Hause, begleitet von ...."

„Ah, von Michel Angelo Schmitz!" rief Roderich; „wir fanden, glaube ich, Beide damals, daß sie sich mit einer Zutraulichkeit, die für Conchitta außerordentlich war, an den Arm des kleinen Mannes hängte — ist's nicht so?"

„Ja, ja, Du wirst Dich erinnern, wir sprachen darüber, und was wir darüber sprachen, hörte ich auch sonst wo anklingen."

„Unsinn, lächerlicher Unsinn!"

„So dachte ich auch; doch hörte ich, wie ein paar unserer wilden Gesellen den kleinen Schmitz mit seiner Liebschaft neckten und aufzogen und ihn fragten, wann die Hochzeit sei."

„Nun? — Er wies das mit Entrüstung von sich," rief Roderich, „er war das Conchitta schuldig!"

„Ich erwartete auch, daß er auf eine feine und stille Art jenen feinen und naseweisen Burschen Bescheid sagen würde; aber nein — er lächelte still vergnügt und rieb sich die Hände."

„Er rieb sich vergnügt lächelnd die Hände? — Und Du?"

„Ich ging achselzuckend davon. Du siehst mich erstaunt an — hätte ich vielleicht Händel darüber anfangen sollen?"

„Du hättest diesem Schmitz sein unverschämtes und doch wieder so feiges Betragen vorwerfen sollen," rief Roderich entrüstet — „ich würde es gethan haben!"

„Schlimm genug, wenn Du das gethan hättest; warum jenen Leuten neuen Stoff zum Lachen und Gerede geben? Darf ich mir erlauben, Dir etwas zu sagen, Roderich?" sagte Lytton in seiner ruhigen, festen Weise, wobei er den Freund mit einem vollen Blicke ansah.

Roderich strich sich mit der Hand über die Stirn, preßte seine Lippen aufeinander und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er sagte: „Ich verstehe Dich, Du hast ganz Recht; wir wollen in dieser harten und schweren Zeit nichts thun, um den Leuten Veranlassung zu geben, über uns zu reden."

„Ganz recht, mein Freund, und da Du hierin meiner Ansicht bist, so kann ich mir wohl erlauben, Dir einen Vorschlag zu machen. — Blicke den heiteren, leuchtenden Himmel an — sieh', wie malerisch das Laub schon anfängt, sich zu färben — laß uns die Stadt für einige Zeit verlassen, nur so lange, als dort unsere gute Margarethe entfernt sein wird — nicht wahr, ich spreche Dir aus der Seele?"

„Ja, ja," rief Roderich erfreut, „laß uns ein wenig umherschwärmen, wie ich es in früheren, glücklichen Zeiten gethan — es graut mir vor meinem verödeten Hause!" setzte er mit plötzlich finster werdendem Blicke hinzu.

„Ich denke an keine weite Reise," sagte der Andere, „wir wollen uns nur ein wenig in die Berge werfen, den Wanderstab in der Hand, in der grauen Jacke, ein Ränzchen

auf dem Rücken, das Skizzenbuch unter dem Arme und vor allen Dingen mit wenig Geld im Beutel."

„Ja, das wollen wir," rief Roderich mit leuchtenden Blicken; „wir wollen sie zurückrufen, die erste Zeit der frischen Jugend, wo wir mit Lust einen seltsam geformten Stein gemalt und einen alten, knorrigen Baumstamm, wo wir im Wirthshause auf der Ofenbank schliefen oder im duftigen Heu, da uns ein Bett zu theuer war — o, jene glückliche, glückliche Zeit, wo wir vor Entzücken laut aufschrieen, wenn wir einen besonders malerischen Thalgrund vor uns sahen mit klarem Bergwasser, wenn wir dazu rechts und links die Schläge der Axt oder den Ruf des Kukuks hörten, wenn wir hinabschauten, wo, so heimlich an die Bergwand geschmiegt, die kleine Mühle lag mit dem lustig sich umdrehenden Rade."

„Oder wenn wir auf der Höhe des Berges standen," sprach Lytton, „rings um sich her eine unermeßliche Aussicht, wobei man laut und toll aufschrie vor Freude."

„Das ist eine glückliche Idee, Lytton — wohin gehen wir?"

„Ich habe das malerische Felsthal, welches Ihr Gesteins nennt, noch nie in spätsommerlicher oder herbstlicher Färbung gesehen — hättest Du etwas dagegen, wenn wir uns dort eine Zeit lang umhertrieben?"

„Gewiß nicht, mein Freund — ich war so lange nicht mehr dort, daß auch mir jene großartige Natur wieder neu erscheinen wird; gehen wir dorthin — ich freue mich wie ein Kind darauf. Aber nicht wahr, wir reden mit Niemandem darüber!"

„Wozu auch — hat doch Niemand ein Recht, unsere Schritte zu überwachen!“

„Ach ja, Niemand hat mehr ein Recht, meine Schritte zu überwachen!“ sagte Roderich, indem er fast freudig in die Höhe blickte. — „Die Zeit ist so rasch vorübergegangen,“ fuhr er nach einem längeren Stillschweigen fort, während dessen die beiden Freunde über den soeben besprochenen Plan in angenehme Träumereien versunken gewesen waren, aus denen sie das Herbeikommen des kleinen Mädchens geweckt — „es ist in Kurzem drei Uhr.“

Roderich sprach diese Worte, nachdem er tief aufgeathmet, und alsdann zog er Margarethe an seine Brust und bedeckte ihr Gesichtchen, wo es gerade hintraf, mit heißen Küssen. — „Du mußt jetzt nach Hause,“ sagte er darauf mit leiser Stimme.

„So wollen wir gehen, Papa — ich muß noch Elise fragen, ob sie alle meine Kleidchen eingepackt hat; die große Puppe will ich auch mitnehmen, sie kann neben mir im Wagen schlafen, und es wird ihr durchaus nichts schaden, wenn sie sich ein Bißchen anderswo umschaut.“

„Du wirst mit Herrn Lytton nach Hause gehen, ich habe hier noch dringend zu thun.“

„Du kommst doch auch noch, bis wir fortfahren?“

„Ich hoffe, ja; da ich aber nicht weiß, ob ich nicht Besuch bekomme, der mich hier zurückhält, so will ich Dir auf alle Fälle einen tüchtigen Abschiedskuß geben.“

Das kleine Mädchen schlang seine Aermchen um den Hals des Vaters, schmiegte sich fest an ihn und erstattete ihm reichlich alle Küsse, welche sie soeben erhalten. — „Was wird aber Mama sagen, wenn Du nicht nach Hause kommst,

ehe wir abreisen — hast Du von ihr schon Abschied genommen?"

„Ja — mein Kind."

„Aber wenn Du kommen kannst, so kommst Du?"

„Gewiß, mein gutes Herz, meine liebe, süße Margarethe — doch schau', da ist Andreas," fuhr er fort, indem er seine Stimme gewaltsam zu einem festeren Tone zwang — „ich sehe es ihm an, er möchte Dir gern Dein Hütchen aufsetzen und von Dir Abschied nehmen; geh' zu ihm."

Margarethe glitt von den Knieen ihres Vaters herunter und eilte zu dem Gärtner, der sie mit zwinkernden Augen anschaute.

„Daß ich nicht mit nach Hause gehen kann, wirst Du begreiflich finden, Alfred," sagte Roderich mit ruhigem Tone der Stimme, indem er die rechte Hand auf die Schulter seines Freundes legte; „ich kann und mag bei dem Abschiede nicht zugegen sein, und selbst, wenn es mich mit richtigem Gefühle drängte, es doch zu thun, so würde man es auf der anderen Seite herzlos, kalt, heuchlerisch finden. — Ich weiß das, und deßhalb müßte es mich aufs tiefste verletzen, ja, ich könnte es nicht ertragen, wenn vielleicht ein herzliches Wort, aus meinem bewegten Herzen kommend, mit Kälte oder mit einem höhnischen Lächeln aufgenommen würde!"

„Ich glaube, Du hast Recht, und mit Vergnügen vertrete ich Deine Stelle!"

„Darum will ich Dich auch alles Ernstes und dringend gebeten haben; ich kenne Dich, mein Freund, und verlasse mich auf Deine Ruhe und Klugheit."

„Du thust gerade, als vertrautest Du mir ein schwieriges Geschäft," sagte Lytton und zwang sich zu einem

Lächeln, um selbst, wenigstens äußerlich, fest zu bleiben gegenüber dem aufs tiefste erschütterten und bewegten Gemüthe Roderich's — „was ist denn Schweres dabei zu thun? Macht es mir doch Freude, auch heute wieder meine kleine, gute Margarethe nach Hause zu begleiten, wie ich ja schon so oft gethan!“

„Aber das ist nicht genug, Alfred; ich bitte Dich, in meinem Hause zu bleiben, bis alle Drei dasselbe verlassen haben.“

„Gewiß, recht gern!“

Roderich wandte sich ab mit einer ganz natürlichen Bewegung, als schaue er nach Margarethe hinüber; doch that er es absichtlich, um seinem Freunde nicht in die Augen zu sehen, als er fortfuhr: „Und wenn Du meine Frau siehst, die Mutter meines lieben Kindes, so sage ihr, natürlicher Weise, als sprächest Du ganz aus Dir selber, sie würde es begreiflich finden, ja, dankbar anerkennen, daß ich in diesem wichtigen und traurigen Augenblicke von meinem Hause fern geblieben sei — die Bezeichnung ‚traurig‘ kannst Du anwenden, wenn es Dir passend erscheint; setze auch hinzu, ich hätte deßhalb keinen Abschied genommen, um dieser Reise nicht eine noch größere Wichtigkeit beizulegen — vielleicht verstehst Du mich, Lytton — Du kannst hinzufügen, so wie Du mich kennteſt, würde ich nicht erstaunt sein, wenn in einiger Zeit ....“

„Nun, wenn in einiger Zeit?“ fragte Lytton, da Jener stockte.

„Nun, wenn in einiger Zeit meine Frau selbst die kleine Margarethe zurückbringen würde — verstehst Du mich?“

„Ja, ich verstehe Dich,“ gab Lytton tief bewegt zur Antwort.

„Ich würde in dem Falle nicht erstaunt sein, nicht mißvergnügt — nicht — sage, was Du willst, ich vertraue Dir wie Niemandem sonst."

Er machte eine hastige Bewegung, die Laube zu verlassen; doch blieb er plötzlich stehen wie Jemand, dem etwas Wichtiges einfällt. Ehe er sich aber wieder gegen seinen Freund wandte, fuhr er ein paar Mal schnell mit der Hand über die Augen. — „Das Beste hätte ich ja beinahe vergessen," sagte er alsdann, „das Wichtigste, das, wodurch Du mit Deiner bekannten Festigkeit mich als Vater gegen sie, besonders aber gegen den Freiherrn von Schenk, zu vertreten hast; es betrifft die Rückkehr Margarethens nach acht oder zehn Tagen, seien es meinetwegen auch vierzehn Tage. Du mußt ihn verantwortlich machen, daß er sein mir gegebenes Versprechen erfülle und nach Ablauf jener Zeit mein Kind hieher zurückbringe. Nur auf diese Bedingung hin habe ich überhaupt darein gewilligt, daß Margarethe ihre Mutter begleite."

„Du mißtrauest ihm?"

„Das gerade nicht, denn wenn ich das thäte, so würde ich ja meine Einwilligung zu der Reise nie gegeben haben."

„Gut denn," erwiederte Lytton, wobei sich ein eigenthümliches Lächeln auf seinen offenen Zügen zeigte, „ich habe Dich vollständig verstanden und werde Dich besser vertreten, als Du Dich selbst vertreten haben würdest. Ich kann nun einmal ein Mißtrauen gegen jene Leute, namentlich gegen den geschmeidigen Kammerjunker, nicht unterdrücken; ich werde ihm also zuerst das Versprechen, das er Dir gegeben, scharf ins Gedächtniß zurückrufen und dann werde ich ihm andeuten, wie ich in zweiter Linie hinter Dir stände und wie und auf

welche Art er meinen Besuch in der Residenz zu erwarten habe, im Falle Margarethe in längstens vierzehn Tagen nicht wieder gesund und wohlbehalten in Deinem Hause ist — ist's so recht?"

„Ja, und ich danke Dir herzlich!"

„Keine Ursache — es macht mir ein wahres Vergnügen, dem Freiherrn von Schenk ein kaltes, ruhiges Wort fest ins Gesicht sagen zu können."

„So gehe denn in Gottes Namen!"

Roderich verließ die Laube und ging mit raschen Schritten dem Eingange seines Ateliers zu; ehe er aber die Schwelle desselben betrat, wandte er sich um und breitete beide Arme aus, als er sah, wie sein kleines Mädchen ihm in vollem Laufe entgegeneilte.

„Adieu, mein Kind — adieu, Margarethe — adieu, mein liebes Mädchen!"

„Adieu, mein lieber, guter Papa!" — —

Sie hatten schon längst, längst den Garten verlassen, Lytton, das kleine Mädchen und Andreas, der, ohne zu fragen, seinen Rock angezogen und seinen Hut mit einem gewissen trotzigen Ungestüm aufgesetzt hatte, da erschien Roderich wieder unter der Hausthür; sein Gesicht war von einer erschreckenden Blässe überzogen, seine Augen flimmerten seltsam; er hatte die Lippen fest zusammengepreßt und ging nun mit kurzen, langsamen Schritten der Gartenthür zu. Dort lehnte er sich an das Gitter und schaute unverwandt auf die Biegung der Straße, bei der die Drei verschwunden waren. Hatte er doch während dieser Zeit so klar und lebendig die Gestalt des kleinen Mädchens vor seinem inneren Auge gesehen, daß es ihm immer war, als leuchte ihr helles

Kleidchen dort durch die dunkeln Büsche. Ein paar Mal rieb er sich die Augen und schüttelte dann wie verwundert den Kopf — lange, lange stand er da, auf jene Wendung des Weges starrend — umsonst. Der Weg blieb leer, trostlos leer, und die Blätter der grünen Büsche standen unbewegt in der stillen, warmen Luft. —

Die Uhren der Stadt schlugen die vierte Stunde. — —

XXII.

„So leb' denn wohl, du altes Haus!"

Wir haben bereits in einem der früheren Kapitel dieser außerordentlich wahren Geschichte bemerkt, daß mit Rafael, Rodenberg's kleinem Diener, seit seiner Begegnung mit der fremden Dame, besonders aber, seit er nach ihrer Anleitung mit so auffallendem Glücke die Rolle eines Zwerges ausgeführt, eine so vortheilhafte Aenderung vor sich gegangen war, daß Walter, welcher diese zuerst bemerkt hatte, brummend sagte:

„Ich weiß nicht, was in den Kerl gefahren ist — entweder eine große Teufelei oder eine schwere Krankheit oder der Drang, etwas Ordentliches zu werden — nun, wir wollen sehen, was am ersten bei ihm zum Durchbruch kommt!"

Rafael wurde aber nicht krank, erfreute sich vielmehr einer guten Gesundheit, welche auch wohl dadurch recht offenbar zu Tage trat, daß er sich bemühte, ordentlich gewaschen und gekämmt, sowie in einem anständigen Anzuge zu erscheinen, den er sich selbst von einem Theile des reichen Geschenkes angeschafft, das er von dem Begleiter der jungen

Dame, jenem alten, finster blickenden Herrn, erhalten hatte. Statt neue Teufeleien zu erfinden oder seine alten fortzusetzen, befleißigte er sich vielmehr eines ruhigen und gesetzten Betragens, reinigte die Kleider seines Herrn mit einer großen Sorgfalt, vollführte die ihm gegebenen Aufträge pünktlich, prügelte sich nicht mehr mit den Buben der Nachbarschaft herum, ließ den ausgestopften Papagei keine Unterredungen mehr halten mit den harmlos Vorüberwandelnden, und was Figaro anbelangte, so war es an sich schon unmöglich, seine alten Späße mit dem Hunde zu treiben, da dieser nur hier und da seinen ehemaligen Herrn besuchte und es für gewöhnlich vorgezogen hatte, bei der sanfteren Conchitta zu bleiben.

Als nun eines Tages Rafael erklärte, er wolle Morgens eine Stunde früher kommen, um seinen Dienst zu besorgen, da er es für sehr nothwendig halte, die Schule wieder zu besuchen, so änderte sich Walter's Ansicht insoweit, als er den jungen Burschen entweder für einen großen Heuchler erklärte oder für einen Kerl, aus dem noch 'mal was Rechtes werden könne.

„Ich habe ihn schon einige Mal beobachtet," sagte der alte Maler finster; „er hat sich ein Skizzenbuch angeschafft und copirt da hinein von den Studien, die dort an der Wand hangen. Einmal gelang es mir, hinter ihn zu kommen, ohne daß er mich gleich bemerkte, und da sah ich, als ich über seine Achsel schaute, daß er in dasselbe Skizzenbuch hinein emsig schrieb."

Wir dürfen dabei nicht verschweigen, daß das so vortheilhaft veränderte Betragen Rafael's für ihn auch seine günstigen Folgen bei Rodenberg hatte, denn dieser, welcher immer seine Späße mit der kleinen Vogelscheuche getrieben

hatte, redete jetzt in einem ernsteren, ja, anständigen Tone mit ihm, wodurch sich nun Rafael wieder so gehoben fühlte, daß er alles Mögliche that, um seinen Dienst mit Umsicht und Eifer zu erfüllen.

Die Sonntage hatte Rafael fast ganz für sich; denn nachdem sich Rodenberg angezogen hatte und mit Walter fortgegangen war, konnte er ziemlich sicher sein, weder von diesen Beiden, noch von Rübing oder Knorr belästigt zu werden. An solchen Tagen speisten die Künstler gewöhnlich auswärts, wenn ihre Kasse nicht zu schlecht bestellt war, in der Regel auf dem Lande in einem benachbarten Dorfe, hatten an solchen Tagen zuweilen auch Einladungen zu Landpartieen und kamen alsdann höchst selten vor spät Abends nach Hause.

Diese freie Zeit benutzte Rafael auf seine eigene Art: zuerst brachte er das Zimmer in Ordnung, schaute dabei auch gelegentlich auf die Straße, mehr um zu sehen, ob nicht einer der beiden Herren vielleicht etwas vergessen habe und zurückkomme, als um seine Neugierde zu befriedigen. War alsdann eine ziemliche Zeit verstrichen, daß er sich vor Ueberraschung sicher glaubte, so ging er an Rodenberg's Kleiderschrank, den dieser äußerst selten selber öffnete, worin sich neben den täglichen Anzügen alte Costume und benutzte Garderobe befanden, schob diese sorgfältig bei Seite und brachte ein altes Zeichenbrett hervor, das er mit Malerleinwand überspannt hatte und welches er nicht ohne Stolz auf der Staffelei seines Herrn aufstellte. Dann nahm er ein rothes Fez von der Wand, welches Rodenberg in früheren Zeiten getragen, setzte es auf sein Haupt und stellte den Malkasten seines Herrn, den dieser seit lange nicht mehr

benutzt, auf einen kleinen Schemel neben die Staffelei; hierauf stellte er sich vor das Bild und betrachtete es mit großer Genugthuung.

Ja, es war ein angefangenes Bild Rafael's, selbst componirt, selbst aufgezeichnet, selbst gemalt, und man muß gestehen, daß er bei der Anfertigung desselben sehr systematisch und mit großer Umsicht zu Werke gegangen war.

Ehe wir die Neugierde des geneigten Lesers befriedigen, müssen wir, unsere Worte von soeben erklärend, noch vorausschicken, daß Rafael nur einen Kopf gemalt, etwas Hals, ein wenig Schulter und eine Faust, die rechts neben dem Kinn zum Vorscheine kam, daß er also gewissermaßen so klug gewesen war, die Kunst in bescheidenen Anfängen zu treiben — er hätte sich ja auch zur Composition eines großen historischen Bildes versteigen können — und doch lag in diesem Kopfe, in Hals und Faust eine tiefe Idee verborgen; auch hatte er nicht ins Blaue hinein gemalt, sondern ein Modell zu seiner Arbeit genommen, und zwar einen ihm befreundeten Neger, der sich im Dienste eines vornehmen Hauses der Stadt befand.

Der Schwarze, eine gutmüthige Natur, hatte sich dadurch geschmeichelt gefühlt und an verschiedenen Sonn- und Feiertagen mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Ausdauer Stunde um Stunde als Modell zu Rafael's Bild gesessen, und da der junge Künstler mit eben so großem Fleiße und ähnlicher Ausdauer malte, auch die Farben nicht sparte, so hatte er etwas Anerkennenswerthes geleistet.

Begreiflicher Weise war ein schwarzes Gesicht für einen Anfänger viel leichter zu behandeln, als ein weißes — schwarz ist schwarz und bedingt nicht die vielerlei Töne einer andern

Hautfarbe. Dabei nahmen sich die kirschrothen Lippen und die blendenden Zähne wahrhaft prächtig aus, und das Weiß um die kohlschwarzen Augen that eine solche Wirkung, daß die letzteren förmlich zu rollen schienen.

Aber es war nicht bloß eine Studie, welche Rafael gemalt —

„Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel,"

und so hatte auch dieser junge Künstler um das krause Haupthaar des Negers einen goldenen, kronartigen Reif gemalt, dazu eine Halskette von Perlen, und hatte ihm auf die Faust einen Vogel gesetzt, zu dem allerdings der ausgestopfte Papagei Modell gestanden, aber durch Anbringung eines hochrothen Kammes, sowie von Schwanzfedern in allen Farben zu einem Paradiesvogel umgewandelt worden war.

Das Kunstwerk war an dem Tage, von welchem wir zu reden die Ehre haben, fast als fertig anzusehen, und es gereichte Rafael zum besonderen Vergnügen, es durch kühne Pinselstriche hier und da noch zu größerer Vollendung zu bringen. Auch hatte das Bild bereits eine erklärende Unterschrift, welche dem jungen Künstler nothwendig erschien, wie wir dem geneigten Leser jetzt mittheilen wollen und dadurch unsern Ausspruch rechtfertigen, daß Rafael als denkender Künstler gearbeitet.

Auf dem dunkelgrünen Hintergrunde standen nämlich mit rother Farbe die Worte: ‚Ein heiliger Dreikönig', womit offenbar der schwarze königliche Balthasar gemeint war, welcher neben Myrrhen und Weihrauch auch noch ganz gut einen Paradiesvogel zum Geschenk hätte bringen können.

Das Bild sah in seinen Farben und seiner Unterschrift gelungen, ja, prächtig aus; auch hatte Rafael, um den Effect

des Rahmens nicht zu vermissen, rings herum Streifen von Goldpapier geklebt, die von so außerordentlicher Wirkung waren, daß Rafael, sich mit dem Kopfe zurücklehnend, sich gestehen mußte, dieses sein Erstlingswerk sei keine gewöhnliche Arbeit.

Es war dies allerdings ein Irrthum, aber ein verzeihlicher Irrthum, und Aehnliches ist schon besseren Künstlern und größeren Geistern vorgekommen, wogegen anderentheils die Bescheidenheit des jungen Künstlers nicht genug anerkannt werden kann; hätte er doch unter das Bild seinen ganzen Namen setzen können: ‚Friedrich Schollinger pinxit', in der Art, wie er die Namen anderer Maler auf Bildern häufig gelesen, aber er begnügte sich mit dem ihm von seinem Herrn gegebenen Beinamen und schrieb in die rechte Ecke: ‚Rafael pinxit'.

Soeben erst hatte er das geschrieben, und wir müssen gestehen, daß er das hiedurch nun ganz vollendete Kunstwerk mit einem förmlichen Wonneschauer betrachtete, ja, der Gedanke, vielleicht ein großer Künstler werden zu können, griff ihn wahrscheinlich in Vereinigung mit seinem etwas hastig genossenen Frühstücke so sehr an, daß er das Zimmer auf wenige Augenblicke verlassen mußte. Er that dies singend und sehr vergnügt; zur Abwechslung pfiff er auch eine bekannte Weise, dann sang er wieder und kehrte hierauf, halb singend, halb pfeifend, nach dem Zimmer zurück, dessen Thür er begreiflicher Weise hatte offen stehen lassen.

Doch mit welch schneidendem Tone brach er mitten im Gesange ab, als er nun, auf der Schwelle stehend, Walter vor seinem Bilde sitzen sah! — Und derselbe geberdete sich, ganz gegen seine Gewohnheit, förmlich wie unsinnig — er,

den man nie anders wie finster und ernst zu sehen pflegte, in ruhigen, abgemessenen Bewegungen, hatte die Haare seines Kopfes mit beiden Händen erfaßt und jauchzte vor Freude.

Ja, ja, da saß Walter, den er am meisten fürchtete — wenn es noch Rodenberg gewesen wäre oder Rüding — selbst der traurige Knorr wäre ihm angenehmer gewesen — aber der alte, mürrische Walter!

Rafael's erste Idee war, umzuwenden und davon zu laufen; doch hatte er glücklicher Weise Künstlerstolz genug, um dies nicht zu thun. — Den Kopf kann er mir nicht abreißen, dachte er bei sich — einen Puff will ich in Gottes Namen aushalten! — Und so blieb er denn groß, gefaßt und erwartungsvoll auf der Schwelle stehen.

Es dauerte eine Zeit lang, ehe Walter von seinem förmlich krampfhaften Lachgebrüll wieder zu sich selber kam, während ihm zahlreiche Thränen aus den Augen stürzten und wobei er mehrere Male ausrief: „Nein, das ist zu toll — was zu arg ist, ist zu arg — Gott steh' mir in Gnaden bei — und das hast Du wirklich selbst gemalt?“

„Ja, Herr Walter, das habe ich wirklich selbst gemalt,“ erwiederte Rafael ruhig und fest, wie es für diesen großen und entscheidenden Augenblick auch vollkommen passend war.

„Das hast Du also selbst gemalt? — Ja, hier steht's ja: Rafael pinxit — ein heiliger Dreikönig — der Himmel steh' mir bei, so was ist noch nicht da gewesen, so lange die Welt steht — Rafael, ich staune Dich an — Du bist ein unvergleichlicher Kerl!“

Und als er so sprach, legte er seine Hände auf die Kniee und blickte kopfnickend zu dem jungen Künstler auf.

„Verzeihen Sie es mir, Herr Walter,“ sagte dieser

kleinlaut, „das Stück Leinwand hat mir Herr Rübing geschenkt und Herrn Rodenberg's Farben wären ohnehin eingetrocknet!"

„Ein unvergleichlicher Kerl!" erwiederte der alte Maler, indem er bald das Bild, bald dessen Verfertiger betrachtete — und das hast Du ganz allein erdacht und ausgeführt?"

„Ja, Herr Walter, ein guter Freund, der zufällig ein Neger ist, hat mir zum Modell gesessen."

„Und auch drinnen der Papagei?"

„Ja, Herr Walter — wenn Sie sehr böse darüber sind, so schimpfen Sie mich aus, aber ich bitte Sie dringend, sagen Sie es den anderen Herren nicht!"

„Ich habe gar keine Ursache, böse zu sein und Dich auszuschimpfen, es hat mich das im Gegentheile außerordentlich amusirt: ein heiliger Dreikönig ist freilich eine ganz verfluchte Idee — ein Wahnsinn — aber es ist Methode in diesem Wahnsinne."

Rafael athmete aus tiefster Brust auf, er fühlte eine wunderbare Erleichterung, und Herr Walter sah dabei so ernst, aber doch so gemüthlich aus, daß Rafael es, obgleich mit zögernden Schritten, wagte, sich in einem großen Bogen zu nähern und hinter den alten Maler zu stellen.

„Wenn ich vorhin sagte, es sei Methode in diesem Wahnsinne, so will ich damit ausdrücken, daß Du eine ganz erträgliche Idee, die ich Dir niemals zugetraut, begreiflicher Weise hundemäßig ausgeführt hast."

„Ja, es ist gewiß sehr schlecht!" seufzte der junge Künstler.

„Unter dem Affen, ohne Dir ein Compliment machen zu wollen! Da haben wir eine schwarze Scheibe mit rothen

und weißen Freßwerkzeugen und mit einem Paar weiteren Oeffnungen, wo schwarze Flintenkugeln in einer weißen Umhüllung schwimmen, anders kann ich das nicht classificiren. Da haben wir ein anderes Ding, das wie eine Faust aussieht, weil es zufällig fünf Abtheilungen hat, die wir mit sehr viel Phantasie für Finger nehmen können — da haben wir endlich diesen curios herausgeputzten Galgenvogel — alles scheußlich — alles niederträchtig — alles Wahnsinn! — Aber da haben wir ferner," fuhr er, sich umwendend und Rafael mit einem freundlichen Blicke ansehend, fort, „einen jungen Burschen, früheren Taugenichts, der eine ganz gescheite Idee und den Muth hat, sie zu malen — ja, Rafael," sagte er in einem Tone, der wie ein Orakel klang, „hol' mich der Teufel, in Dir steckt etwas, und Du sollst Besseres lernen, als Stiefel putzen und Röcke ausklopfen!"

Der junge Bursche wäre gern vor dem Maler auf die Kniee gefallen, doch da er wußte, daß ihm dies unfehlbar Ohrfeigen eingetragen hätte, so begnügte er sich, die Hände zusammenzufalten und in einem vor Innigkeit zitternden Tone zu sagen: „Ach, Herr Walter, es ist mir gerade, als hätten Sie mir etwas Großes geschenkt, und es macht mich doppelt glücklich, daß gerade Sie so zu mir sprechen!"

„Und da ich es gerade sage," erwiederte der alte Maler mürrisch, „kannst Du es auch glauben; bilde Dir aber nicht ein, daß ich in der kolossalen Simpelei hier nur eine Spur von Talent erblickt hätte — ehrlich gesagt, was Zeichnung und Malerei anbelangt, habe ich nie etwas Entsetzlicheres gesehen; dafür sollte man Dich durchhauen, bis Dein Buckel eben so schwarz wäre wie das Gesicht dieses Ungethüms — und doch steckt Talent in Dir."

„Das kann ich leider nicht verstehen, Herr Walter," erwiederte Rafael in bittendem Tone; „ich war vorhin so froh über das, was Sie gesagt, und könnte jetzt weinen — glauben Sie denn nicht, Herr Walter, daß ich zeichnen und malen lernen könnte, wenn ich ungeheuer fleißig sein würde?"

„Zeichnen und malen lernen — warum denn nicht? Du würdest es allenfalls mit Zeit und Ausdauer zu einem schlechten Wirthshausschilde bringen oder zum Gemälde auf einem Pfeifenkopfe, wie ihn sich die Soldaten um zwei Silbergroschen kaufen, mit der Unterschrift Ida oder Laura — weiter nicht, das schwöre ich Dir zu, so wahr ich es gut mit Dir meine und ein ehrlicher Mann bin!"

„Aber Sie sagten doch, ich hätte Talent!"

„Ja, aber nicht zum Zeichnen und Malen. — Apropos, Bürschlein, ich habe schon verschiedene Male bei Dir ein Ding gesehen, das wie ein Skizzenbuch aussah — hole es herbei und laß es mich ansehen."

„Ach, Herr Walter, Sie werden doch noch böse werden!"

„Da ich es vor diesem Scheusale nicht geworden bin, so kannst Du ganz ruhig sein — hole das Buch."

Rafael ging zögernd gegen den eben erwähnten Wandschrank und brachte noch zögernder das verlangte Buch herbei.

Der alte Maler mußte es ihm fast gewaltsam aus der Hand nehmen; dann schlug er es auf und begann, es vom ersten Blatte an durchzusehen. Dabei schüttelte er aber bedeutend den Kopf, sagte auch zuweilen: „Pfui Teufel — unglaublich — grauenhaft!" und dergleichen Ausrufungen mehr, welche aber durchaus nicht geeignet waren, zur Aufmunterung des beinahe zitternd da stehenden jungen Künstlers beizutragen.

„Wie ich vorhin schon gesagt," brummte Walter, nachdem er ein Dutzend Seiten durchgesehen. „Talent zum Zeichnen ist nicht die Spur vorhanden, aber in Allem, was dieser Kerl hier gesudelt hat, findet sich irgend eine Idee, eine praktische Zusammenstellung, ja, wahrhaftig! zum Beispiel da die Anlage zu einem ganz erträglichen Bildchen, das heißt, wenn eine geschickte Hand aus diesen gespaltenen Rettichen Menschen macht und die Besen in Bäume verwandelt — eigenthümlich — doch da kommt etwas Anderes, worauf ich in der That begierig bin."

„Ach, Herr Walter," bat Rafael, indem er die Hand schüchtern nach dem Buche auszustrecken wagte, „da kommen keine Zeichnungen mehr, wie bisher!"

„So — diese Subeleien hast Du in der That die Verwegenheit, Zeichnungen zu nennen?" murrte der alte Maler. „Und jetzt, wo ich auf etwas Vernünftiges zu stoßen hoffe, möchtest Du mich daran verhindern? — Ah, Geschriebenes — darauf bin ich in der That begierig!"

Rafael ergab sich in sein Schicksal, war aber so klug, sich ein paar Schritte zurückzuziehen, um die Miene des alten, mürrischen Mannes aus einiger Entfernung zu beobachten; er war aber fast erstaunt, als er nach kurzer Zeit sah, daß sich diese Mienen nicht verfinsterten, sondern aufklärten, und daß das Lächeln, welches auf den Zügen Walter's erschien, durchaus nicht wie Lächeln des Spottes oder der Verachtung aussah; ja, er hörte ihn darauf vor sich hinmurmeln:

„Gar nicht schlecht — gar nicht so übel — ei, ei, sogar Bemerkungen und Reflexionen, die er sich erlaubt — hat man je so was gehört!" — Damit ließ er das Buch mit

der Hand auf seine Kniee sinken und schaute Rafael mit einem langen Blicke an. — „So," sagte er nach einer Pause, „das hast Du also Alles selbst geschrieben, Rafael?"

„Ja, Herr Walter," gab der Andere kleinlaut zur Antwort.

„Und wann, wenn ich fragen darf?"

„Morgens und Abends, sobald ich ein wenig Zeit dazu fand."

„Geht dieser Kerl her," sprach Walter, halb zu dem jungen Burschen, halb zu sich selbst redend, „und macht da eine Beschreibung unseres Künstlerfestes, natürlicher Weise unter den schauerlichsten Wortverdrehungen und den furchtbarsten Schreibfehlern, welche aber trotz alledem ein förmlich klares und anschauliches Bild dieses Tages gibt — und dabei untersteht er sich, meinen Anzug zu kritisiren ...."

„Ach, Herr Walter, das habe ich ja Alles nur für mich geschrieben, es hätte es ja keine Menschenseele lesen sollen!"

„Nennt mich eine Vogelscheuche und hat nicht einmal einen Begriff davon, wie man das Wort richtig schreibt — hier steht ‚Fogelscheige'. Für diese Unthat allein, das heißt, daß Du ein so grausam aussehendes Wort hingeschrieben, sollte man Dich durchhauen — aber ich will auch darüber ein Auge zudrücken, damit Du nicht auf den Gedanken kommst, als hätte mich die Vergleichung mit einer Vogelscheuche verletzt. Dummer Kerl, Du hast wohl keine Idee davon, wie der Drache Griesgram hätte aussehen müssen! Nun, ich verzeihe Dir dieses absonderlichen Machwerkes wegen, und jetzt, mein Sohn," fuhr er mit einem fast gemüthlichen Tone fort, „muß ich Dir auf mein Gewissen wiederholen, daß Du Talent hast, nicht zur freien, edeln Malerkunst, sondern zur Schriftstellerei."

„Ach, Herr Walter," rief der junge Mensch, „Sie treiben Ihren Spott mit mir!"

„Das fällt mir gar nicht ein," erwiederte der alte Maler in seinem gewöhnlichen Tone; „ich sage Dir, Du hast Talent zur Schriftstellerei, und wenn ich mich darin nicht irre, und ich irre mich gewiß nicht, so werde ich es mir eines Tages für eine gute That anrechnen, Dich erfunden zu haben."

„Was ist denn ein Schriftsteller, Herr Walter? Ich weiß nicht recht, was das zu bedeuten hat."

„Das ist sehr schwer und sehr leicht zu sagen; Schriftsteller sind Leute, welche gute oder schlechte Bücher schreiben, sie drucken lassen und von diesem Handwerke leben. Das ist aber schon eine vornehmere Klasse von Schriftstellern, und es gehört ziemlich Talent und Glück dazu: ihre Bücher müssen dem Publikum gefallen und gekauft werden; das wird wohl nicht für Dich sein, Rafael, denn um Bücher zu schreiben, die gelesen werden, muß man entweder etwas Tüchtiges gelernt oder eine gute Schule des Lebens durchgemacht haben, und in letzterem Falle dasselbe erlebt, was Andere sich mit großer Mühe durch fleißiges Studium angeeignet. Wenn Dein Talent wirklich auch groß genug wäre, ich würde Dir doch nicht dazu rathen: diese armen Leute sind von einem gewöhnlich sehr filzigen Buchhändler abhängig, sie müssen sich die Seele aus dem Leibe schreiben, und was sie eigentlich verdient hätten, kommt ihrem Verleger zu Gute, der wie eine Spinne mitten in seinem Netze sitzt, die unglücklichen Schriftsteller einfängt und sie aussaugt, um von diesem unnatürlichen Raube immer dicker und fetter zu werden. Zuweilen kommt auch das umgekehrte Verhältniß vor, doch sind diese

Fälle so selten, daß sie gar nicht der Rede werth sind — ich hoffe, Du verstehst mich!"

„Nicht ganz, Herr Walter."

„Schadet auch nichts, besonders da wir jetzt zu einer Art von Schriftstellern kommen, bei denen das Verständniß der Sache, über welche sie schreiben, durchaus Nebensache ist, und ich fürchte fast, wir werden Dich in diese Kategorie einreihen müssen. Das sind die politischen Correspondenten und Kritiker für kleinere Journale, Leute, die über Alles schreiben, wenn sie auch nicht die Spur von einem Begriffe davon haben, heute über Theater, morgen über Kunstwerke, über die neuesten Erzeugnisse der Literatur, über gute und schlechte Erfindungen, wahre Menschenfresser, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihres Gleichen zu zerfleischen und lebendig zu verzehren, Vampyre, die selbst kein warmes Blut haben und deßhalb mit entsetzlicher Gier an fremdem Safte sich erlaben, um hier und da einmal einen warmen, lebendigen Tropfen in ihren kalten, ausgemergelten Körper zu bekommen, Scheusale, die aber ein gemüthliches Leben führen, viel Geld verdienen und von armen Künstlern und Künstlerinnen gefürchtet und geliebt werden, das heißt geliebt in der Art, wie der Löwe den Löwenbändiger liebt oder die Katze einen unartigen Buben, der ihr Nußschalen unter die Füße klebt oder eine Schwanzklemme anlegt — so ein Kerl sollst Du werden, Rafael."

„Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst, Herr Walter?"

„Das ist sehr mein Ernst, und Du hast alles Zeug dazu, ein famoser Kritiker zu werden; es haben sich in diesem Fache schon viel geringere und viel ungebildetere Leute Geld und Ansehen erworben. Du bist ein verschmitzter, duckmäu-

seriger Kerl, Rafael," fuhr er fort, indem er abermals in das Skizzenbuch blickte; „ich will Dir damit keine Complimente machen, spreche auch von der Vergangenheit — Du bist ein stilles Wässerchen — ah," rief er, weiter blätternd und laut lachend, „ein Bursche, der beobachtet und, was er gesehen, in Bild und Schrift wiederzugeben versteht — vortrefflich, Rüding als Cupido mit Bogen und Köcher und der Unterschrift: ‚Zielt, aber trifft nicht!' Ei, was wolltest Du damit sagen, mein lieber Freund Rafael? — Doch gleichviel, Du hast da, vielleicht ohne es zu wissen, eine große Wahrheit gesagt. Um aber wieder auf besagten Hammel zu kommen, so ist es mein völliger Ernst, wenn ich Dir anrathe, später die Laufbahn eines Schriftstellers zu ergreifen, natürlich mußt Du orthographisch schreiben lernen, sonst aber hast du Alles, was dazu gehört — ja, werde Kritiker, mein Sohn; von all' den Dingen, über welche Du alsdann Dein Urtheil abzugeben hast, verstehst Du nicht die Probe, kannst also sehr unbefangen darüber schreiben; ich hoffe, daß Du auch Talent zur Grobheit hast, und wenn Du Dir dabei eine Partie Unverschämtheit aneignest, so wird sich Deine Sache schon machen. Du theilst das Publikum von vorn herein in zwei Parteien, Deine Freunde und Deine Feinde: die ersten sind der Superlativ des Wunderbaren und Vortrefflichen, die anderen der Inbegriff aller Geschmack- und Talentlosigkeit. Von einem Bilde, welches Du kritisirst, hast Du alsdann nur den Namen unten in der Ecke zu lesen und Dich allenfalls zu erkundigen, wer es gekauft hat, um nach Gefallen dem leichtsinnigen Beschützer schlechter Malerei zu sagen, daß es eine Schande sei, für ein solches Machwerk sein Geld hinauszuwerfen, oder dem erhabenen Mäcen den Dank des gebildeten

Publikums auszudrücken, daß er ein großes Talent wie dieses auf so edelmüthige Art unterstützt. Nur mußt Du Dich um Gottes willen in Acht nehmen, daß Du nicht heute den herunterreißest, den Du gestern gelobt. Darum betreibe die Sache systematisch, lobe A., C., E., G., table B., D., F., H. und so fort, und wenn Du das streng und rücksichtslos befolgst, so wirst Du noch ein gefürchteter Mann werden, bei dem ich mich vielleicht noch einmal im Vorzimmer einfinden muß, ihn um ein freundliches Wort über mein jüngstes Werk ersuchend — das ist so der Lauf der Welt!"

Walter klappte das Buch zu und warf es gegen Rafael, welcher es mit der uns bekannten Geschicklichkeit in diesen Dingen auffing. Dann stand der alte Maler auf und bemerkte, während er ans Fenster trat: „Nun habe ich Dir Angenehmes genug gesagt, so daß Du mit Deinem heutigen Sonntage zufrieden sein kannst; leider kann ich Dir heute nicht gestatten, in Deinen künstlerischen Bestrebungen fortzufahren, deßhalb wirf das Mohrenscheusal dort in die Wolfsschlucht, nimm das erhabene Kurzholz, wickle eine Serviette darum und bringe es in den ‚grünen Baum' — Du weißt wohl, das kleine Wirthshaus mit dem großen Garten vor dem Thore auf der Anhöhe an der Landstraße."

„Gewiß, Herr Walter, ich weiß das ganz genau und werde sogleich draußen sein."

„Du brauchst Dich nicht gerade zu arg zu beeilen; es ist jetzt zehn Uhr, wenn Du nur um Mittag da bist."

„Dürfte ich noch um etwas bitten, Herr Walter?" sagte Rafael sehr unterwürfig, indem er sich dem alten Maler geschmeidig näherte. „Nicht wahr, Sie sind so gut und sagen draußen von dem nichts, was Sie hier gesehen? Herr Roden-

berg könnte es übel nehmen — und da wird auch wohl Herr Rübing sein, der über Alles seine Späße macht."

„Es wäre eigentlich nicht mehr als billig, daß er Dir Gleiches mit Gleichem vergälte; doch sei ruhig, mein Sohn; um Dir einen Beweis zu geben, wie sehr ich Dein Talent zu schätzen verstehe, will ich diesen Witz auf meine eigene Rechnung nehmen — ich bin dem Burschen so noch etwas schuldig," setzte er leise hinzu, „für die Verlegenheit, in die er mich hätte bringen können bei der Dame in Lila und der verfluchten Mopsgeschichte; gut, ich will schweigen, aber sei pünktlich, Rafael!"

Er verließ die Wohnung; Rafael blieb allein zurück und wollte es alsdann nicht unterlassen, sich vor sein Bild hinzusetzen und es zu betrachten, wobei die sonderbaren Reden Walter's ihm wie ein Dutzend Mühlräder im Kopfe herumsurrten.

Da wir es indessen für langweilig halten, dem einiger Maßen verwirrten Ideengange des jungen Menschen Worte zu leihen, so begnügen wir uns damit, zu bestätigen, daß er nach einiger Zeit, aus tiefer, nicht unangenehmer Träumerei erwachend, mit langsamen Schritten nach der Ecke des Zimmers ging, dort die sonderbare Standarte herunternahm, sie in seine Arme drückte und dazu sprach: „Erhabenes Kurzholz, ich gelobe Dir feierlich, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um ein tüchtiger Kerl zu werden!" — Dann wickelte er dieses Panier der Künstlerschaft in eine alte Serviette und verließ die Wohnung seines Herrn, um nach dem ‚grünen Baume' hinauszuschlendern.

Es war dies ein den Künstlern wohlbekannter Ort, an der Landstraße gelegen, wo gewöhnlich die Abschiedsfeierlich-

keiten derjenigen, welche die Akademie verließen, um nach Hause zu reisen, abgehalten wurden. In diesem kleinen Wirthshause berechnete man für ländliche Mittagessen sehr billige Preise, das Getränk war gut und nicht theuer, und der geräumige Garten des ‚grünen Baumes‘ hatte den großen Vortheil, daß er auf einer kleinen Anhöhe lag, von der aus man den aus der Stadt herankommenden Eilwagen, welcher den Abziehenden mitnehmen sollte, schon von Weitem sehen konnte. Die betreffenden Conducteure waren freundlich genug, hier oben einen Augenblick anzuhalten, um dem Abschiednehmenden noch eine kleine Frist zu gönnen und selbst dazu ein Glas Wein zu trinken.

Es ist ein Bekannter von uns, Bergmüller, dem heute dieses ehrenvolle Geleite zu Theil wird. Durch mehr als freundschaftliche Vermittlung war ihm eine Stelle in einer bedeutenden lithographischen Anstalt in Köln in Aussicht gestellt worden, um dort an der Herausgabe eines großen landschaftlichen Werkes mitzuarbeiten, eine, wie er sich schmeichelte, angenehme und ergiebige Stellung, die trotzdem anfänglich ein wenig seinen Künstlerstolz verletzt, welche zu übernehmen er sich aber doch bereit erklärt hatte, und besonders aus dem Grunde, weil er im Herzen eine warme Neigung trug für die hübsche Tochter einer verwittweten Hauptmännin, in deren Hause er früher gewohnt, die aber schon seit einem halben Jahre nach Köln zu ihrem Bruder, dem Besitzer eben jener lithographischen Anstalt, einem alten, kränklichen Junggesellen, gezogen war, und da diese Liebe stark genug war, um alle Vorurtheile zu überwinden, so sehen wir ihn jetzt langsam die Anhöhe hinaufschreiten mit umgehängter Reisetasche, hinter

sich die robuste Hausmagd, welche auf ihrem Kopfe den schmächtigen Koffer des Reisenden trug.

Droben im Garten des ‚grünen Baumes' war Alles so schön als möglich zu seinem Empfange hergerichtet. Da stand auf einem kleinen, freien Platze, unter schattenspendenden Bäumen, die weißgedeckte Tafel mit Tellern und blinkenden Flaschen, da waren in den Zweigen hier und da kleine Fahnen aufgesteckt mit den verschiedenen Landesfarben, da prangte an der Gartenthür ein großes B, zierlich aus Laub geflochten, und da war neben dem gedeckten Tische die Standarte mit dem erhabenen Kurzholze und seinen flatternden Bändern aufrecht in die Erde gesteckt worden.

Die versammelten Freunde empfingen den Helden des Tages bei seinem Eintritte in den Garten, und Walter sagte ihm in wenigen, aber passenden Worten, da er nun im Begriffe sei, das freie und lustige akademische Leben zu verlassen und sich hausbacken und philisterhaft einzurichten, so habe man ihm diese kleine Abschiedsfeierlichkeit veranstaltet, damit er unter einer angenehmen Erinnerung von hier zu scheiden im Stande sei.

Nach diesem officiellen Empfange drückte Jeder der Anwesenden dem Freunde herzlich die Hand.

Bergmüller hatte sich seinen gewaltigen Haarbusch ziemlich stark verschneiden lassen, was den Anwesenden zu allerlei ergötzlichen Bemerkungen Veranlassung gab.

„Ei, Nebelmüller," sagte van der Maaßen, „Du mußt einer unbarmherzigen Delila unter die Finger gefallen sein — war es Deine Braut selbst, welche Dir Dein Haupthaar so toll geschoren hat?"

„Ich glaube vielmehr, die Hauptmännin-Mutter hat sich,

als er neulich in Köln war, ans Werk gemacht," meinte Rüding, „um seine Kraft für hiesige Verhältnisse ein wenig zu bändigen, bis er endlich die Tochter heimführt!"

„Dergleichen wäre allerdings bei Dir nicht nöthig," erwiederte Bergmüller, „und obgleich Du lange Locken trägst, so hat doch noch nie ein weibliches Wesen von Deiner Kraft etwas zu leiden gehabt!"

„Dafür ist und bleibt er Cupido," sagte Walter, „hier sogleich die Bemerkung Rafael's anwendend, „ein gemalter Liebesgott oder so einer, der mit ewig gespanntem Bogen auf dem Ofen steht: zielt, aber trifft nicht!"

„Sehr gut!" lachte Rodenberg.

„Wenn ich auch häufig ins Blaue ziele," erwiederte Rüding, „so diene ich doch sehr oft zur Zielscheibe — Deiner stumpfen Witze nämlich, die niemals das Schwarze treffen!"

„Ganz richtig, Du bist in jeder Beziehung ein würdiger Gegenstand!"

Rüding war im Begriffe, sich zu ärgern, das bemerkte man an seinen zusammengekniffenen Lippen und an der Art, wie er alsdann hastig seine blonden Locken hinter die Ohren strich; doch sagte ihm Bergmüller lachend: „Laß es gut sein, sanfter Eduard, steck' das ein, was man Dir gesagt, denn Du warst es doch, der mit scharfen Bemerkungen anfing, und was mich anbelangt, so bin ich viel zu gut gelaunt, um in diesem Tone fortzufahren."

„Wassermüller hat Recht!" rief van der Maaßen — „kommt, setzt Euch, dort wird auch schon die Suppe aufgetragen!"

„Und nicht zu früh," meinte Walter; „denn wir haben kaum zwei Stunden, bis der Eilwagen vorüberkommt —

hast Du dem dicken Wirthe gesagt, daß er nicht zu langsam servirt, denn sonst würde das Posthorn ertönen, ehe wir mit unserem kleinen Diner zu Ende sind!"

„Alles ist aufs beste besorgt."

„So setzen wir uns."

„Du dort oben an, Kohlenmüller."

„Es geht mir wie den lieben Kindern," sagte der Gefeierte lächelnd, „sie haben viele Namen."

„Und da Du leider fortgehst, müssen wir heute noch Gebrauch davon machen."

„Genirt Euch durchaus nicht."

„Nimm Dich in Acht, Wassermüller, wenn wir der Reihe nach auf alle Deine Namen Toaste ausbringen, so glaube ich, daß Dich der Conducteur nicht ins Coupé zu anständigen Leuten setzt, sondern er schickt Dich oben zwischen die Koffer."

„Meinetwegen, da liege ich denn ganz behaglich und schlafe."

„Die Suppe — wer legt die Suppe vor?"

„Meint Ihr nicht, man sollte dieses Geschäft Rübing übertragen? Er wird uns alsdann zeigen, wie man das in vornehmen Häusern zu machen pflegt."

„Schwacher Kerl!"

„Ich bin für Knorr," sagte Rodenberg — „Rübing würde es allerdings zierlich machen, aber Knorr unparteiischer, und da ich in der Fleischsuppe delicate Klöschen bemerke, sowie auch Krebsschwänze, so bin ich sehr für Unparteilichkeit."

„Also Knorr."

„Ja — Knorr, vorwärts ans Werk!"

Der lange Bildhauer erhob sich mit ernster Miene, neigte

sein Haupt nach allen Richtungen hin und sagte mit dem eigenthümlichen dumpfen Tone seiner Stimme: „Ich will das Geschäft gern übernehmen, doch unter Einer Bedingung."

„Laß hören, Knorr."

„Ihr müßt vorher Euer Tischgebet sprechen; anders thue ich es nicht."

„O—o—o—oh!"

„Knorr hat Recht," sagte Walter nach einer Pause; Ihr Burschen sollt Eure Dankbarkeit dafür beweisen, daß Ihr 'mal was Gutes zu essen bekommt — aber da leider die Wenigsten von Euch noch etwas von einem Tischgebete wissen werden, so soll Knorr es für uns besorgen, aber ich verlange, daß Ihr mit Anstand zuhört."

Darauf erhob sich der lange Bildhauer langsam und feierlich und blickte an den blauen Himmel empor, während er, die Hände faltend, ein kurzes Gebet mehr für sich wie für die Andern murmelte.

„So," sagte Walter, indem er ziemlich herausfordernd rings um sich her schaute — „hat Euch das was geschadet oder wird Euch die Suppe weniger gut schmecken?"

„Im Gegentheil — Knorr hatte Recht, uns dazu anzuhalten."

„Und wir hatten Recht, Knorr zu überreden, daß er die Suppe vertheile — seht, er macht das mit einer wunderbaren Genauigkeit."

„Ich hätte es auch schön gemacht," meinte Rübing zu einem jüngeren Maler, der neben ihm saß und bei dem er sich schon erlauben konnte, hinzuzusetzen, daß man es ihm nie erlasse, in den vornehmen Häusern, wo er häufig eingeladen sei, die Suppe vorzulegen — „es ist das nicht so leicht,"

setzte er selbstgefällig hinzu; „doch wer sich wie ich so viel in der großen Welt bewegt, macht sich nichts mehr daraus.“ —

Die Suppe war gegessen und die ersten Gläser geleert, wobei es denn freilich geschah, wie man vorhin gesagt, daß dem Gefeierten als Berg-, Wald-, Nebel-, Wasser- und Kohlenmüller häufig zugetrunken wurde; doch that er tapfer Bescheid und rief nun, sein Glas hoch emporhebend: „Kann man fröhlicher und glücklicher sein, als wir, vor allen Dingen, als ich? Wie schön sitzen wir hier beisammen in der warmen, milden Luft, unter dem klaren, wolkenlosen, sonnenbeglänzten Himmel, in der schönen Natur, beschattet von grünen Bäumen, und vor uns ein Mahl, woran sich kein König geschämt hätte — ich wollte, alle Menschen hätten es heute so gut, wie wir!“

„Besonders wie Du,“ sagte Rübing mit einem kleinen Seufzer — „ich kann mir schon denken, daß es ein wonniges Gefühl sein muß, so den eigenen Herd zu gründen und ein ruhiges, stillbehagliches Leben zu führen, nachdem man seine Jugend genossen.“

„Ich fürchte sehr, Kohlenmüller wird ein furchtbarer Philister werden,“ sagte van der Maaßen — „ein vorsichtiger, speculativer Kerl war er immer; ich bin überzeugt, er hängt das Zeichnen an den Nagel und wird ein Bilderhändler.“

„Pfui Teufel, so ein Blutsauger!“ rief Walter — „aber ich glaube, van der Maaßen hat Recht; wenn wir einmal nach Köln kommen und den Nebelmüller besuchen, so finden wir ihn statt in einem hellen, luftigen Atelier in einer dunklen Hinterstube, an deren Thür ‚Comptoir‘ zu lesen ist und wo er in den Büchern verzeichnet, wie viel Blätter heute von der lithographischen Anstalt abgeliefert worden sind.“

„Ja, ja," sprach Knorr nachdenklich, „ich fürchte auch, Du wirst nicht mehr viel dazu kommen, schöne Zeichnungen zu machen."

„Gleichviel, das ist seine Sache," rief Rohenberg lustig, „wenn er nur für uns der Alte bleibt!"

„Darauf könnt Ihr Euch verlassen," sagte der Bergmüller.

„Du, Du," meinte Ströbel, ein verheiratheter Maler, der bis jetzt sehr schweigsam da gesessen, „vergiß nicht, daß es schwer ist, ein Versprechen für eine zweite und dritte Person zu geben — Du wirst eine Frau haben und eine Schwiegermutter."

„Das wäre schrecklich!" rief Walter — „eine Frau zu nehmen, dazu könnte ich mich allenfalls entschließen, aber eine Schwiegermutter mitzuheirathen, einen Schwiegervater oder sonst ein Anhängsel — brrr!"

„Ja, eine Schwiegermutter hat ihre Schattenseiten," sagte Maler Ströbel mit einem trüben Lächeln, „und Deine Hauptmännin soll große Lust besitzen, vollgültige Schwiegermutter zu werden."

„Und daß sie uns Malern nie hold war, das weiß ich ganz genau," sagte van der Maaßen; „so lange sie noch hier wohnte, ehe sie nach Köln zog, kam einmal ein ganz hübscher Kerl aus München, der bei ihr miethen wollte — sie hatte gerade ein leeres Zimmer, das sie ihm aber rundweg abschlug — ich war selbst mit ihm dort."

„So, Du warst mit ihm dort," rief Rübing, laut lachend — „nun, da begreife ich es vollkommen, daß man den andern armen Kerl nicht genommen!"

Van der Maaßen blickte mit einer Miene in die Höhe, welche großes Erstaunen ausdrücken sollte.

„Das ist wahr, van der Maaßen,“ pflichtete Walter bei; „Du weißt, ich gebe dem sanften Eduard selten Recht, aber dieses Mal muß ich es doch thun.“

„Ich stellte ihn als meinen Freund vor und habe ihn überhaupt warm empfohlen.“

„Gerade deßhalb!“ — Die Andern lachten.

„Die Hauptmännin hat wahrscheinlich von Deiner Leidenschaft gehört, überall Schrauben auszuziehen, und das ist gewiß abschreckend.“

„Ein schlechter Witz, Walter.“

„Gewiß ein schlechter Witz,“ sagte Rodenberg, „denn van der Maaßen ist eine so reputirliche Person wie irgend Einer.“

„Das kommt auf die Jahreszeit an,“ meinte ein Anderer.

„Wie so?“ rief van der Maaßen in unwilligem Tone.

„Zu Anfang des Jahres hast Du einen neuen Anzug und stehst ziemlich anständig aus — hat derselbe aber einmal Frühjahr, Sommer und Herbst durchgemacht und ist zur Winterszeit auch an dem Winter seines eigenen Lebens angelangt, so ist er wie die Natur alsdann, kahl und abgemaust, und nicht mehr als Empfehlungsbrief zu brauchen.“

Van der Maaßen zuckte verächtlich die Achseln, hob das gefüllte Glas empor und that etwas sehr Gescheites: er trank dasselbe auf Einen Zug leer, pätschelte sich alsdann auf seine eigenen, dicken Backen und sagte: „Ich habe soeben auf die Gesundheit eines ganz vortrefflichen Kerls getrunken, eines guten Kerls, dessen Schale zuweilen meinetwegen unscheinbar ist, die aber einen edlen und vortrefflichen Kern umschließt — bei Euch ist leider das Umgekehrte der Fall, wurmstichiger Kern in glänzender Schale.“

„Trotz des Compliments, das Du uns machst, kann ich

mich doch nicht enthalten, auf die Gesundheit jenes vortrefflichen Kerls ebenfalls mein Glas auszutrinken — van der Maaßen soll leben hoch, hoch und abermals hoch!"

„Schnäbberbäng bäng bäng!" machte der junge Maler neben Rüding, indem er seine Hand wie eine Trompete vor den Mund hielt.

„Unser Gesprächsthema von vorhin ist noch nicht erledigt," sagte Knorr nach einer Pause; „ich bin von Bergmüller überzeugt, daß, wenn Einer von uns nach Köln kommt, er von ihm vortrefflich aufgenommen wird."

„Bei ihm wohl, aber — Frau Schwiegermutter — o weh, o weh!"

„Wann heirathest Du denn eigentlich?"

„Gleich nach Neujahr!"

„Schade, Du hättest wohl warten können bis nach Carneval, da hätten wir Dich besucht," sagte van der Maaßen.

„O, was das anbelangt," gab Bergmüller in einem keck sein sollenden Tone zur Antwort (doch klang derselbe nicht so offen und frisch, als man es sonst an dem Sprecher gewohnt war), „auch wenn ich verheirathet bin, soll mich nichts hindern, gute Freunde bei mir zu empfangen — natürlich, wenn wir Platz haben!"

„Ah, wenn Ihr Platz habt!"

„Nun, versucht's einmal!"

„Nimm Dich in Acht, Bergmüller," sagte Knorr, „es wäre mir in der That nicht lieb, wenn Du bei einer ähnlichen Veranlassung eine traurige Figur spieltest!"

„Pah — ich?"

„Ich kenne das," fuhr der lange Bildhauer fort; „man empfängt alsdann seine Freunde mit einer scheinbar herzlichen

Gemüthlichkeit, wobei man aber verstohlen und mit verlegener Miene nach dem Nebenzimmer blickt. ‚Freut es Dich, daß ich Dich endlich einmal besucht, nachdem Du mich so oft eingeladen?‘ ‚O, ungeheuer!‘ ‚Werde ich Dich auch nicht geniren?‘ Große Kunstpause. Da erklingt aus dem Nebenzimmer eine Stimme, die in scharfem und unangenehmem Tone sagt: ‚Wir würden uns sehr freuen, wenn wir nur Platz hätten — aber wir haben leider keinen Platz — gewiß, keinen Platz!‘“

Der ernste Bildhauer hatte diese kleine Scene mit solcher Wahrheit unter abwechselnden Stimmen gesprochen, daß Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, mit Ausnahme des Malers Ströbel, welcher sagte: „das ist zu wahr, um darüber zu lachen,“ und Bergmüller's, welcher vor sich niederblickte und seine ganz besonderen Gedanken zu haben schien.

„Nach dieser Antwort,“ fuhr Knorr mit großer Ruhe fort, „nimmt man sein Reisegepäck wieder unter den Arm und dann ....“

„Zieh', Schimmel, zieh—a—i—a—ieh',“

intonirte van der Maaßen mit kräftiger Stimme, worauf die Andern einfielen:

„Im Dreck bis an die Knie'.“

„Und trotz alledem lade ich Euch ein, wenn Ihr kommen wollt,“ rief Bergmüller in herausforderndem Tone, „während oder auch nach dem Carneval — ich will Euch dann zeigen, wer Herr im Hause ist!“

„Es wäre auch eine Schande, wenn Du's nicht wärest,“ meinte Walter brummend — „ein solch vierschrötiger Kerl, mit einem Haarbusche wie Simson, neben einer so kleinen,

schmächtigen Frau — ich habe das Glück, Deine Auserwählte zu kennen, und meine ....“

„Bei diesen Neckereien fällt mir ein,“ unterbrach ihn Rodenberg, nachdem er mit dem Messer an sein Glas geklopft, „daß wir es schändlich vernachlässigt haben, auf das Wohl der Dame zu trinken, welche ihm ihr Herz geschenkt! Erlaubt mir, diesen Fehler wieder gut zu machen,“ setzte er aufstehend hinzu, und fuhr alsdann, nachdem er sich geräuspert, fort: „Wir haben einen Mann unter uns, der im Begriffe steht, oder vielmehr im Begriffe sitzt, den Kreis von Freunden zu verlassen, die sich heute hier so freundlich um ihn geschaart haben — dieser Mann, unser Freund Bergmüller, hat aber nicht nur die Absicht, uns zu verlassen und sich eine neue und hoffentlich schönere Existenz zu schaffen, sondern er will sich auch mit einem Wesen verbinden, welches die Kühnheit hat, mit ihm künftig vereint durchs Leben zu wandeln — da ich nun die Kühnheit aufs höchste achte, so erlaube ich mir, mein Glas auf das Wohl dieser Dame auszutrinken — sie lebe hoch, hoch und abermals hoch!“

Alle schrieen lustig und kräftig mit, und das Anklingen der Gläser wollte gar nicht aufhören, denn rechts hieß es: ‚Die Waldmüllerin soll leben!‘ links: ‚Hoch die Nebelmüllerin!‘ und von anderer Seite: ‚Die Kohlenmüllerin!‘ und als nun gar Einer schrie: ‚Auf das Wohl der Wassermüllerin!‘ da nahm das Geschrei so lange kein Ende, bis van der Maaßen die glückliche Idee hatte, den allgemeinen Jubel dadurch in die Gränzen des Gesanges einzulenken, daß er anfing:

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.“

Dieses an sich so schöne Lied verfehlte auch hier seine gewöhnliche Wirkung nicht: die erste Strophe wurde mit derjenigen heiteren Begeisterung gesungen, die Jeder fühlte, indem er dabei an irgend eine Mühle dachte in irgend einem kühlen Grunde, zu der er einst hinabgestiegen war, um dort eine schöne Müllerin oder sonst etwas Aehnliches zu finden; die zweite, dritte und vierte Strophe gaben schon etwas Ernstliches zu bedenken, denn welchem unter den Sängern hier am Tische war es nicht schon vorgekommen, daß ihm ein Liebchen ver= oder entschwunden war!

„Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei."

Da erblickte man Manchen düster vor sich auf den Teller oder an den Himmel hinaufschauend, und dabei klangen sämmtliche Stimmen nicht mehr so frisch, als zu Anfang des Liedes; doch fand sich die fröhlichere Stimmung beim beneidenswerthen Leichtsinne der jugendlichen Gemüther mit dem letzten Verse wieder ein, und jeder, der durch ein entschwundenes Liebchen oder durch ein gesprungenes Ringlein tief gelitten, heiterte sich bei dem Gedanken wieder auf, als Spielmann durch die weite Welt reisen zu können und eine Weise zu singen, wo und wie es ihm gefiele.

Ob Knorr, welcher in diesem Augenblicke den Kopf in die Hand gestützt und die Augen hoch gen Himmel erhoben hatte, unter ähnlichen Gedanken litt, wissen wir nicht genau anzugeben; wenn er aber eines lang entschwundenen Liebs gedachte, so geschah dies mit Begeisterung, denn seine Augen leuchteten und schienen Gedanken in ferne Welten zu tragen,

vielleicht auf irgend einen Stern, wo er diejenige vermuthete, welche er einstens geliebt.

Rodenberg, welcher diese begeisterten Blicke bemerkte, konnte sich nicht enthalten, langsam aufzustehen und von einer alten Mauer, welche den Garten einfaßte, einen Epheuzweig abzureißen, den er rasch zu einem Kranze wand und ihn auf das Haupt des langen Bildhauers drückte, was von den Andern mit großem Jubel aufgenommen wurde.

„Wahrlich," rief Rüding, „so habe ich mir immer die alten, biderben Ritter gedacht, wenn sie, nach abgelegtem Helme, den Siegeskranz ums Haupt, an der Seite holdseliger Frauen bankettirten!"

„Oder einen jener Minnesänger, der im Kampfe des Gesanges gesiegt und mit dem Eichenkranze geschmückt wurde!" rief van der Maaßen schwärmerisch aus — „ach, das muß eine herrliche Zeit gewesen sein, hätte ich nur damals gelebt, ich bin überzeugt, mit dem Schwerte und der Harfe Wunderbares geleistet zu haben!"

„Vielleicht hättest Du auch Anlagen zum Tannhäuser gehabt," sagte der sanfte Eduard spöttisch; „doch würde mich in dem Falle Frau Venus gedauert haben."

„Darüber kannst Du Dich beruhigen," gab van der Maaßen in etwas bitterem Tone zur Antwort; „mit einer Frau Venus, die einen solchen Liebesgott wie Dich zur Welt gebracht, würde ich mich wahrlich nicht abgegeben haben — pfui Teufel!"

Rüding, der etwas zu viel getrunken hatte, erhob sich rasch von seinem Sitze und schleuderte seinem Gegenüber einen jener Blicke zu, die wohl im Stande sind, uns mit Wuth, Zorn, vielleicht auch mit Furcht zu erfüllen, der bei

dem sanften Eduard aber von solch komischer Wirkung war, daß van der Maaßen laut auflachte und Walter sich veranlaßt sah, den kleinen, blondgelockten Liebesgott ruhig am Kragen zu packen und etwas unsanft auf den Stuhl niederzusetzen, wobei er ihm zubrummte:

„Ich bitte mir aus, daß Du Ruhe gibst — es ist wahrhaftig um des Teufels zu werden! Will man einmal eine vernünftige Bemerkung machen, so fängt dieses Grobzeug Händel an und schneidet Einem die Worte vor dem Maul ab — was wollte ich doch eigentlich sagen?"

„Ja, wer kann das wissen," sagte Rodenberg — „auf etwas könnte ich allenfalls rathen, das Du habest sagen wollen."

„Und was denn, Bürschlein?"

„Daß die deutsche Kunst todt sei."

„Richtig, wir haben das heute noch nicht von Dir vernommen."

„Das könnte man Euch allerdings nicht häufig genug ins Gedächtniß zurückrufen," knurrte der alte Maler; „doch es war was Anderes — ich wollte nämlich sagen, daß Knorr mit einem Epheukranze auf seinem merkwürdigen Schädel wie ein alter Druide aussieht, ungefähr wie der Vater der liederlichen Norma."

„Wahrhaftig, er hat Recht!" riefen Bergmüller, Ströbel und ein paar Andere.

„Ja, ja," meinte auch Rodenberg; „hängen wir ihm ein weißes Gewand um, und der Seher ist fertig."

„Ein Tischtuch, ein Tischtuch!" schrieen einige Andere, und als das Verlangte rasch gebracht worden war, wurde der lange Bildhauer, der, still lächelnd, Alles mit sich geschehen ließ, in größter Geschwindigkeit und mit außerordent-

lichem Geschicke von Walter und Ströbel mit dem weißen Tuche drapirt, dann mit einem schnell herbeigeholten Stricke umgürtet, so daß er nun in der That mit seinem hageren, ausdrucksvollen Gesichte zu einem vortrefflichen Modell einer jener Priester des alten heidnischen Waldcultus hätte dienen können.

Dabei stand er aufrecht an seinem Platze, hatte die Arme über die Brust gekreuzt und erhob seine Blicke mit einer solchen Innigkeit gen Himmel, daß es Einem förmlich zu Muthe wurde, wie Walter flüsterte, als stände er vor dem Opfersteine, um aus den Eingeweiden des hingeschlachteten Rübing oder eines sonstigen Opferthieres die Zukunft zu enthüllen.

Jetzt erhob er langsam seinen rechten Arm, deutete um sich her auf die sonnenbeglänzte Landschaft und sagte mit seiner tiefen, melancholischen Stimme: „Schaut um Euch auf Berg und Thal, auf die Bäume und Sträucher dieses Gartens, ja, Jeder auf seinen Nachbar, und Ihr werdet finden, daß der Frühling und Sommer sowohl in der Natur, als auch mit wenigen Ausnahmen in uns vorüber ist: der Herbst will kommen und beginnt das Laub der Bäume und auch das Haar auf unseren Häuptern zu färben. Wißt Ihr wohl, welches Gefühl mich beschleicht, wenn ich so die gelb gewordenen Blätter anschaue? Ein Gefühl, das auch in Euren Herzen rege wird, wenn Ihr den so malerisch gefärbten Wald betrachtet oder wenn ein welkes Blatt langsam in der Luft umherwirbelt und dann zu Euren Füßen niederfällt — Ihr habt die Sehnsucht, davonzuziehen in ein glücklicheres Land, wo nicht das, was wir Winter nennen, dem entschwundenen Herbste folgt, wo nach dem heißen Sommer und dem frucht-

bringenden Herbste allerdings auch eine andere Jahreszeit eintritt, in welcher ebenfalls hier und da die Blätter von den Bäumen fallen, aber nicht, um die schwarzen Zweige besenhaft erscheinen zu lassen, sondern um Durchsicht zu gewinnen auf den tiefblauen Himmel, auf immergrüne Bäume und auf weißschimmernde Marmorbilder — ja, dorthin geht Euer leicht begreifliches Sehnen — aber Viele sind berufen, doch Wenige auserwählt, und wenn ich umherspähe, um an Euch das Zeichen zu entdecken, welches allein wahre, echte Kunst verkündet, so sehe ich nur über wenigen Stirnen die heilige Flamme lodern ....“

Er sprach das Alles in so eigenthümlicher und eindringlicher Weise, und dabei brannte in seinen Augen ein so seltsames Feuer, daß die Meisten ihn verwundert, fast bestürzt anschauten; nur van der Maaßen allein, der sich mit einem tüchtigen Schlucke gestärkt, meinte in gleichgültigem Tone:

„Natürlich, Euch kommt das sonderbar vor — ich aber bin dergleichen schon gewohnt und versichere Euch, es wird noch besser kommen.“

„Ich will Euch wahrlich nicht sagen,“ fuhr der Seher im weißen Tischtuche und dem Epheukranze fort, „über welcher Stirn ich eine wirkliche Flamme entdecke, oder wo einen matten Funken wie an einem ausgebrannten Schwefelholze, oder wo ein dünner Rauch, oder wo gar nichts. Und doch ist alles das hier in unserem kleinen Kreise vertreten; ich wollte Euch auch nicht nur sagen, daß in dem Herzen der meisten von Euch jene Sehnsucht nach einem schöneren Lande und einer milderen Sonne ruht, dazu braucht man in der That nicht die Gabe des Hellsehens zu haben, wie ich sie leider empfangen, sondern, da der Geist einmal mächtig über

mich gekommen, kann ich nicht anders, als Euch verkündigen, daß nur wenige unter Euch ein glänzendes, ein gutes, ja, ein genügendes Ziel erreichen werden."

„Natürlich," brummte Walter vor sich hin, „die deutsche Kunst ist ja todt — um uns das zu verkündigen, brauchen wir Dich nicht, alter Maulwurf!"

„Laßt ihn doch, 's ist ja nur ein Scherz," rief Bergmüller, „oder vielmehr der Wein, der aus ihm spricht!"

Doch ließ sich Knorr durch diese Einreden durchaus nicht stören. „Es ist freilich kein Kunststück, Euch das zu sagen, dazu braucht man nur Eure Werke zu betrachten," fuhr er unerschütterlich fort; „das war es auch nicht, was ich mit meinem inneren Auge sah, nachdem mich Euer eigener Wille zum Seher umgewandelt — schaut dorthin," sagte er nach einer Pause, indem er mit der rechten Hand nach Westen zeigte, „seht Ihr dort jene Vogelschaar, die langsam gen Süden fliegt? Sie zieht dahin über Berg und Thal, über Flüsse und Seen, über einsame Haiden, über volkreiche Städte, immerfort, immerfort, und wird sich endlich auf einem jener glücklichen Länder niederlassen, von denen ich vorhin sprach, die in unserer Phantasie leben und worauf wir sehnsüchtig hoffen! — Ja, alle hofft Ihr darauf — alle! Aber soll ich Euch sagen, wie viele von uns sich dort zusammenfinden werden? Nur drei — und wenn ich wollte, könnte ich sie mit Namen nennen!"

„Nenne sie!" riefen Einige mit erhitzten Köpfen.

„Nein, nein, er soll sie nicht nennen!" sagten Andere.

„Ich werde sie auch nicht nennen," sagte der lange Bildhauer in ruhigem Tone; „aber denkt an den heutigen Tag, denkt an die heutige Stunde — nur drei von uns, aber diese

drei werden ein schönes, großes, glückliches, langes Künstlerleben führen. Was die Anderen anbelangt," setzte er achselzuckend hinzu, „so werden sie auslöschen wie die Nachtlichter, ohne recht geleuchtet zu haben, und ihre Namen werden verwehen wie Rauch im Winde."

Es war eigenthümlich, wie diese Worte des melancholischen Bildhauers so gar keinen Eindruck auf sämmtliche Anwesende machten: war doch Jeder überzeugt, daß er unter den drei Glücklichen sei, die jener im Geiste gesehen, und als sich nun Knorr wieder gesetzt hatte und mit einem eigenthümlichen, traurigen Lächeln um sich schaute, bemühten sich Alle, die Gläser zu füllen und mit ihm anzustoßen, vor Allen Rübing, welcher sich nicht enthalten konnte, sein Glas dreimal nach einander gegen das des Anderen klingen zu lassen.

In diesem Augenblicke trat Jemand durch die Gartenthür herein, der mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde, sowie man ihn erblickt hatte.

„Michel Angelo!" schrieen die Einen.

„Schmitz, es ist famos, daß Du noch kommst!"

„Aber so spät, armer Kerl — Du wirst nichts mehr zu essen kriegen!"

„Als ein halber Künstler," sagte der kleine Mann munter lachend, „darf ich auch nur in der zweiten Hälfte des Diners kommen!"

„Wenn auch nur ein halber Künstler, so doch ein ganzer Kerl!" schrie Rübing, indem er ihm das gefüllte Glas hinhielt — „komm', wir stoßen an: Schmitz soll leben!"

„Und auch Du, Rübing!"

„Und die Anderen!"

„Alles soll leben!"

„Und vor Allem das, was wir lieben!" rief Bergmüller. — Und damit schien er den besten Trinkspruch ausgebracht zu haben, denn die Gläser klangen und klirrten so heftig an einander, daß mehr als eines in Scherben ging und in einem hohen Bogen auf die Seite geworfen wurde.

„Ja, was wir lieben!" wiederholte Michel Angelo, und dabei leuchteten seine Augen so glückselig, daß Walter, neben dem er Platz genommen, den Arm um den Hals des kleinen Mannes legte, ihn näher zu sich zog und ihm ins Ohr flüsterte:

„Man sagt, daß Du ein kleines Ungeheuer bist und daß man Dir Glück wünschen darf — ist es so, dann stoße ich mit Dir noch einmal leise an — die rohen Gesellen dort brauchen nichts davon zu wissen."

Nach diesen Worten schaute Schmitz seinen Nachbar auf das freundlichste an, und ohne etwas zu erwiedern, erhob er sein Glas und stieß es klingend mit dem des Anderen zusammen.

„So leb' denn wohl, du altes Haus!"

brüllte van der Maaßen, wobei er dem Bergmüller so kräftig die Hand schüttelte, daß dieser, welcher ohnehin nicht mehr stark im Gleichgewichte war, beinahe zu Boden gefallen wäre.

„Ich zieh' betrübt aus dir hinaus!"

„Weiß der Teufel," sagte er alsdann, seinen Gesang unterbrechend, „daß ich immer melancholisch werde, so oft ich ein paar Gläser mehr trinke — auch jetzt wieder muß ich mich hundemäßig in Acht nehmen, nicht an sie zu denken —

Sie, die Eine, Kleine, Meine —

denn wenn ich an sie denke, so kann ich mich der tiefsten Wehmuth nicht erwehren!" — Dabei verzog er sein breites Maul zu einem traurig sein sollenden Grinsen.

Rodenberg hatte wohl gehört, was Walter ihm gegen-

über vorhin dem Anderen zugeflüstert; er hatte es auch verstanden, und es durchzuckte ihm das Herz eine Secunde lang wie mit wilder Eifersucht, wobei er aber in der nächsten Zeit selbst lächeln mußte. Und wenn das Unglaubliche wirklich wahr wäre, dachte er, was geht's dich an! Kann es den Werth einer Perle verringern, wenn die andere, äußerlich ganz gleiche, in einen Sumpf fällt — und doch wieder, welch unerhörtes, schamloses Glück!" — Er biß heftig die Lippen auf einander und sprang auf, um einen Gang durch den Garten zu machen.

Da klang von der Stadt her der helle Ton des Posthorns, die Fröhlichkeit mit Einem Male zerreißend, die heitere Gesellschaft gewaltsam aufstörend.

Walter hatte sich ebenfalls so rasch, als es ihm möglich war, erhoben und holte mit breitspurigen Schritten, welche seinem schwankenden Gange etwas Festigkeit geben sollten, das erhabene Kurzholz herbei, das nun von ihm, beim letzten Acte des Abschieds, bis an den Eilwagen der Gesellschaft vorangetragen werden mußte. Diese füllte noch einmal rasch die Gläser, leerte sie und behielt sie alsdann in der Hand, um unmittelbar vor dem Wagen den letzten Trunk zu thun, zu welchem Zwecke Rafael ein paar Flaschen Wein draußen vor dem Gartenthore hütete.

Und das Posthorn erscholl näher und näher.

Walter schritt nun voran, die Fahnenstange mit dem erhabenen Kurzholze, an welchem die bunten Bänder anmuthig hin und her flatterten, hoch emportragend, und die Freunde folgten paarweise, das schöne Lied singend:

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städtle hinaus — Städtle hinaus,
Und Du, mein Schatz, bleibst hier —"

Waren es die Worte jenes Liedes, oder der Abschied von den guten, alten Freunden, oder trug der genossene Wein auch seine Schuld daran, was den Bergmüller plötzlich so trübe stimmte, genug, er zwinkerte so stark mit den Augen und zog alsdann, in ein gelindes Heulen ausbrechend, sein Taschentuch hervor. Dabei müssen wir gestehen, daß diese Bewegung ansteckend wirkte, denn Rüding lächelte mit krampfhaftem Grinsen, um seine Rührung zu verbergen, und van der Maaßen schneuzte sich viel öfter, als nothwendig war, seine dicke Nase.

So gelangte der Zug vor das Gartenthor, wo der Eilwagen eben hielt und sich der Postillon bequem in seinen Sattel setzte, um aus den Händen Rafael's ein Glas Wein in Empfang zu nehmen, während der Conducteur mit der bekannten Geschäftigkeit dieser Leute aus seinem Coupé kletterte und mit jener Eindringlichkeit zur Eile antrieb, von der wir im voraus überzeugt sind, daß sie nicht so böse gemeint ist. Auch befolgte dieser würdige Beamte durchaus nicht seine eigenen Ermahnungen, denn als er sich einmal hinten am Wagen befand, wo er von den Mitreisenden nicht mehr gesehen werden konnte, da ließ er sich die Flasche Wein, welche der Wirth ihm hier überreichte, außerordentlich wohl behagen, ja, er sah es freundlich schmunzelnd mit an, wie nun die ganze Gesellschaft der Künstler zu zwei und zwei, das erhabene Kurzholz an der Spitze, dem Ritual gemäß dreimal um den Wagen herumzog, wobei wir nicht verschweigen dürfen, daß van der Maaßen gierige Blicke nach einigen hervorragenden Schrauben warf, wie alsdann Walter den Abschiednehmenden dreimal mit der Spitze der Standarte an der Schulter berührte und zu ihm also sprach:

„So entlassen wir Dich denn hiermit aus dem engeren Künstlerverbande, indem wir Dich dabei ermahnen, dem weiten Kreise, der sich um alle Künstler schlingen soll, so weit die deutsche Zunge klingt, gerecht und treu zu bleiben — fahre wohl!“

Die Passagiere, welche im Wagen saßen, streckten überrascht ihre Köpfe, so viel deren Platz hatten, zu den Fenstern heraus, um nach der Ursache dieses Anhaltens zu spähen, und dabei war der Anblick, welchen ihnen der sonderbare Umzug der Künstler gewährte, nicht dazu geeignet, ihr Erstaunen zu vermindern.

Jetzt kletterte Bergmüller, dessen Rührung in der That den höchsten Grad erreicht hatte, auf seinen Platz, und als nun der Conducteur hinter dem Wagen hervorkam und mit auffallend polternder Stimme fragte, ob man denn noch nicht fertig sei und ob der Postillon endlich fahren wolle — „Sternelement, ich werde Versäumniß haben und Strafe zahlen müssen!“ — und sich alsdann mit der Leichtigkeit eines Vogels auf das Trittbrett schwang, da zogen die Passagiere ihre Köpfe ein, da ließ Bergmüller, unfähig, zu reden, sein Taschentuch flattern, da gewann der Postillon wieder seinen alten, correcten Sitz, schnalzte mit der Zunge und ließ die Peitschenschnur, nachdem sie einen großen Bogen beschrieben, knallend zwischen die Vorderpferde hineinfallen.

„Leb' wohl, Bergmüller!“

„Fahr' wohl, Nebelmüller!“

„Behüt' Dich Gott, Kohlenmüller!“

„Auf Wiedersehen, Waldmüller!“

Dahin rollte der Wagen, den leichten Abhang hinab, was die Pferde laufen konnten, eingehüllt in eine Staub-

wolke, und Alle blickten ihm mehr oder minder wehmüthig nach, sogar Walter schien bewegt, als er so da stand, sich an die Standarte wie an eine Hellebarde lehnend. Wie viele hatte er schon hinausgeleitet an den ‚grünen Baum', und wie oft war das schon gleichbedeutend gewesen, als hätte er sie zur ewigen Ruhestätte geleitet — sie waren verschollen und vergessen, man hatte nie mehr etwas von ihnen gehört! Und nun heute wieder Einer, von dem man ja nicht wissen konnte, ob er sich noch erinnern werde an die getreuen Freunde, die ihm mit feuchten Augen das Geleite gegeben — und dann in einigen Tagen vielleicht ein Anderer, der abreiste, und wieder Einer, und dann wieder ein Anderer, und so fort!

Und über diesen Gedanken verfiel der alte Maler in traurige Träumereien, und er sah sich als den Letzten, der noch übrig war, und mußte also selbst seine einzige Begleitung bilden, das erhabene Kurzholz hoch in der Hand tragend, und dann pflanzte er dasselbe dort am Wege auf einen Steinhaufen, und da blieb es wahrscheinlich stehen, lange, lange Jahre, bis seine bunten Bänder herabfielen, bis die Stange in sich zusammenbrach und bis das erhabene Kurzholz selbst niederfallend zwischen den Steinen verschwand!

Es war gut, daß in der allgemeinen Rührung, welche sich sämmtlicher Gesellen bemächtigt hatte — denn Alle waren von ähnlichen Gedanken wie Walter bewegt worden —, van der Maaßen so viel Humor behalten hatte, das hierhin wohl passende Lied eines Postillons anzustimmen — passend auf die allgemeine Stimmung und besonders auf den Ton des Posthorns, das wie als letzten Gruß des Freundes von fern

noch einmal schmetternd herüberklang und von welchem eine Strophe heißt:

„Ein Mühlrad und ein Menschenherz
Wird stets umhergetrieben,
Und wenn es nichts zu reiben hat,
So wird es selbst gerieben."



noch einmal schmetternd herüberklang und von welchem eine Strophe heißt:

„Ein Mühlrad und ein Menschenherz
Wird stets umhergetrieben,
Und wenn es nichts zu reiben hat,
So wird es selbst gerieben.“



